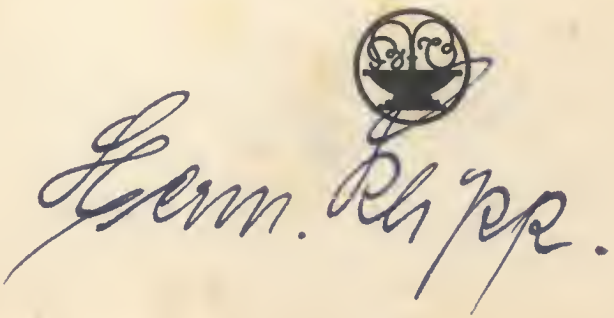
SCHULTZE-
PFAELZER

Das Jesuitenbuch

Gerhard Schultze-Pfaelzer / Das Jesuiten-Buch



Das Jeſuiten-Buch

Weltgeſchichte eines falſchen Prieſtertums

von

Gerhard Schultze-Pfaelzer

9.—11. Tauſend

Brunnen-Verlag / Willi Biſchoff / Berlin

Alle Rechte vom Verlag gewahrt / Printed in Germany
Copyright 1936 by Brunnen-Verlag / Willi Bischoff Berlin
Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig

„Und wie steht's mit den Jesuiten?"

Wissen Sie noch, Kamerad, wie wir uns zum ersten Male begegneten? Die Gedankensegler, die wir damals kreuzen ließen, sind vor Anker gegangen. Wir haben kein Logbuch unserer geistigen Fahrt geführt, warum sollten wir uns auch so wichtig machen! Unsre Fracht aber wog als Lebensgut schwer, ich wollte sie hinterher noch genauer sichten. So ist zuletzt dies Buch entstanden.

Ehe ich nun der Reihe nach auspacke, wollen wir uns ein wenig erinnern. Wo begann unsere Ausreise? Wir denken so gern zurück, denn es war kurz nach dem Siege des deutschen Gewissens im Saargebiet, an einem Abend im Januar 1935. Während das winterliche Dorf schon schlafen ging, hockten wir in der Schulstube auf den Kinderbänken, um das große Zeitgeschehen nachzuerleben. Wir hatten die glückliche Heimkehr unserer Volksbrüder an der Saar in schöner Hochstimmung begangen. Jetzt sollte ich von der unerfreulichen Kehrseite des Kampfes um den deutschen Grenzgau sprechen, und ich bemühte mich, jene internationalen Kräfte zu schildern, die immer wieder das natürliche Eigenleben der Völker stören wollen.

Auch an der Saar hatten wir solche Wühlarbeit volksfremder Geister beobachtet. Die Anschläge waren Gott sei Dank schmählich gescheitert. Die Deutschen, die dort seit alters zu Hause sind, hatten schlicht und klar ihren Wil-

len kundgetan: das Vaterland, im Reiche geeint, ist das Höchste. Aber es gibt auch innerhalb der Volksgrenzen allerlei Gruppen von Leuten, die ihre Wunschbilder außerhalb suchen. Sie jagen volklosen, überstaatlichen Einbildungen nach, sie wollen der Nation das Recht zur Selbstbestimmung rauben. Wenn ein Vollblutfranzose bei einem Grenzstreit für Frankreich stimmt, so tut er damit seine Pflicht. Wenn aber versprengte Prinzipienreiter einen künstlichen Status aufrichten wollen, muß sich die Volksnatur dagegen zur Wehr setzen. Die internationalen Freibeuter schädigen heute die eine Nation und morgen die andere. Sie gefährden den Frieden zwischen den organischen Gebilden, sie können nur der Verwirrung dienen, denn Gestaltung ist den Hirnen ohne feste Erdwurzeln versagt.

Sie pflegen sich sehr menschenfreundlich zu tarnen, diese dürren Figuranten! Sie putzen ihre grauen Dogmen blumig heraus. Ich nahm die einzelnen Masken aus den historischen Kostümschränken und hielt sie Ihnen zu genauerer Betrachtung hin. Da stellten sich die Grimassenschneider des Proletkults und des feudalen Hochmuts vor, die Phantasten der Humanität, die Akrobaten des Denkens, die weltbürgerlichen Geldsäcke, die Rassenpanscher ohne Ehrfurcht vor dem Blut. Wir kamen auf Marxisten, Freimaurer und Juden zu sprechen. Ich schilderte die Typen der Spekulanten und der schwärmenden Aufrührer, die am liebsten dort auf Fischfang gehen, wo Völker eine schwere Krisis durchleiden.

*

„Wenn einer noch Fragen hat, bitte" — sagte ich abschließend. Und jemand rief mir zu: „Wie steht's denn eigentlich mit den Jesuiten?" Das waren Sie, Kamerad! Ihnen verdanke ich damit den ersten Anstoß zu dem Buche, das jetzt vor Ihnen liegt. Die Jesuiten hatte ich in meinem

Vortrag nicht erwähnt, nicht etwa aus Unkenntnis oder Vergeßlichkeit, sondern ich wollte jeden Anlaß zu religiösem Streit vermeiden. Zwischen katholischem Glauben und jesuitischem Unwesen einen gerechten Trennungsstrich zu ziehen, schien mir besonders schwer.

Die römische Kirche hat nämlich die berüchtigten Unternehmungen des Jesuitenordens fast immer gedeckt, sie hat den gefährlichen Orden nur einmal unter dem Druck der Nationen fallen lassen. Die katholischen Völker wandten sich freilich oft genug gegen die jesuitischen Umtriebe und zeigten damit, daß ein katholischer Christ noch kein „Jesuiter" zu sein braucht. Auch im Saargebiet hatten sich ja die deutschen Katholiken treu zum Reiche bekannt. Die Gläubigen des römischen Kultus erregen sich leicht, wenn man das Jesuitentum, diesen wundesten Punkt ihrer Kirchengeschichte, berührt. Hier lauert das Fieber des „politischen Christentums", hier tritt die Religion über das religiöse Bedürfnis hinaus und quält die Seelen der Völker. Darf man eine Religion für den Mißbrauch verantwortlich machen, der mit ihrem Glauben getrieben wird? Eine ungeheuer schwierige Frage.

Das alles ging mir damals durch den Kopf, als Sie, mein Kamerad, plötzlich wissen wollten, wie's mit den Jesuiten stünde. „Von denen könnte ich Ihnen bis morgen früh die spannendsten Geschichten erzählen", gab ich Ihnen zur Antwort, doch ich fügte hinzu, warum ich Bedenken hätte. Bei dem Kapitel Jesuiten müsse man den Tatbestand sorgfältig prüfen, damit die Anschuldigungen auch wirklich ins Schwarze träfen. Also vielleicht später einmal, für heute möchte genügen, daß wir die Jesuiten ganz gewiß nicht zu unsern Freunden zu zählen hätten.

In Ihrem jungen, frischen Gesicht, Kamerad, las ich Unwillen über meine Vorsicht. Sie dachten wohl, so sind diese Akademiker, vor lauter Vielwisserei können die nicht mit

der Sprache rausrücken. Schon standen Sie vor mir. Ihr Blick traf mich wie ein Speer, und ich hörte Ihre schroffen Worte: „Wenn die Jesuiten unsere Feinde sind, dann brauchen wir nicht drum rum zu reden, dann behandeln wir sie auch so!" Damit hatten Sie meinen männlichen Beifall, auch wenn es mir selbst nach meinem Herkommen nicht lag, in dem schwierigen Vorstellungsbereich des Religiösen diese soldatische Kürze anzuwenden. So drehte ich den Spieß einfach um und fragte, was Sie vom Jesuitentum wüßten. Und Sie schossen wie aus der Pistole: „Die Jesuiten, das sind die Pfaffen, die ihre schwarzen Geschäfte meinen, wenn sie vom Willen Gottes predigen."

Das war grobes Kaliber, aber Sie hatten nicht schlecht gezielt. Ihr Instinkt traf wirklich in ein Zentrum der Ordenslehre, denn ein berühmter Jesuitensatz lautet: „Wir müssen unsern Willen zu dem Willen Gottes umbilden." Und das haben nicht nur Sie, Kamerad, sondern auch vorsichtige Theologen für eine Anmaßung erklärt. Denn von hier aus ist nur ein kleiner Schritt zu der wahnwitzigen Behauptung: Was wir wollen, ist Gottes Wille, und wer etwas anderes will, ist verflucht. Damit würde dieser geistliche Orden den Anspruch erheben, die Völker hätten seinem Willen untertan zu sein, und versucht hat er das oft. Zwar wurde auch in der Jesuitenküche nicht ganz so heiß gegessen wie gekocht, aber wie viele ihrer Kostgänger haben sich den Schlund verbrannt!

*

Wir befanden uns also schon mitten im Gefecht. Sie hatten den Kampf gegen die „schwarzen Husaren Roms", wie man die Gesellschaft Jesu nannte, schneidig aufgenommen. Auf mich wirkte Ihr Vorstoß befreiend, und ich ließ mich mitreißen. Ich erzählte allerlei tolle Stückchen aus ihrem

pfäffischen Heldenleben; wie sie einen mönchischen Hochstapler zum Zaren von Rußland machten, wie sie den Kaiser von China mit der Nichte des Papstes verheiraten wollten, wie sie mit den Indianern das Kriegsbeil ausgruben, wie sie einen kommunistischen Operettenstaat in Südamerika gründeten. Wir folgten ihnen in die Boudoirs der französischen Königsliebchen und auch an den vergoldeten Wiener Beichtstuhl, in dem sie das Unheil des Dreißigjährigen Krieges heraufbeschworen.

Ja, da staunten Sie! Später versicherten Sie mir, zunächst nur von der Kanzelhetze dieser schlimmen Väter gewußt zu haben, wie sie auch heute noch manche Kaplane nicht lassen können. Das hatte Ihnen schon durchaus genügt, und mit Recht. Nach ein paar Tagen drückten Sie mir rückblickend Ihre Verblüffung aus. „Wie konnten sich Menschen mit gesunden Sinnen jahrhundertelang solchen Schwindel gefallen lassen!" Ich antwortete Ihnen: „Die Menschen haben doch nicht immer so gefühlt wie ein fünfundzwanzigjähriger Deutscher von heute. Alles, was mit der Religion zusammenhing, übte, je weiter die Zeitalter zurückliegen, eine mehr und mehr umfassende Herrschaft aus. Im Mittelalter sahen die Menschen in der Religion die höchste Summe ihres Schicksals und maßen den irdischen Vorgängen nur eine untergeordnete Bedeutung bei. Dann begannen sich Gottesreich und weltliche Lebensaufgaben allmählich schärfer zu scheiden. Die Trennung vollzog sich zunächst in wilden Kulturgewittern. Hie Sünde — hie Seligkeit! Welcher Gnaden bedarf man? Wie finde ich den Weg zu Gott? Damit rangen Priester und Laien in heißer Leidenschaft. Als man in religiösen Dingen immer toleranter wurde, schien die Kirche nur noch eine öffentliche Einrichtung wie andere auch zu sein, man hatte ihr das Ressort der Seelentröstung und der Säuberung der Gewissen gelassen. Die Sehnsucht, Gottes allmächtige Hand auch im

Diesseits zu spüren, brach immer wieder durch. Wenn dann die Bußprediger den Heilsuchern eine kirchlich bewachte Lebensführung befahlen, wurden sie leicht in die Politik verschlagen, und das gab meistens ein Unglück."

*

Nun entspann sich zwischen uns etwa folgender Dialog, bei dessen Aufzeichnung ich der Übersicht wegen unsere langwierigen Gespräche zusammenziehe. Sie sagten: „Was geht es uns an, daß sich die Leute früher zu Sklaven des Betschemels machen ließen."

Darauf ich: „Wir dürfen uns nicht damit begnügen, den pfäffischen Schlagworten nur einen andern Kampfruf entgegenzusetzen. Unser Gegenwille muß aus der Tiefe der Anschauung schöpfen. In weltlichen Dingen reicht die zeitgenössische Überzeugung als Maßstab aus, in religiösen haben wir nicht einfach fremde Vorstellungen abzutun. Was Sie einen unbegreiflichen Schwindel nannten, war den Gläubigen heiliger Ernst."

Sie: „Aber die Jesuiten haben doch Gott nur als Vorwand benutzt."

Ich: „Gott hat sich diese Priester nicht erwählt, sie haben ihn für ihre Ziele beschlagnahmt. Aber sie glaubten auch an das Heilbringende ihrer bösen Taten."

Sie: „Wenn ihre Ziele schwindlerisch waren, mußte Gott sie entlarven."

Ich: „Das hat er getan, er hat sie verworfen, indem er ihnen den entscheidenden Sieg versagte. Sehen wir uns ihre Ziele genauer an: Die Jesuiten wollten, als die römische Oberherrschaft über die Christen ins Wanken geriet, die totale Machthoheit der katholischen Religion wiederherstellen. Die Menschen sollten sich aufs neue mit ihrem ganzen Dasein dem Spruch des höchsten Priesters beugen. Auch die Politik, der irdische Häuserbau der Gemeinschaften, sollte

wieder wie einst der Zensur der Kirche, der Segnung oder Verfluchung durch den vermeintlichen Beauftragten Christi unterworfen sein. Wurde dieser nach rückwärts gerichtete Plan nicht in seiner Ganzheit erreicht, so war er total gescheitert. Und er blieb im ganzen ein vergebliches Unterfangen, die selbstbewußte Menschheit wollte sich nicht mehr in die alte Kirchenbindung fügen."

Sie: „Demnach waren die Jesuiten Reaktionäre."

Ich: „Besser gesagt, Gegenrevolutionäre. Unter einer Gegenrevolution verstehe ich dies: Eine revolutionäre Bewegung hat das Lebensgefüge verändert, und die Anhänger des früheren Zustandes suchen jetzt die alten Verhältnisse wieder zu erzwingen, indem sie sich sogar den Kampfmitteln der Revolutionäre anpassen. Bloße Reaktionäre lernen nichts zu, ihre Opposition träumt nur von den vergangenen Zeiten, sie sind die Schlafmützen der Geschichte. Die Gegenrevolutionäre haben mit scharfen Augen die Methoden des Feindes, seine Stärken und Schwächen erspäht, sie arbeiten mit vielen Listen, und ihre Aktionen wirken so unaufrichtig, weil Mittel und Zwecke einander nicht entsprechen."

Sie: „Aha! Darum erfanden die Jesuiten also den Satz ‚Der Zweck heiligt das Mittel'."

Ich: „Das Wort stammt zwar nicht von den Jesuiten, und es war ihnen immer höchst unangenehm, die Väter dieser alarmierenden These genannt zu werden, aber sie haben tausendfach danach gehandelt. Der Gedanke ist rein weltlichen Ursprungs und zuerst von dem revolutionären Renaissancepolitiker Machiavelli in Umlauf gesetzt. Der Jesuitenorden entstand ein paar Jahre später. Sie sehen also auch an diesem Beispiel, wie sich die Jesuiten das Ideengut aneigneten, das zur Revolution der großen Verweltlichung gehört. Machiavelli verkündete nur das Wesen der modernen Politik: das Staatswohl geht über alles. Man muß, um das nationale Glücksziel zu erreichen, nötigenfalls

auch brutale und krummwegige Mittel gebrauchen. Eine solche Praxis entspricht der irdischen Wirklichkeit und ihren Bedürfnissen, aber sie ist unchristlich und im Sinne des katholischen Glaubens eine Sünde. Wenn nun die gegenrevolutionären Kämpfer für die altdogmatische Kirchenvormacht mit unchristlichen, mit ‚sündigen' Methoden operieren, so empfinden wir das als Heuchelei und nennen es scheinheilig."

Sie: „Da haben wir ja den politischen Priester, den Pfaffen, der mit heiligem Augenaufschlag sich die Macht auf Erden erschleichen will. Ich habe von vornherein recht gehabt, und Ihre Zurückhaltung war überflüssig."

Ich: „Gewiß hatten Sie recht, aber Sie sollten wissen, warum Sie recht haben. Noch möchte ich Sie dem Bekehrungseifer eines Jesuiten nicht ausliefern, er würde Ihnen arg zusetzen."

Sie: „Was würde er mir schon vorreden können!"

Ich: „Er würde erst einmal alles zugeben, was wir beide jetzt gegen das Jesuitentum vorgebracht haben. Dann würde er Sie ausfragen nach allem, was Sie über Gott und die Welt in dieser und jener Hinsicht fühlen und denken. Bald würde Ihnen der Kopf rauchen, und Sie müßten sich eingestehen, von Gott und der Ewigkeit keine sichere Vorstellung zu haben. Ihnen wäre elend zumute, Sie würden verzagt, vielleicht zerknirscht sein und sich nach einem festen Halt sehnen. Dann aber würde der Jesuit mit seinem überlegenen, durch lange Exerzitien geschulten Willen auf Ihre zermürbte Seele eindringen, er würde Ihnen suggerieren, daß Sie das Leben aus einer falschen, weil irdisch vergänglichen Perspektive betrachten, daß Sie aber durch ‚heiligen Vorsatz' eine freie und feste Haltung erwerben könnten, die Sie über die ‚armseligen Zufälle' des Daseins hinaushebt und mit dem ewigen Heil verbindet. Lachen Sie nicht! Die Jesuiten haben Männer auf den höchsten irdischen Blick-

warten überrumpelt, Könige, Feldherren, Staatsmänner, die sich zunächst alle sehr selbstsicher vorkamen."

Sie: „Aber zuletzt haben sie doch überall einen Fußtritt bekommen."

Ich: „Meistens! Gott sei Dank! Dann hatten sie freilich schon viel Verwirrung und Schaden gestiftet."

Sie: „Die ‚armseligen Zufälle' sind natürlich die Staatsordnungen, die den Jesuiten nicht gefallen. Und der ‚heilige Vorsatz' soll die Aufsässigkeit gegen die Gebote der irdischen Macht sein. Das durchschaut man ja sofort."

Ich: „Nein, das durchschaut man nicht so schnell. Wenn Sie gottlos wären, dann wäre die Sache einfach. Dann würden Sie eben jede Gottesherrschaft für Mumpitz erklären. Aber Sie glauben ja, daß Gott über uns waltet. Es gibt ein verfängliches religiöses Wort, das lautet: ‚Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen.' Gottes Wille gilt dem Gläubigen als mystisch offenbart, doch über die Anwendung des göttlichen Gesetzes urteilen irrende Menschen, urteilen besonders willkürlich die Jesuiten. Wie löst sich die Verwicklung? Sie löst sich überhaupt nicht! Die Theologie aller Konfessionen bietet zwar unendlich viele Erklärungen an, aber es sind alles nur dogmatische Umschreibungen der Frage, nicht zuverlässige Antworten. Eine solche Lösung ist auch gar nicht nötig. Erinnern Sie sich an das gute Wort von Möller van den Bruck, man müsse die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben. Gott und Welt kommen nicht zusammen, aber man verliert Gott nicht, wenn man ihm den Himmel zuweist und uns die Erde, ihm die Ewigkeit und uns die Endlichkeit. Wir durchleben in uns den Gegensatz, keine der Sphären kann der andern befehlen. Jeder soll den Himmel so glauben, wie er ihn nach seiner Offenbarung glauben muß, aber auf Erden haben wir unsere Angelegenheiten irdisch zu ordnen, durch menschliche Liebe und durch menschlichen Haß. Ich war daher

‚zurückhaltend', so nannten Sie es, als wir von dem rein diesseitigen Unheil des Marxismus auf ein religiöses Übel zu sprechen kamen."

Sie: „Einverstanden. Wenn nur die Priester auch so dächten. Aber kein Pfaffe wird das anerkennen. Die Priester wollen sich nicht auf den Himmel beschränken, sondern auf Erden Macht haben. Und das geht so weit, daß sie die Menschen, die sich ihnen nicht fügen, vom Himmel aussperren wollen. Und mit dieser Drohung waren doch wohl die Jesuiten besonders schnell bei der Hand. Was hat die Frau von Pompadour für Angst geschwitzt, als ihr der mächtige Hofpfaffe den Himmel vorenthielt, bis sich irgendein kleines Priesterchen finden ließ, das ihr die Tür zur Seligkeit aufschloß. Und das waren noch Geistliche derselben Konfession. Es gibt wohl in allen Kirchen solche und solche. Mit Bewußtsein bin ich noch keinem Jesuiten begegnet, aber genug Priestern, die welche sein könnten."

Ich: „Gewiß, aber wir wollen genauer unterscheiden. Die katholische Kirche hat das jesuitische Treiben begünstigt, denn sie hielt an der totalen Bevormundung durch das Priestertum fest. Aber die Tätigkeit des Ordens fand auch in ihrer Kirche lebhaften Widerspruch. Die Dominikaner entrüsteten sich, wenn die Jesuiten als Uhrmacher, Geschützgießer, Gartenkünstler, Händler und Seeleute auftraten, um hintenherum für den Glauben zu werben. Gottes Wort müsse doch mächtig genug sein, um durch seine eigene Kraft die Herzen zu gewinnen. Es war aber nicht mehr mächtig genug, um hochentwickelte Eigenkulturen der Völker im römischen Kirchensinne umzuformen. Daher holten sich die Jesuiten die fortgeschrittenen Hilfsmittel der irdischen Welt zu Hilfe, um als Alleskönner die Vormacht in den Ländern indirekt zu erwerben. Sie wurden Berater und Erzieher der Regierenden. Das Papsttum wäre ohne die Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert wahrscheinlich keine Weltmacht

geblieben. Durch ihre willensmächtigen Leistungen für die Erhaltung der römischen Kirchenmacht setzten sich die jesuitischen Methoden bald mehr und mehr durch. Es waren ‚sündige' Mittel, mit denen man die Welt für den ‚Heiligen Vater' zurückerobern wollte. Dabei zeigte sich, wie schwach die Religion an sich geworden war, wie sehr sie fremder Krücken bedurfte. Die Welt wurde nicht mehr vergöttlicht, sondern umgekehrt wurde die heilige Kirche ein Sammelbecken für weltliche Machtinteressen. Das geistliche Ziel wurde verfehlt, die Kirche kam aus dem Gestrüpp ihrer weltlichen Politisierung nicht mehr heraus. Man könnte darin eine Tragödie des Christentums sehen. Der jesuitische Kirchengeist ist nicht auf den Orden beschränkt geblieben, ein großer Teil des Klerus denkt und handelt längst gewohnheitsmäßig nach jesuitischem Muster. Mit falschen Bärten, Falltüren, Mätressen, Indianerhorden und Sonnenfinsternissen arbeitet man natürlich nicht mehr, aber dieser priesterliche Schlag ist ein unerbittlicher Gegner der nationalen Kulturen geblieben."

Sie: „Bisher haben Sie nur von den römischen Dunkelmännern gesprochen. Es gibt doch auch noch andere."

Ich: „Mancher protestantische Hofprediger hätte seinen Anlagen nach einen vorzüglichen Jesuiten abgegeben. Aber die reformatorischen Kirchen haben keine Grundsätze entwickelt, die den modernen Tendenzen des Staates und der Gesellschaft scharf widersprechen müßten. Reibungen gab und gibt es auch hier. Wo im Protestantismus zwischen Religion und irdischer Ordnung Streit entstand, kam er nicht aus starrem Prinzip, sondern aus offener oder heimlicher politischer Gegnerschaft. Ein protestantischer Geistlicher, der zu pfäffischem Machtstreben neigt, ist leider keine Einzelerscheinung mehr. Hinter ihm steht aber keine klerikale Bewegung, und besondere Fälle bilden daher kein Symptom einer öffentlichen Gefahr. Die Protestanten haben die Sakra-

mente weggeräumt, die zum Konflikt mit dem irdischen Leben führen müssen, und nur die Taufe und das Abendmahl, zwei rein geistliche Kulthandlungen, als Sakramente behalten. Wieviel Mißbrauch trieben dagegen die Jesuiten mit den römischen Sakramenten der Ehe und der Beichte. Eheschließung, Ehescheidung und Sündenvergebung unterstellen sie in allen schwierigen und gewichtigen Fällen dem Nutzen, den der priesterliche Spruch für die Kirchenmacht bringt. So beuteten sie sakrale Einrichtungen zur priesterlichen Diktatur über das Familienleben und die Gesinnungen aus. Die Päpste ließen sich oft von jesuitischen Scharfmachern beeinflussen, weil die Stoßenergie des Ordens die versöhnlicheren Auffassungen des Vatikans überrannte. Die römische Kurie hat an dem verheerenden dreißigjährigen Religionskrieg in Deutschland viel weniger Schuld gehabt als die Jesuiten in Wien und München. Aber sie konnten auch beide Augen zudrücken, wenn ihnen mit erheuchelter Freundschaft mehr gedient war. Einen Charakter, der hinter lächelnder Ergebenheit seine verborgenen Pläne spinnt, pflegt man auch im gewöhnlichen Leben zuweilen einen „Jesuiter" zu nennen. Das hat allerdings nicht viel Sinn. Denn das Eigentümliche jesuitischen Wesens besteht eben darin, daß ein Priester des göttlichen Heiligtums mit allzu irdischen, also artfremden Mitteln die Menschen umgarnt."

Sie: „Artfremde Mittel! Ist nicht überhaupt die ganze Missionstätigkeit der christlichen Kirchen ein artfremder Überfall auf die Völker gewesen, die sich bisher in ihren eigenen Kulturbahnen glücklich fühlten! War es nicht auch schon jesuitischer Geist, der den römischen Priestern eingab, unsere germanischen Vorfahren dem Christentum dienstbar zu machen!"

Ich: „Sie müssen dem Jesuitentum nicht alles in die Schuhe schieben, was Ihnen an dem Gang unserer Kulturgeschichte mißfällt. Das Christentum war von Anfang an

gewalttätige Missionsbewegung. Keine Seelenbewegung der Menschheit konnte mit der Toleranz beginnen. Hätten die Christen des ersten Jahrtausends den Heiden ihre eigene Glaubensfassion gelassen, so würde heute kaum ein Mensch noch etwas von den Evangelien wissen. Ob das ein Glück oder ein Unglück wäre? Der kulturelle Aufschwung Europas zum höchstentwickelten Lebenskreis der Erdbewohner hat sich ebenso durch wie gegen das Christentum vollzogen. Um das Jahr 1300, als die christliche Einheitskultur in höchster Blüte stand, bekannten sich fast alle damals erreichbaren Länder zum Kreuz, nur der mohammedanische Orient wehrte sich noch. In den Kreuzzügen blieb der streitbaren Kirche zum ersten Male der Enderfolg versagt. Es ging dann mit der christlichen Kraft zur Totalität schnell abwärts, die revolutionäre Verweltlichung setzte ein. Gerade in der Zeit der schwersten Krisis wurden neue Weltteile für den Verkehr erschlossen oder sogar militärisch erobert. Die Jesuiten waren die ersten Missionare der innerlich und äußerlich völlig veränderten Epoche. Der Gründer des Ordens, Ignatius von Loyola, ging bei seiner Missionsbegeisterung noch von den Kreuzzügen, von den mittelalterlichen Jerusalemträumen aus. Er hatte es anfangs allein auf Muselmanen abgesehen. Als Kreuzritter fühlten sich diese Ordensbrüder stets, aber sie waren eine verspätete Schar, die zu verwerflichen Methoden griff, weil sie anders nicht mehr vorwärtskam. Die große Missionskraft des Christentums war erschöpft und konnte sich auch nicht mehr an den Widerständen kräftigen. Was zuletzt als ‚Heidenmission' der verschiedenen christlichen Kirchen übrigblieb, war mehr eine allgemeine Zivilisierung der Farbigen im Anschluß an die imperiale Weltpolitik der Großmächte. Die Entscheidung über die expansiven und intensiven Möglichkeiten, die für das Christentum noch bestanden, war schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gefallen. Nach dem

Ende der europäischen Religionskriege mußten sich die Kirchenbekenntnisse und die freien Weltanschauungen nebeneinander einrichten."

Sie: „Die große Aktionszeit der Jesuiten würde also zweihundert Jahre umfassen und schon um 1750 zum Abschluß kommen. Allerhand, daß wir uns heute, also wieder fast zweihundert Jahre später, noch über die Jesuiten aufregen müssen!"

Ich: „Es ist so. Die zwei Jahrhunderte der jesuitischen ‚Kreuzzüge' haben die verschiedenen Gesichter der neuen ‚Christentümer', wie ich einmal sagen möchte, und ihrer Gegenspieler geschaffen. Der Mißbrauch der Religion durch den gegenrevolutionären päpstlichen Kampforden ließ nur die vielfältig getrennten Kulturlagen deutlich werden. Daß der Jesuitenorden um 1770 verboten wurde, ist kein Zufall, man brauchte ihn nicht mehr, er kompromittierte mehr als er noch half. Als der Orden im 19. Jahrhundert wieder erstand, war er vor allem eine umfehdete Erinnerung und eine reaktionäre römische Sehnsucht. Der Jesuitismus blieb die katholische Strömung, die den sachlich längst aussichtslosen Kampf der Kirchendiktatur gegen das freiwachsende Kulturleben der Völker nicht aufgeben will."

Sie: „Damit wären wir ungefähr wieder am Ausgangspunkt angelangt. Und die Rundreise hat sich gelohnt. Es ist ja nicht nötig, daß ich alle Tatsachen und Eindrücke so vorsichtig abwäge wie Sie. Nun müssen Sie mir noch ein umfassendes Buch empfehlen, das die zwei Jahrhunderte jesuitischer Kreuzzugsabenteuer oder besser die ganze Ordensgeschichte erzählt."

Ich: „Leider weiß ich nicht recht, was ich Ihnen da empfehlen soll. Es gibt natürlich eine ungeheure Literatur. Aber die streng theologischen oder die sonstigen fachwissenschaftlichen Werke werden Ihnen langweilig sein. Die Werbeschriften der Jesuiten selbst oder ihrer Freunde orien-

tieren natürlich ebenso einseitig wie die heftigen Kampfschriften der Gegner. Es gibt einige scheinbar neutrale, auch interessante Darstellungen, aber sie erweisen sich zuletzt doch als Stimmungsmache für den Orden. Ich befürchte, daß die Verfasser, als sie sich von den Patres Material holten, doch gründlich eingeseift wurden. So haben also ihre Bücher unbeabsichtigte Beweise für die berühmten jesuitischen Überlistungskünste erbracht."

Sie: „Dann schreiben Sie doch ein Jesuitenbuch!"

Ich: „Hm??? — — —"

Ein Phantast wird Organisator

Die „societas Jesu" ist die Schöpfung eines Mannes, dessen Charakter sich ebenso schwer durchschauen läßt wie sein Werk. Was dieser spanische Ritter Ignatius von Loyola der Welt hinterlassen hat, grub seine Spuren in alle Erdteile ein. Der Jesuitenorden trug den bizarren Geist seines Gründers als einen Segen, der zum Unsegen verdammt war, von Rom aus bis ins fernste Asien und Amerika. Außer Alexander dem Großen und Napoleon hat wohl kein Sterblicher eine solche Ausweitung seines Wirkens erlebt.

*

Loyolas Lebensweg ist durch die angeborene Sucht zur Übersteigerung seiner Wünsche und seiner Handlungen bestimmt worden. Seine Natur bedurfte von Jugend an der äußersten Aufreizung der Seele, um befriedigt zu sein. Er konnte sein Dasein nur in heftigen Extremen erfüllen, jede durchschnittliche Vorstellung, jeder einfach ausgeglichene Zustand waren ihm unerträglich, er suchte stets nach dem Superlativ des Erlebens und Leistens, im Edlen wie im Gemeinen, in den weltlichen wie in den jenseitigen Dingen.

Rassische und soziale Herkunft begünstigten seinen Hang zum Übermaß. Er stammt aus nordspanischem Ritterblut, in dem sich baskische, romanische und westgotische Erbströme mischen. Baskische Härte, romanische Eitelkeit und gotische

Kühnheit gestalten sein Wesen. Phantastisches Schweifen und strenger Regelzwang sind ihm durch die Vorfahren und die frühen Einflüsse der Umwelt überliefert. Wir kennen jene spanische Heldenwelt mit ihren seltsamen Widersprüchen aus den altklassischen Rittermären des Landes. Diese Recken und Höflinge tragen alle den abenteuerlichen Einbildungsspuk eines Don Quichotte mit sich herum. Die Anfänge des jungen Iñigo verlaufen in Gegensätzen von besonderer Kraßheit. Als Sohn eines verarmten Edelmannes wächst er mit zwölf Geschwistern in Dürftigkeit auf. Doch bald winkt ihm die glückliche Aussicht: Ein Verwandter, der Gouverneur der Königlichen Residenz, Don Velasquez y Cuellar, nimmt ihn als Pagen auf, er kommt plötzlich in das große Hofgetriebe von Kastilien und sieht das Leben auf den Höhen seiner Zeit.

Die spanische Kultur offenbart ihm sogleich ihre zwiespältigen Züge in Überschwang und Verzerrungen. König Ferdinand hat nach dem Tode der ernsten, rastlos planenden, rechnenden und betenden Isabella die französische Prinzessin Germana geheiratet, die den üppigsten Sinnenfreuden und allem erdenklichen Luxus huldigt. Die ungeheuren Reichtümer, die aus den überseeischen Ländern strömen, ermöglichen eine beispiellose Verschwendung, die Erfüllung jeder Genußlaune. Man treibt es bei den Schlemmerfesten so toll, daß mancher der Gäste von Schlafmangel und Völlerei überwältigt tot auf den Estrich sinkt. Die unersättliche Lebensgier des Renaissancegeistes zerrüttet auch das moralische Gefüge, die einstigen Kämpfergestalten erschlaffen im Müßiggang und entarten in verbrecherischen Neigungen. Aber daneben besteht noch das Spanien der mönchischen Askese, des fanatischen Büßertums, aufs eindrucksvollste verkörpert in dem Großinquisitor und Kanzler Cisneros, der als der reichste und mächtigste Mann des Landes in grober Kutte auf dem nackten Fußboden schläft, der fastet und sich kasteit,

wenn der sündige Hof seine Orgien feiert. Mitunter werfen Ekel und Überdruß einen prassenden Lüstling in die büßerische Entsagung, die dann wiederum bis zur wütenden Selbstzerstörung übertrieben wird.

Der Page Loyola dient der Donna y Cuellar, der intimen Freundin der neuen Königin, mit glühender Hingabe. Mit der früheren Königin Isabella hat die Gouverneursgattin psalmensingend in den Kapellen gekniet, für die jetzige Majestät ersinnt sie rauschende Vergnügungen, lüsterne Tanzspiele und raffinierte Überraschungen. In dem Jüngling brennt und rast der Ehrgeiz, er sucht sich in allen modischen Sitten und Unsitten hervorzutun, er möchte seine Alters- und Standesgenossen durchaus übertrumpfen, das bloße Genießertum genügt ihm nicht, er will von sich reden machen, die Ausschweifungen behagen ihm erst, wenn er dabei als der wildeste anerkannt wird.

Ein angehender Ritter hat sich nach altfeudalem Brauch seine „Herzensdame" zu küren, er wagt seine Augen zu der Königin zu erheben und ihre Farben im Waffengang der Turniere zu tragen. Aber er verschmäht auch nicht die leichter erreichbaren Frauen, mögen sie nun vornehme Donnen oder Schankdirnen sein. Mit seinen Liebeshändeln brüstet er sich offen und laut, er geizt nach dem Ruf eines wüsten Verführers, je schamloser das Unternehmen, desto mehr Nimbus und Kavaliersruhm. Auf seinen Streifzügen durch die Provinzstädte schreckt er vor keinerlei Ausschreitung und Schurkerei zurück. Wo immer sich die Gelegenheit bietet, werden die Bürgerfrauen vergewaltigt, und wenn der eigne Beutel leer ist, vergreift man sich an fremdem Gut. Später muß er bekennen, sogar Unschuldige der Tat bezichtigt und ihre Bestrafung mitangesehen zu haben. Sind ihm die Gerichte wegen „enormer Delikte" auf der Spur, so weiß er sich durch die Flucht zu entziehen oder die Spuren in schlauer Heuchelei zu verwischen. In einer Akte des bischöflichen Ge-

richts, deſſen Milde ihn nach dem böſen Ausgang eines Karnevals retten ſoll, wird er als „hinterliſtig und gewalttätig“ geſchildert. Doch was ficht ihn eine ſolche Kennzeichnung an, er hält ſich für den „makelloſen, hochherrlichen Beſchützer der Königin“.

*

Eines Tages geht freilich die höfiſche Gnadenſonne auch für Iñigo Loyola unter, als die Königin in launiſchem Mutwillen ihre Freundin verſtößt; die Cuellars und ihre Sippe werden aus der Reſidenz verbannt. Der junge Ritter, der den Wandel ſeines Daſeins noch leicht nimmt, wandert ins Grenzland Navarra und tritt dort in die Dienſte des herzoglichen Vizekönigs. Bald muß der lockere Höfling erkennen, daß er den Degen bisher nur wie ein Spielzeug geführt hat. Zum wirklichen Soldaten gehört eine ganz andere Energie, nur beharrliche Übung und todesmutiger Einſatz gewähren den Lorbeer des Krieges. Und wieder ſtürzt ſich ſein flammender Wille auf das erſehnte Ziel. Das liederliche Leben hat ihn nicht zu entnerven vermocht, er iſt jetzt der Eifrigſte beim Felddienſt vor den Toren Pamplonas und drillt ſeinen Haufen unermüdlich in Hitze und Staub. Jahre vergehen in ſtraffer Gleichförmigkeit, ſeine Mannſchaft fürchtet ſich vor ſeiner brutalen Schärfe, er hält ſie in eiſerner Klammer, ſeine Truppe ſoll die ſchlagkräftigſte ſein. Ihn aber quälen und entzücken in einſamen Nächten heroiſche Phantaſien. Seit er den Abenteurerroman des Amadis de Gaula, den „Ritter des Grünen Schwerts“ geleſen und wieder geleſen hat, verfolgen ihn in ſeinen Wachträumen die Geſtalten dieſer wunderbaren Erzählung. Wie der Held dort als Dulder und Streiter durch magiſch verworrene Schickſale raſt, ſo will auch er als Sieger über die Dämonen der Tiefe zuletzt die Welt nach ſeinen Idealen prägen. Alles, was der Hauptmann Loyola tut und erträumt, ſteht unter dem Zwang

äußerster Anspannung, sein Arm, sein Gehirn, sein Herz verlangen nach der verwegensten Kraftentfaltung.

Endlich setzt der Krieg seine aufgestauten Triebe in Schwung. Ein französisches Heer dringt über die Pyrenäen, vertreibt den spanischen Statthalter und wälzt sich vor die Mauern von Pamplona. Die Stadt ergibt sich der Übermacht, aber auf der Zitadelle befeuert Loyola, der jüngste und schneidigste der Offiziere, seine Kameraden zum Widerstand, ohne nach den Aussichten zu fragen. In schwärmerischer Rede predigt er die Ehre eines spanischen Hidalgo. Waghalsig eilt er auf die schwächste Stelle der Bastion, läßt das Schwert über sich blitzen und fordert den Feind heraus. Da zerreißt ihm eine Stückkugel das Bein, die eindringenden Franzosen finden ihn bewußtlos in seinem Blute liegen. Die moderne, unpersönliche Waffentechnik hat seine menschliche Kampfstärke überwältigt.

Sie haben den Schwerverwundeten auf einen Wagen geladen und fahren ihn auf Bergpfaden über Land, bis er schließlich in dem Stammschloß seiner Familie Aufnahme findet. Hier müht sich ein Chirurgus um seine zerrissenen, schief verheilenden Beine. Aber er will kein Krüppel werden, den Gedanken erträgt er nicht, lieber will er die furchtbarsten Schmerzen aushalten. Er läßt sich die Knochenauswüchse absägen, das Beingerüst wieder und wieder brechen und unterdrückt jeden Wehlaut. Wenn es ihm nicht mehr gelingen sollte, die Gehwerkzeuge richtig zu gebrauchen, erscheint ihm sein Dasein verpfuscht. Denn wie könnte sich seinem Heldenehrgeiz noch eine Bahn öffnen, wenn er an der Krücke einherhumpeln müßte! Keine Frau würde ihm bewundernd zulächeln, kein Fürst seine Taten belohnen.

Mit Schrecken sieht er, das eine Bein ist verkürzt. Dagegen hilft vielleicht noch die Streckmaschine. Er läßt sich an den Zugapparat fesseln, und so liegt er unter Höllenqualen des Leibes und des Herzens Wochen und Monate. Durch

Gaukeleien der Einbildungskraft versucht er den Leiden die Spitze zu bieten. Das Fieber peitscht die Phantastik auf, sein ungestümer Wille sucht die verworrenen Bilder zu ordnen und festzuhalten. Doch das will nicht gelingen, die stolze Königin Germana verwandelt sich zum verfolgten Ritterfräulein, die tugendhafte Dame zur Hure, der ritterliche Gegner zum pesthauchenden Drachen. Nichts läßt sich zur Anbetung oder zur Verabscheuung bannen und klären; er beginnt allmählich in die Verzweiflung zu sinken.

Da fallen ihm einige fromme Erbauungsschriften in die Hände, die einzigen Bücher, die bis in das abgelegene Ritterschloß gedrungen sind. Sie enthalten das Leben Christi und die Wunderlegenden der Heiligen, also Geschichten, die er aus dem üblichen Kultus zu kennen glaubte, die ihm indessen jetzt immer neuartiger, aufregender und heilbringender erscheinen, seit er sich nach anfänglichem Zögern tiefer und tiefer in sie hineinfühlt. Die Opfertaten der heiligen Männer, jene herrlichen Gnadenerhöhungen, mit denen sie gesegnet wurden, begeistern sein sehnsüchtiges Herz. Hier findet er anderen Heldensinn und andere Krönungen als die bisher in seinen Vorstellungen waltenden Ideale.

Er sieht sich in ein überirdisches Königreich versetzt, Christus thront als Fürst, die Mutter Maria als Herrin. Die Heiligen sind die Ritter der Krone und empfangen für ihren Kampf so viel Glanz und Macht, wie sie sonst kein Sterblicher erringen kann. Der Gefolgsmann Christi besteht die gewaltigsten Abenteuer zu Ehren seiner Herrschaft, kein fahrender Hidalgo vermag sich solcher Hingabe und solcher Siege zu rühmen. Dem frommen Pilger, der nackt durch die Wüste irrte, brachte täglich ein Engel die göttliche Speise. Ein anderer durfte, wenn er die Arme zu den Wolken erhob, seine Erdenschwere abstreifen und in die Lüfte emporsteigen. Und der heilige Franziskus wußte mit einem Blick die Raubtiere zu zähmen. Wenn er doch diesen auserwählten

Himmelsrittern gleich werden könnte! Es iſt zunächſt die eitle, irdiſche Ehrſucht, die ihn zum chriſtlichen Gottesreich treibt.

*

Was frommt ihm noch länger die Streckmaſchine! Mag ſein zerſchoſſenes Bein doch nachhinken, die neue Herzensdame Maria, die Gottesmutter, achtet darauf nicht, zu heiligen Bußtaten bedarf es keiner ſchimmernden Rüſtung, keiner Reiterkünſte. Die Helden des Glaubens trugen ein Bettlergewand, ſie wanderten auf den Wegen des Elends, ſie verzichteten auf jeden Körpergenuß und richteten alle innere Wachſamkeit auf den Kampf gegen die Teufelswelt. Im Bilde des Krieges erfaßt Loyola die himmliſche und die irdiſche Front, als Ritter im göttlichen Heere will er Krieg gegen das Böſe führen, ſein leidenſchaftlich hochfahrender Sinn ahnt nicht, wie ſehr er ſelbſt dem angeblich ſo böſen Diesſeits verhaftet iſt.

Als er von ſeinen Angehörigen im Frühjahr 1522 Abſchied nimmt, um nun als Streiter Chriſti auf Aventüren zu ziehen, gelobt er ihnen, das Geſchlecht der Loyola durch ſeinen künftigen Wandel unſterblich zu machen. Nur um des Ruhmes willen begibt er ſich in härteſte Dienſtbarkeit. Unterwegs begegnet er einem getauften Mauren und fordert ihn zu einem Disput über die Jungfräulichkeit ſeiner Herzensdame Maria heraus. Da der Araber bezweifelt, daß eine Mutter noch Jungfrau ſein könne, will er ihn niederſtoßen, doch der Mauleſel des Gottesritters iſt ſtörriſch und ſträubt ſich, dem Leugner nachzuſetzen. Sollte Chriſtus nicht wollen, daß man den Gegner nach Schwertbrauch tötet? So grübelt der Recke, der noch weit mehr ein Spanier als ein volksentrückter Heiliger iſt.

Es zieht ihn zum Berge Montſerrat, der Burg des Gralswunders, wo er ſich vor dem Marienaltar des Kloſters zum „miles Christi“ weihen will. Sein Kavalierskleid hat er mit

den Lumpen eines Straßenbettlers getauſcht, nun wirft er ſich dem Gnadenbilde zu Füßen und verharrt eine Nacht auf dem Stein. Darauf pilgert er durch die Klüftungen des Gebirges und verkriecht ſich in eine Höhle, wo er Tag und Nacht betend im kalten Schlamm liegt. Wenn er nach langem Faſten ein Stück Brot aus dem Sack nimmt, taucht er es erſt in den Schmutz, um ja keinen Wohlgeſchmack zu ſpüren. Miſcht er ſich in dem nahen Städtchen Manreſa unter das elende, vor der Kirchentür lungernde Volk, ſo halten ſie ihn nicht für einen büßenden Bettler, ſondern für einen Verrückten und johlen ihm nach.

Dafür erregt er aber das fromme Wohlgefallen vornehmer Damen, die den zerlumpten und offenſichtlich ſchon ſchwer zerrütteten Büßer mit neugieriger und andächtiger Teilnahme betrachten. Sein edel geſchnittener Kopf, ſeine eleganten Manieren, ſein kluges Auge mit dem ſchwärmenden Glanzblick, das alles ſticht ſo ſeltſam von ſeinem jämmerlichen Aufzug ab. Sie erwarten ihn ſchon, wenn er aus ſeiner Wildnis zur Stadtkirche von Manreſa wankt, und als dann endlich ſein gepeinigter Leib den Gehorſam verſagt, als er ohnmächtig zuſammenbricht, tragen ſie ihn in den Palaſt der Donna de Amigant. Die Ärzte ſtellen eine lebensgefährliche Erkrankung feſt. Unter ſeinem Oberkleide findet man die furchtbarſten Marterwerkzeuge, Ketten mit eiſernen Dornen, die er ſich um Bruſt und Hüften geſchlungen hat.

Nun liegt er wieder wochenlang zwiſchen Tod und Leben in Fiebern und Eiterbeulen. Seine Pflegerinnen küſſen ſein Bußgewand und verteilen die Fetzen als heilige Reliquien, jede will ein Stück ſeiner Geißlerinſtrumente beſitzen. Wenn er aus ſeiner Benommenheit aufwacht, verkündigt er ſeine Geſichte. Er habe die Erſchaffung der Welt durch Gottvater erlebt, den Gottesſohn im weißen Lichte der Erlöſung geſehen, und die Dreieinigkeit ſtrahle wie ein goldener Ball, viel größer als die Sonne. Seine Viſionen führen ihn von

den Gipfeln der Seligkeit hinab in die Schlünde der Zerknirschung. Glaubte er eben noch das ewige Paradies erobert zu haben, so fürchtet er bald darauf, er sei den Trugbildern des Höllenfürsten zum Opfer gefallen. Von der süßesten Lust bis zum grausigsten Wahn durchmißt er alle Ekstasen des Gefühls, ohne seine Empfindungen zügeln zu können. In Gestalt „eines schlangenartig schillernden Etwas mit vielen geheimnisvoll funkelnden Augen" verfolgt ihn der Satan. Der spätere „Meister der Affekte", der zuletzt seine visionären Schauer nach der Sanduhr kommen und gehen heißt, ist noch völlig seinen seelischen Tobsuchtsanfällen ausgeliefert. Die Verehrung der gläubigen Damen beglückt seinen gottesritterlichen Ehrgeiz unendlich, aber dann greift er nach dem Pilgerstock und schlägt wild auf sie los, um in ihnen die Schlangen der Finsternis zu verscheuchen.

*

Kaum hat er seine Kräfte halbwegs wiedergewonnen, da genügt ihm sein irrlichterndes Heiligungswerk nicht mehr. Er will ein Kreuzritter sein und ins Heilige Land ziehen, um die Stätten des Herrn von den Ungläubigen zu befreien. Es ist nur ein altmodischer Einfall, wie sich überhaupt alle seine religiösen Mittel und Ziele vorläufig nicht durch Eigenart, sondern nur durch Übereifer auszeichnen. Die Zeit der kriegerischen Unternehmungen gegen die islamischen Beherrscher von Palästina liegt schon um zweihundert Jahre zurück, nur als verblichener Traum webt diese Idee noch in den frömmsten Gemütern. Wenn Päpste und Kaiser zum Kampf gegen die Türken aufrufen, meinen sie nicht mehr die Erstürmung Jerusalems, sondern den Schutz des europäischen Südostens vor dem Ansturm des Halbmondes. Der Schwärmer Loyola, der in Zion das christliche Banner aufrichten will, verfolgt lediglich eine spanische Donquichotterie.

Eine Pilgerfahrt ins Heilige Land bedeutet nur ein hei-

liges Abenteuer, dazu muß man viel Geld haben, reiſeluſtig, organiſatoriſch findig und ſehr widerſtandsfähig ſein. Rings um das Mittelmeer hat ſich ein weitverzweigtes Verkehrsgewerbe entwickelt, das aus der Beförderung der Jeruſalempilger ein Wuchergeſchäft macht. Davon weiß der phantaſtiſche Tor Loyola allerdings nichts. Als er in Barcelona ankommt, iſt der Hafen wegen der Peſt in Italien geſchloſſen. Er hat Zeit, er ſetzt ſeine auffallenden Bußübungen fort, er treibt ſich in Spitälern, Klöſtern, Gefängniſſen, Elendsquartieren pſalmodierend und bettelnd herum, ein grober Sackſtoff umhüllt ihn bis auf die Knöchel, am Leibſtrick trägt er Kürbisflaſche und Flagellantenpeitſche, die Haarzotteln fallen ihm bis auf die Schultern. Doch ſein Antlitz leuchtet jünglingſchön, und ſeine Verbeugungen zeigen Grandezza. Wieder ſind es müßige, feine Damen, die ſich an ihn hängen, ihm Quartier gewähren und ihn auf ſeinen Bußgängen begleiten. Abends verteilt er vor den Fenſtern ſeiner Anhängerinnen die Almoſen, die er zuſammengebracht hat. An die Tafeln der reichen Witwen lädt er das verkommene Gaſſenvolk, man ſpottet in der Stadt weidlich über das närriſche Treiben; und die Behörden ſind froh, als ſich endlich ein Schiffer erbietet, ihn um Gotteslohn nach Italien mitzunehmen.

Da er alle Liebesgaben ſeiner Gönnerinnen, Wegzehrung, Kiſſen und Decken abgelehnt hat, gelangt er nach ſtürmiſcher Meerfahrt völlig ausgezehrt und heruntergekommen nach Rom. Die reichen Spanier in der Welthauptſtadt nehmen an dieſem verlotterten Landsmann aus feudalem Geſchlecht das ſchwerſte Ärgernis, ſie drängen ihm Goldſtücke auf, die er freilich ſofort an die Armen weiterſchenkt. Nur mit einem päpſtlichen Pilgerbrief in der Taſche wandert er gen Venedig, um ſich dort einen Segler nach dem Orient zu ſuchen. In Oberitalien wütet noch die Peſt, die verängſtigten Menſchen fliehen ihn wie ein Geſpenſt. Öfters ſperren die Wachen

ihn als seuchenverdächtig ins Turmloch, er wartet geduldig, bis sie ihn mit Fußtritten wieder herauswerfen.

Als sich ihm endlich die Brücken von Venedig öffnen, wähnt er schon im Vorhof des Tempels zu sein. Aber die gewinnsüchtigen Beherrscher der Markusstadt lassen die Kreuzpilger nur ein, um sie gehörig zu schröpfen, eine schlechte Lagerstatt soll eine Handvoll Silbers kosten, und die Überfahrt nach Palästina ist nicht unter achtzig Dukaten zu haben. Für schwärmende Büßer hat man hier nicht einmal ein mitleidiges Lächeln; ohne Geld könne er sich höchstens in der Lagune ersäufen, wenn es ihn nach dem Himmel gelüste. Vergebens kniet und fleht er an der Kaimauer im Sonnenbrand. Zuletzt hat der einfältige Tropf doch wieder Glück, ein spanischer Bankier, der einst mit dem Hause Loyola in Geschäftsverbindung stand, entdeckt ihn und leiht ihm seine Hilfe. Durch die Vermittlung des großen Geldmannes läßt ihn der Doge auf einer Staatsgaleere mitfahren, die über Cypern nach Jaffa fährt. Die Landung auf türkischem Boden ist auch nur gegen hohe Geldtaxe erlaubt, aber der Bußprediger Iñigo hat unterwegs ein paar Handelsleute bekehrt, die für ihn die heidnische Steuer erlegen.

Wie Gefangene werden die Zionspilger von den muselmanischen Wachen zu einem Haufen zusammengetrieben, ausgeplündert und nach Jerusalem gehetzt. In der heiligen Stadt bietet ihnen das Franziskanerkloster Zuflucht und Betreuung. Sobald sich die Pilger durch Wein und Schlaf gestärkt haben, reichen ihnen die Brüder eine brennende Kerze, und es geht zur heiligen Messe und Nachtwache am Grabe des Erlösers. Ein Marmorbau überragt die Felsengruft, eine runde Öffnung in der Kirchenkuppel läßt den Blick zum Himmel frei, die Wallfahrer verharren in Andacht, bis die Sterne am Firmament erlöschen. Dann lenkt man ihre Schritte noch auf den Ölberg, zum Hause Marias und zu

den Wunderstätten. Damit ist dann aber die Pilgerfeier beendet, und es geht ohne Umschweife wieder heimwärts.

Loyola hat sich nicht um einer kurzen Besichtigung willen zum Grabe des Heilands durchgebettelt. Ihn beschweren die gewaltigsten Dinge. Seine eingebildete Mission soll jetzt erst beginnen. Es erscheint ihm wie Fahnenflucht, wenn er den Ort verließe, wo er doch die christliche Hoheit wieder aufrichten wollte. Aber schon sein erster Versuch zur Absonderung von den Pilgerscharen mißlingt. Als er, von seinen Eingebungen hingerissen, den Ungläubigen seine Erlösungsvisionen auf der alten Tempelhöhe kundtun will, greifen ihn die türkischen Wachen als Fieberbefallenen auf und bringen ihn ins Kloster zurück. Er beschwört den Franziskanerprior mit flehenden Gebärden, ihn als Apostel des himmlischen Jerusalems unter den Ungetauften wirken zu lassen, er scheue kein Märtyrerlos.

Der Abt schüttelt freundlich das weise Haupt, er kenne das schon, gar mancher fühle sich plötzlich berufen, aber das sei nicht der Willen der Kirche. Loyolas schwärmerisches Begehren widerspreche dem Vertrage zwischen Papst und Sultan, der Heilige Vater verbiete den Wallfahrern alle Bekehrungsversuche in Palästina, weil sonst kein Christ mehr zum Grabe des Herrn Zutritt erhielte. Der Enttäuschte windet sich in der Qual seiner Seele. Wollte er nicht eine treuer Ritter Christi sein? Zum Soldatentum gehört doch vor allem Gehorsam! Und der innerlich bebende Kreuzfahrer zwingt sich in Demut unter den Befehl, er muß seine selbsterwählte Mission der Heiligung anderswo aufnehmen. Zurück in die Heimat! Unter tausend Elendsnöten schlägt sich der glühende Aszet wieder nach Spanien durch. In seinem Sacke hütet er ein Kästchen mit Erdkrümeln und Gräsern von den Stätten der Offenbarung, er will es den Nonnen in Barcelona als ehrfürchtige Erinnerung an seinen vergeblichen Kreuzzug stiften.

Die berühmte Universität von Alcalà bildet die nächste Station seines Wanderlebens. Es hält ihn freilich nicht in den Hörsälen, die scholastische Theologie bietet seiner erlebnishungrigen Seele zu trockene Kost. Er mag sich nicht einlernen, was die alten Meister des göttlichen Gedankens in dürres Formwerk gezwängt haben, sondern will selbst Erwecker, Apostel, Führer sein. Die Rolle eines geistlichen Hidalgo erscheint ihm als innere Bestimmung, er sucht eine „Truppe erleuchteter Seelen" zu gründen, ein „Fähnlein entschlossener Jesusstreiter" aufzustellen. Mit den frömmelnden Damen der vornehmen Gesellschaft läßt er sich nicht mehr ein, er hat schon erkannt, daß sein suggestiver Einfluß auf diese Schicht nichts Neues bewirkt, daß er sie doch nicht aus ihrer Sphäre weltlicher Hoffart loslösen kann. Die Gefolgschaft, die er an sich ketten will, soll ihm ohne Vorbehalt ergeben sein. In ihm sollen sie ihren Retter, in seinem prophetischen Befehl ihr ausschließliches Heil sehen. So wendet er sich zuallererst an Gescheiterte und Verwahrloste, die er mit seinen religiösen Erziehungskuren wieder aufrichten will. In dem buntgemischten Kreise, den er um sich schart, sind die meisten ihrer bisherigen Umwelt entlaufen, sei es, daß sie schwere Schuld auf sich geladen haben oder daß sie zu geordneter irdischer Werktätigkeit nicht taugen.

In der Art, wie er seine „Truppe" einexerziert, zeigen sich schon die ersten Ansätze jener Methode, die einmal allberühmt und weltmächtig werden sollte. In einer Scheune am Rande der Stadt hocken sie auf der Strohschüttung, er in der Mitte, das Gesicht mit den Händen bedeckt und in sich hineinlauschend. Dann stellt er Fragen, die sich auf ihre Sünden beziehen. Wer eine Antwort gibt, die mit seiner eignen Bußempfindung zusammenklingt, den nimmt er ins Kreuzverhör. Immer tiefer forscht und bohrt er in ihr Schuldbewußtsein hinein. Sie müssen dann in strenger

Selbstbeobachtung ihre Versenkung in das ihnen einwohnende Böse allein fortsetzen. Erst wenn sie dabei von tiefster Traurigkeit ergriffen sind und ihr Sündenleid als körperliches Frösteln spüren, tritt die Wende ein, und nun können sie ihre Seele von Stufe zu Stufe empor zur göttlichen Schau erheben. Von der ersten himmlischen Trostlabung geht es aufwärts zur Gnadenvision und zur erdentbundenen Verzückung.

Hinter dem geheimnisvollen Getue und der mystischen Einkleidung erkennt man ein psychologisches Verfahren; die Bewußtseinselemente der Affekte spannen und lösen sich, bis sie fortschreitend immer stärkere Wirkungsgrade erreichen. Die abklingenden Reizeffekte der noch von außen her gehemmten Übung werden als Trübsinn und Trostlosigkeit empfunden. Loyola nennt das die Einmischung des Teufels, der die Seele am Aufschwung zu Gott verhindern will. Wenn sich die Büßer einbilden, Satan leibhaftig als lüsternes Tier zu sehen, beginnt die äußerste Abwehr. Die mystischen Gefühle verdichten und klären sich zum Triumph des strahlenden Christus, vor dem der wölfische Räuber die Flucht ergreift.

Noch weiß Loyola freilich nicht zu lehren, was später das Wichtigste, das Entscheidende an diesem Seelenexerzitium wurde: es fehlt die Umschaltung der schwärmerischen Verzückung auf die andauernde Willensleistung. Der Gefühlsstrudel müßte ein praktisch brauchbares Räderwerk antreiben, sonst verrauscht die Affektballung wieder ins Leere. Die Verzückten sind noch nicht befähigt, ihre planmäßig erworbenen visionären Kräfte zu einer disziplinvollen, gottseligen Tat zu nutzen. Es fehlt an der zuchtvollen, willensgesicherten Verwertung dieser religiösen Erhebung. Daran sind Loyolas frühste Truppen wieder zugrunde gegangen. Sie liefen, sobald seine beherrschende Persönlichkeit nicht mehr vor ihnen stand, als einzelne exaltierte Schwärmer

auseinander oder suchten nach einer gewissen Affekterschöpfung den schnellen Rückweg in die irdische Normalwelt. Immerhin ist diese „Mobilisierung der Affekte", die sich von den mittelalterlichen Bußekstasen durch die Methodik der gewollten Menschenführung unterscheidet, schon etwas Neues und Eigenes, was der Erfinder Loyola aus den besondern Gaben seiner Natur und seiner Zeit geschöpft hat. Auch in ihm strömte das umwälzende 16. Jahrhundert, wenngleich ihn das Schicksal später dazu berufen sollte, einer geistlichen Gegenrevolution zu dienen. Wo er die Ideen eines mystischen Exerzitiums ursprünglich hergenommen hat, ob aus deutschen oder spanischen Mönchsschriften oder aus arabischen Magierunterweisungen, ist auch bei den Fachgelehrten strittig geblieben; es kommt ja auch vor allem auf die Fernwirkung der Exerzitienlehre in die Neuzeit an. Das Spiel seiner Phantasie ist eher dürftig als reich zu nennen, die Deutung, die Loyola seinen Visionen zu geben pflegt, sind das Ergebnis einer höchst willkürlichen Wahl, die sein Verstand und sein Wille trifft. Was als Geisterwerk sein Gemüt bewegt, drängt auf aktives Ziel, und diese Willenstendenz unterscheidet seine Art von der bloßen Beschaulichkeit des Mittelalters.

Daß dieses wunderliche Treiben des Alcalàer Studenten bald die Mißbilligung der Behörden fand, ist verständlich. Die Obrigkeit argwöhnt Zauberei und macht die geistliche Inquisition auf diese Rotte von Sektierern aufmerksam, die sich in ihrem Gebaren über die geltenden Sitten hinwegsetzen. Die Inquisitionsjustiz pflegt milde zu sein, solange es sich nur um gläubige Schwarmgeisterei handelt, aber mit Strenge gegen geheimbündlerische Lehren und kirchenwidrige Bestrebungen vorzugehen. Loyola und seine Anhänger werden verhaftet; bei den Verhören ergibt sich, daß er kein theologisches Wissen besitzt und offenbar nur an mystischer Überspannung leidet. Die Ohnmachtsanfälle der

Büßer ſcheinen nicht durch den Verkehr mit dem Teufel, ſondern nur durch Faſten und Phantaſieren verurſacht zu ſein. Man begnügt ſich alſo mit Ordnungsſtrafen und Verwarnungen.

Um ſich den Aufpaſſern zu entziehen, wandert Loyola mit ſeiner Truppe nach Salamanca, in die große Hochſchulſtadt, wo er ſich der Beobachtung weniger ausgeſetzt glaubt. Hier gelingt es ihm, zahlreiche Studenten für ſeine ſeelenrettenden Übungen zu gewinnen; als aber die Univerſitätsbehörden erkennen, daß dieſe jungen Leute ſich völlig vom wiſſenſchaftlichen Studium abwenden und durch ihr fanatiſches Bettelunweſen zur Ordnungsplage werden, verbieten ſie jede gemeinſame Andachtsübung und jeden Zuſammenhalt der Truppe. Wenn Loyola ſeine Beſtrebungen weiter fortſetzen will, bleibt ihm nur der Weg in die Fremde, in ein Land mit freierer geiſtlicher Entfaltung, und das iſt für einen Mann ſeiner Herkunft und Weſensart Frankreich, es zieht ihn zu der theologiſchen Internationale der Sorbonne.

*

Seinen kleinen Bücherſchatz auf einem Eſel vor ſich hertreibend, wandert er gen Norden und tritt in Paris in das Kollegium Montaigu ein. Ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe kann man hier freilich nicht mitreden, und ſo wirft er ſich zunächſt eifrig auf die verſäumte Grammatik. Sein ſonderbar phantaſtiſches Auftreten gibt er indeſſen nicht auf. In dem aſchfahlen Geſicht mit dem wirren ſchwarzen Bart brennt ein unheimliches Augenfeuer, im langen, grauen Talar wirft er ſich betend in den Straßenſchmutz und wirkt auf die meiſten ſeiner Genoſſen überaus abſtoßend. Aber um ſo ſtärker zieht er einige ſpaniſche Landsleute an, die im Nachbarkolleg Ste. Barbe ſtudieren und ihm in manchem ſeelenverwandt erſcheinen. Er beſtimmt ſie, ihre Habe zu verkaufen, den Erlös zu verſchenken und mit ihm von

Almosen zu leben. Zwischen den beiden Kollegien kommt es zum Streit und zu recht unheiligen Raufhändeln. Die Kollegen wollen ihn als Verführer und Unruhestifter öffentlich auspeitschen. Langsam kommt nun Iñigo doch zu der Einsicht, daß er zunächst auf eine unauffällige Weise für seine schwer erklärbaren Ziele werben müsse. Um eine zuverlässige geistliche Truppe zu bilden, muß er jedes einzelne Glied in langsamer, zäher Freundschaftsbemühung an sich ketten.

In diesem Sinne macht er sich ganz im stillen an seine beiden Zimmergenossen im Kolleg heran; das sind der schlichte savoyardische Hirtensohn Peter Faber, ein gründlicher Kenner des Aristoteles, und der Navarrenser Franz Xavier, ein weltmännischer, eitler Genießer, der sich auf eine Amtspfründe in seiner Heimat vorbereitet. Durch methodische Ausfragung beginnt er ihre inneren Regungen bloßzulegen. Faber sucht sich durch wissenschaftlichen Eifer vor den Anfechtungen der bösen Geister zu schützen, die den vierschrötigen, bäuerlichen Menschen durch heftige Freßlust bedrängen. Loyola bettelt für ihn gewaltige Nahrungsmengen zusammen und bedrängt dann den Übersättigten mit der Lockung, daß es viel herrlichere Mittel gäbe, den Hunger zu stillen und seelische Ruhe zu finden. Dem leichtsinnigen Xavier verschafft er die Gelder für seine Ausschweifungen und setzt dann dem Erschöpften mit Betrachtungen über den Unwert des irdischen Genusses zu.

Beide wehren sich anfangs mit natürlichem Widerwillen gegen Loyolas teils mystische, teils schulmeisterliche Einflüsterungen. Doch mit der Zeit verlieren sich ihre ursprünglichen Angewohnheiten und Daseinskrisen, sie lassen sich als Werkzeuge für sein überlegenes Wollen gebrauchen. Er hat seine Bußmethode zu einem „examen particulare“ erweitert, das ist eine psychische Übung zur Sündenbefreiung, bei der das allgemeine Notgefühl wissenschaftlich genau untersucht und zergliedert wird. Das Sündenbewußtsein spaltet sich

dabei in viele kleine Einzelsünden auf, die dann Schritt für Schritt durch bestimmte Gegenwirkungen gebannt werden. Die Kasteiungen sind jetzt schon weit mehr auf Energiezüchtung als auf Ekstase gerichtet. So schlafen sie auf Holzstapeln im Hofe, um sich vom warmen Stubenlager unabhängig zu machen, und sie üben sich darin, auch nach den Strapazen und Entbehrungen der Exerzitien voll arbeitsfähig zu bleiben.

Nur ganz langsam vermehrt sich die neue Truppe; jeder künftige Gefolgsmann wird sorgfältig geprüft und geschult. Stets beginnt Loyola seine Werbung mit Hilfsleistungen, die auf die bisherigen Wünsche seines Novizen Rücksicht nehmen. Er versteht sich aufs Geldbeschaffen, er ist längst ein Meister der frommen Bettelei, aber er weiß auch seinen Freunden die materiellen Genüsse bald völlig abzugewöhnen. Der Portugiese Rodriguez, ein Mensch von schwärmerischer poetischer Inbrunst, wird bald der hingebungsvollste seiner Jünger, der Ritter Bobadilla entwickelt ein soldatisches Organisationstalent, und der ehrgeizige Lainez, der ihm aus Salamanca nachgefolgt ist, zeigt bei den Meditationen ein besonderes psychologisches Geschick.

Wo findet Loyola für seine Schar eine weitgestreckte Aufgabe, eine zielbewußte praktische Tätigkeit? Noch immer fällt ihm nichts anderes ein als ein Kreuzzug nach Palästina, er hofft auf eine günstige Gelegenheit, mit seinen Jesusstreitern zur Eroberung von Jerusalem aufzubrechen. Er hat also die kreuzritterliche Phantastik noch nicht überwunden, wenn auch die Zweifel seinem Gewissen schwer zu schaffen machen. Am Himmelfahrtstage des Jahres 1534 schwören sie sich in der Marienkapelle auf dem Montmartre ihre Gelübde zu, mönchische Armut und Keuschheit, soldatischen Gehorsam und Einsatz ihres Lebens im Kampf gegen die mohammedanischen Heiden. Muß es nicht verwunderlich erscheinen, daß Loyola noch überhaupt nicht an die Be-

kämpfung des Ketzertums denkt? Gerade in diesen Jahren erreicht der Abfall von der römischen Kirche den Höhepunkt; nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien haben die reformatorischen Bewegungen wachsende Erfolge.

Aber von solchen kirchlichen Auseinandersetzungen innerhalb der Christenheit fühlt sich der spanische Gottesheld noch kaum berührt. Er hat sich viel zuwenig mit Dogma und Satzung der Kirche beschäftigt, und der individuelle Gewissensdrang des evangelischen Glaubens liegt seiner religiösen Natur zu fern, um ihn zu aktiver Gegnerschaft herauszufordern. So stürzt er sich denn in der praktischen Zielsetzung auf die religiösen Abenteuer mittelalterlichen Ursprungs, seine Bekehrungsziele gelten den Ungetauften.

*

Die Truppe hat sich von Paris nach Venedig begeben, in das Einfallstor nach dem türkischen Orient. Die Schwierigkeiten solcher Reisen vermag ihre geschlossene Willenszucht leichter zu bewältigen als ein loser Haufe von Bettelmönchen. Loyola entsendet drei seiner Vertrauten nach Rom, sie sollen vom Papst Paul III. Segen und Geleitbriefe für das Kreuzzugsunternehmen erbitten. Der greise Humanist auf dem Stuhle Petri, der bei der Tafel gern mit jungen Magistern disputiert, lädt die Abgesandten zu Tisch und erörtert mit ihnen gnädig den kühnen Plan. Wohl gibt er ihnen den Segen mit, aber er prophezeit ihnen Erfolglosigkeit. Zwar bricht der abendländische Krieg gegen die Türken bald wieder aus, aber es sind rein weltliche Feldzüge, und Jerusalem liegt dabei ganz außerhalb jeder Reichweite, die geistliche Truppe muß in Italien zurückbleiben.

Was nun? Wo soll dieser noch winzige, aber tatenglühende Jesusbund das Feld seiner Tätigkeit finden? Loyola reist mit Lainez und Faber nach Rom, sie bieten dem

Papſt ihre Dienſte an. Ja, was in aller Welt wollen ſie denn unternehmen? Was können die paar übereifrigen Männer ſchon Beſonderes ſchaffen! Die Kurie mahnt ſie zur Beſcheidenheit. Mögen einige von ihnen an der Sapientia, der römiſchen Theologenſchule, Vorträge halten, vielleicht über vertiefte Gebetsübung, das iſt immerhin eine Auszeichnung, aber ſie wird vielen Studierten zuteil. Im übrigen können ſie nach Art der Bettelorden in der Volkspredigt und in der Krankenpflege ihren Gelübden nachleben. Da Loyola auf eine erhoffte Sonderſtellung verzichten muß und nicht mit den Seinen als auserwählte Garde des Papſtes ſeinen Ehrgeiz befriedigen kann, ſo werfen ſie ſich ſogleich mit krampfhafter Leidenſchaft auf die geringſten Dienſtleiſtungen, um die übrigen Mönchsgeſellſchaften im Wettbewerb auszuſtechen. Es iſt eine ganz moderne, der Kirche bisher fremde Rekordſucht, die ſie zu Höchſtleiſtungen anſtachelt, und dabei wird ihnen die Selbſtübertrumpfung wichtiger als der Nutzen für die Sache, der ſie ſich widmen.

Das mönchiſche Ordenswesen zeigt in dieſer Zeit wieder die erſten ſpärlichen Anſätze zur Erneuerung, zum Aufſtieg aus tiefſtem Verfall. Die einſt ſo volkstümlichen Bettelorden der Franziskaner, Dominikaner und Auguſtiner hatten ihren Einfluß und ihr Anſehen in den breiten Schichten verloren, ſie galten nicht mehr als die Helfer der Elenden und die Aufrüttler der Gleichgültigen. Sie hatten ſich entweder in den bequemen Genuß der Pfründen zurückgezogen oder ſich in den Aufgaben verweltlicht, die durch die vielen neuen Bildungsberufe geſtellt wurden. Für eine katholiſche Volksreformation aus altchriſtlichem Überzeugungsgrunde kommen ſie zunächſt weniger in Betracht. Nur einige junge, von der Kriſis unbelaſtete Bruderſchaften, voran der Orden der Theatiner, haben das karitative und volksmiſſionariſche Erbe zaghaft und demütig angetreten. Loyolas Truppe findet alſo viel freie Bahn für begeiſterte

Wirksamkeit vor; sie muß sich jedoch auf der einen Seite gegen das Mißtrauen der Bevölkerung durchsetzen, auf der andern gegen die übrigen Träger der verjüngten Mönchsbewegung, die ängstlich darüber wachen, daß ihre Aufbauarbeit nicht durch eitlen Weltgeist geschädigt wird. Loyola sucht so schnell wie möglich den öffentlichen Eindruck zu verbreiten, daß er die Theatiner weit übertreffe, daß die Liebeswerke der Seinen beispiellos seien.

*

Jedenfalls versteht die kleine Jesuskompanie bald überall in Italien von sich reden zu machen, sie versteht es besser als die andern, weil sie ihr Trachten in bewußter Geschicklichkeit auf die äußeren Wirkungen richtet. Das Volk soll staunend gewahren, wie diese Jesusmänner vor keinem noch so widerwärtigen Dienst zurückschrecken. Sie gehen als Krankenpfleger in die schmutzigsten Häuser und zu den Siechen, die mit den ekelhaftesten Leiden behaftet sind, sie sargen die Pestleichen ein, entleeren die Notgruben; sie tun das vor den Augen der Öffentlichkeit, damit man als heilige Hingabe anerkenne, was zuinnerst aus Ehrsucht geschieht. Sie fürchten sich vor keiner Ansteckung, sie schlafen neben den Aussätzigen; wenn sie Eiterbeulen ausgedrückt haben, waschen sie sich nicht etwa die Hände, sondern beschmieren sich mit dem Unrat das eigene Gesicht, um das Schaudern zu verlernen und als wahrhaft demütige Brüder des Jammers dazustehen. Sie wählen die Lagerstatt mit dem übelsten Ungeziefer, sie decken sich mit den Tüchern zu, die eben erst einen an der Wassersucht Verstorbenen umhüllten.

Den sanitären Spitaldienst fördern solche Pfleger gewiß nicht, eher dürften sie damit die Krankheitsherde weitergeschleppt haben. Und für die Erziehung zur Selbstüberwindung hatte Loyola doch schon viel feinere Mittel ge-

funden. Aber er will mit seiner Truppe Aufsehen erregen, obschon die echte Krankenpflege ihrem schlichten, aufopfernden Wesen nach für Sensationen gar nicht geeignet ist. Doch die Truppe soll um jeden Preis in den Ruf der Tapferkeit kommen, wo sie auch immer wettkämpfend angesetzt wird. Die alte Abtötungsidee des Fleisches wird als Mittel zu dem modernen Zweck der Massengewinnung benutzt. Seht her, wir sind die Allerfrömmsten! Loyola ist ja längst nicht mehr ein individueller Bußschwärmer im Stile der Überlieferung wie in seinen Anfängen, sondern der Organisator einer Gesellschaft, die neue suggestive Verfahren ausprobiert, um durch die Macht über die Herzen auch wirkliche Herrschaft auszuüben.

Noch steckt die lose Planung des kleinen Trupps voller Gegensätze. Zu welcher realistischen Klarheit werden die Leute gelangen, wenn sie die romantischen Tollheiten ihres Werdens erst von sich abgetan haben? Die Persönlichkeit des Gründers läßt in ihrer vielspältigen Leidenschaft schon einen Hauptzug des künftigen Wirkens hervortreten: Sie werden viele Maskierungen verwenden und in allen Kostümen mit stürmischen Übertreibungen auftreten, um zuletzt weder Gott noch der Menschheit zu dienen, sondern die eine Machtidee zu erfüllen, die Führer und Truppe beseelt und verbindet. Ihr unausgesprochenes Hochziel ist die Macht an sich, das Herrschen über andere. Wer ihre Energieleistung in Anspruch nimmt, soll sich ihrem Willen unterwerfen, sie fühlen sich keiner Macht untertan, die außerhalb der Truppe und ihres Prinzips vorhanden ist. Das Christentum muß ihnen die priesterlichen Einkleidungen liefern, damit ihr Machtgedanke niemals nackt zu erscheinen braucht. Das erste Jahrzehnt der jesuitischen Ordensentwicklung zwischen 1540 und 1550 bringt manchen heftigen Wechsel der Methoden und der Gebiete ihrer Betätigung. Loyola ist stets zu eiligster Umstellung bereit, wo er eine Steigerung von Kraft

und Macht durch Mittel erkennt, die ihm bisher fremd waren. Aber er gliedert und verbindet alle einzelnen Unternehmungen durch weitschauende Führungsdisziplin.

Der Papsthof soll die Truppe nicht aus den Augen verlieren, darum bietet Loyola in Rom besonders grelle Schauspiele dar. Mit Fackeln und Blechmusik ziehen sie durch die Straßen, um Almosen zu sammeln und auszustreuen, um die Häuser von den bösen Geistern zu reinigen. Auf Tragbahren führen sie Halbverhungerte mit, die sich unter Labung mit Speise und Segen sichtbar erholen. Wenn das Volk sich unter freiem Himmel stauen soll, um ihre Predigt zu hören, klettern sie halsbrecherisch an den Säulenfassaden umher und machen die Vorübergehenden durch überraschende Zurufe neugierig. Ihre Volkspredigten an die Menge sind auf die Tagesgespräche der Gasse zugeschnitten, sie packen marktschreierisch das einfache Gemüt. Sie überschütten die Leute mit einem wohlüberlegten Schnellfeuer von Gewissensfragen und zwingen ihnen stets die eine Antwort auf: Wir Jesusbrüder sagen euch einzig und allein, was der Herr zu eurer Rettung verkünden läßt.

Und Jesus hilft mitunter den Bußfertigen, die sich zerknirscht in den Staub werfen, mit wunderbarer Schnelligkeit. Der Prediger hat nämlich hinter sich in der Nische zuvor einen Haufen erbettelter Kleider versteckt, die schleudert er jetzt denen zu, die ihre Sündennot am reuigsten bekennen. Als Vorgeschmack auf die Freuden der Seligen im Paradies wird süßes Backwerk verteilt. Um die Höllenstrafen der Unbekehrten sinnfällig zu machen, hält man ihnen eine grauenerregende Buntzeichnung hin oder deckt gar einen gräßlich verstümmelten Leichnam auf, den man irgendwo an einer Stätte des Unheils eben aufgelesen hat. Mit so drastischen Mitteln hatten die alten Bettelmönche kaum je zu spielen gewagt, jetzt kommt auch noch eine bis ins kleinste erklügelte Berechnung der Stimmungswirkung

hinzu. Spannung, Entsetzen, Gelächter und Jubel ergreift die Masse in chaotischem Durcheinander, der Bann der Eindrücke bleibt lange bestehen, gerade das Widerstreitende der Gefühle fesselt immer neu und schafft die geistliche Unruhe, durch die dann die arme Seele zum Wurfball für die jesuitische Lenkung wird.

*

Aber schon nach einigen Jahren erklärt Loyola diese groben Predigtexerzitien mit zufällig zusammengelaufenen Massen für eine Nebensache. Die Truppe dürfe sie höchstens dort fortsetzen, wo man in der Bevölkerung noch nicht Wurzel gefaßt habe, wo die Gesellschaft noch kein geistlicher Machtbegriff sei. Man müsse indessen den festeren Anschluß an die herrschenden Kreise erstreben, an die wohlhabenden Bürger, die Beamten und Gutsherren. Die Masse würde doch wieder unzuverlässig werden, wenn man sie auch nur eine Weile sich selbst überließe, und es würde die Kräfte der Truppe allmählich übersteigen, wenn man alles ständig unter Hochdruck halten wolle. Ignatius hat es nämlich nicht mehr nötig, die Geltung seiner Bewegung von unten her zu erweitern und zu stützen. Die Gunst der Reichen ist zweckdienlicher; in Rom hat er sich jetzt schon ein geräumiges Haus erbettelt, und von diesem Hauptsitz der Truppe aus läßt er seine Sendboten im Gefolge der Standespersonen in die Ferne ausreisen, damit sie auch dort bei den Vornehmen für die Interessen des Ordens werben.

Der Zeitgeist macht eine Schwenkung, die von oben her ausgeht. Loyola hat schon die ersten Symptome erkannt und will sie weidlich zu seinem Vorteil nutzen. Bisher hatte die weltliche Sinnesfreude der Renaissance die Lebensführung der höheren Schichten immer stärker beeinflußt. Die heidnisch antiken Ideale schienen das Denken und Trachten immer ausschließlicher zu bestimmen und den christlichen

Sittengehalt mehr und mehr zu verdrängen. Da erhob ſich Platon über Chriſtus, das ſchwelgeriſche Sympoſion über das Meßopfer, in den Paläſten ſpottete man aller Bußlitaneien. Jetzt ſetzt der Rückſchlag ein, zwar noch längſt nicht überall und ohne eindeutige Urſachen, aber die Luft weht anders, man ſehnt ſich nach einem Frieden zurück, den die irdiſchen Genüſſe nicht gaben. Man empfindet die Leere der bunten Vergnügungen, die Gefahren der Wunſchfreiheit, man ſucht Ruhe, Ernſt, innere Sicherheit.

In der vornehmen Geſellſchaft war zuvor an die Stelle der chriſtlichen Einehe die freie Liebe der Antike getreten, man huldigte der Kurtiſane wie einer Liebesgöttin, nach der Art der griechiſchen Hetären beanſpruchten die Buhlerinnen alle weiblichen Ehren. Da aber eine gewöhnliche Ehebrecherin oder käufliche Dirne noch längſt keine perikleiſche Aſpaſia iſt, ſo mußte dieſe erotiſche Freibeuterei im Überdruß und in der rohen Verderbnis enden. Zu der inneren Überſättigung kommt nun aber auch die wachſende phyſiſche Angſt vor der rätſelhaften Luſtſeuche, die immer verwüſtender um ſich greift und die Opfer nur ſelten geſunden läßt. Dieſe blutverpeſtende Geſchlechtskrankheit iſt aus dem Weſten gekommen, aus Spanien und Frankreich, nirgends kennt man den Urſprung, und alle Quackſalbereien halten die fürchterlichen Folgen nicht auf. Da die Proſtitution der Hauptkanal der Anſteckung iſt, ſo bietet ein chriſtliches Liebesleben den ſicherſten Schutz. Moral und Medizin geben dieſelbe Verhaltungsmaßregel.

Hier erblickt Loyola ein weites Angriffsfeld für die Truppe, hier kann er gleichzeitig mit religiöſer Bußinbrunſt und mit Vernunftgründen operieren. Hier kann er ſich auch in das intime Privatleben der Vornehmſten einmiſchen; er möchte die Machtrolle einer geheimen Sittenpolizei übernehmen. Wenn man die verſtoßene Geliebte eines Kardinals als büßende Magdalena betreut, ſo gewinnt man die

genaueſten Kenntniſſe vom Treiben der Machthaber. Weiß man um die verſchwiegenen Sünden der Herrſchenden, ſo hat man immer eine Drohung zur Hand, beſonders ſeit das allgemeine Schamgefühl wieder zunimmt. Ignatius eröffnet ſeinen Feldzug zur Ausrottung der Unzucht mit den ſchon üblichen ſenſationellen Mitteln. Es gibt jetzt genug Kurtiſanen, die von ihren Liebhabern auf die Straße geſetzt ſind und im Elend umherirren; die Truppe nimmt ſich ihrer an, birgt ſie in „Marthahäuſer" und läßt ſie mit Bußliedern auf den Lippen, mit hänfernem Strick ſtatt des unheiligen Geſchmeides um den ſchönen Hals durch die Stadt ziehen und vor den herrſchaftlichen Häuſern demonſtrieren, wo noch die Ausſchweifung eine Stätte hat.

Die Jeſusſtreiter erfahren natürlich bald mit Leichtigkeit, wer mit wem ein ehebrecheriſches Verhältnis hat, und nähern ſich ſolchen Perſonen, um ſie zu warnen, ihnen zu drohen und die Bekehrten zu retten, wobei dieſe dann wohl oder übel in das jeſuitiſche Einflußnetz geraten. Die Kupplerquartiere werden nachts von Mitgliedern der Truppe überwacht; ſie notieren, wer aus- und eingeht, man läßt hinter ſcheinbar ehrbaren Damen Schmähverſe herrufen und ſteckt gefallenen Nonnen unbemerkt eine Teufelsklaue an den Kleiderrücken. Eiferſüchtige Ehemänner laſſen ihre Gattinnen von den Jeſuiten auf einen Buhlſchaftsverdacht hin beobachten; man beginnt überhaupt die jeſuitiſche Hilfe in Anſpruch zu nehmen, wenn man jemandem einen unſittlichen Lebenswandel vorwerfen will. Dadurch hätte ſich nun Loyolas Mannſchaft eigentlich viele Feindſchaften zuziehen müſſen. Wenn das indeſſen nur ſelten geſchah, ſo zeugt es von der umſichtigen und geſchickten Diskretion, mit der ſie vertrauliche Aufträge durchzuführen wußten. Niemand kennt ſich mit ihnen genauer aus, man mutmaßt nur unbeſtimmt, daß ſie hier und dort ihre Finger im Spiel haben, und da iſt's für alle Fälle beſſer, ſie durch

„gute Werke" verſöhnlich zu ſtimmen. Denn ſie betrachten ja auf recht pfäffiſche Weiſe Geſchenke als einen Beweis dafür, daß der Spender ſich durch gottesfürchtiges Tun von ſeinen Sünden reinigen wolle. So mehren ſich ihre Einkünfte von Jahr zu Jahr, ſie erwerben weiteren Grundbeſitz und richten einen Kanzleibetrieb ein, der ſich mit dem manches Fürſten meſſen kann.

*

Es empfiehlt ſich für hochvermögende Leute, mit der Bruderſchaft Loyola gut Freund zu ſein. Sie iſt zwar noch nicht vom Papſt als Orden beſtätigt, denn die Kardinäle lieben dieſe Art von Mönchseifer nicht, aber ſie beſitzt überall die einflußreichſten Querverbindungen, ihr praktiſcher Rat hat Hand und Fuß, ſie weiß darüber Beſcheid, was hinter Gerüchten ſteckt, vielleicht beflügelt oder ſtoppt die Truppe ſelber die Fama, je nach ihrem Wohlwollen oder ihrer Abneigung. Aber Loyola betont den Bittſtellern gegenüber mit aller religiöſer Leidenſchaft, daß ſeine Hilfeleiſtung nicht in der weltlichen Sphäre enden dürfe, daß er nur denen zur Seite ſtehe, die durch ſeine Fürſorge die himmliſche Seligkeit erringen wollten. Seine eigne religiös entzündete Seele wehrt ſich noch glühend gegen den andern Trieb ſeiner Bruſt, gegen den Hang zur irdiſchen Anzettelung, zur abenteuerlichen oder ſchlauen Machenſchaft.

Was ſollen die Menſchen tun, um vor Loyola Gnade zu finden? Die plebejiſchen Bußekſtaſen auf den Straßen ſind nichts für Leute in geordnetem Daſein, die auf ihren Rang und Stand zu achten haben. Kommt in die Kirchen zu unſeren Heiligungsfeiern und Predigten, macht Ernſt mit dem Beichtverlangen, kommt in den Beichtſtuhl, bekennt eure Sünden und verlangt die Abſolution. Die Ohrenbeichte war in den letzten hundert Jahren zur flüchtigen Formſache geſunken, die immer zahlreicheren päpſtlichen Ablässe hatten

die Sündenvergebung immer tiefer herabgewürdigt. Warum sollte man noch vor dem Priester seine Missetaten peinlich aufzählen, wenn man für eine Handvoll Münzen die Vergebung einfach im Pauschale erkaufen konnte! Loyola aber faßt die Beichte wieder als einen psychologischen Entlastungsakt auf. Der Beichtende soll sich bis in alle Einzelheiten seiner Vergehen erinnern, sie sollen ihn noch einmal mit ganzer Schwere bedrücken, bis der Priester im göttlichen Gnadenauftrag den Reumütigen von seiner Schuld befreit. Das Geständnis bringt dem Bekennenden stets eine gewisse Erleichterung, das hat man schon in vorchristlicher Zeit und nicht nur in den Priestereligionen erkannt und angeraten. Die Philosophie der Stoiker lehrte, daß die Überwindung der Laster nur möglich sei, wenn man sie nicht mehr geheimhielte, sondern sie mutig den Freunden offenbarte. Auch schon in uralten asiatischen Kulten hängt die kultische „Häutung" des befleckten Menschen vom Bekenntnis des Büßers ab.

Die katholische Beichtzeremonie betont nun die Machthoheit des Priesters mit mystischer Eindruckskraft und bindet die Beichtkinder an sein Diktat. Der Priester hat zu beurteilen, ob die einzelnen Beichtbekenntnisse als Sünden zu werten sind oder nicht, und die Sünden stuft er in verschiedene Grade ein. Er erteilt also Zensuren für menschliches Verhalten, für Gedanken und Taten, die sich doch zu allermeist auf irdische Vorgänge erstrecken. Und wenn er auch, theologisch genommen, einen jenseitigen Maßstab anzulegen hat, so beeinflußt er doch als Sittenrichter die natürliche Vorstellungswelt der Beichtenden. Je feinfühliger und geschickter der Beichtvater durch Frage und Mahnung das Bekennen in Fluß bringt, desto weniger wird das Beichtkind mit seinen Geständnissen zurückhalten wollen. Wenn es sich seine Nöte restlos vom Herzen spricht, tritt auch eine vollkommene seelische Erlösung und Befriedigung ein. Der

Beichtende wird sich daher am liebsten einem Beichtiger eröffnen, der in der individuellen Menschenbehandlung ein Meister ist.

In der Ohrenbeichte entdeckt Loyola ein unvergleichliches psychologisches Machtmittel für seine Truppe. Auf eine ganz geräuschlose und unsichtbare Weise gewinnt der Beichtvater seelische Gewalt über den sündigen Mitmenschen. Vor Gott müßte es gleich sein, ob ein König oder ein Knecht sein Bekenntnis ablegt. Aber es ist für den Beichtvater durchaus nicht gleichgültig, wen er ermahnt, zensiert, berät. Hält er Beichtgericht über einen Großen der Erde, so greift er damit, sei's auch noch so indirekt und leise, in das Schicksal eines diesseitigen Gebildes ein, das wieder mit andern Daseinserscheinungen in Wechselwirkung steht. Ein weltkundiger Beichtvater wird sich bei der Absolution nicht mit kirchlicher Schablone begnügen; er kann seinen eigenen Willen zur Macht betätigen, wenn er die Entschlußkraft des Mächtigen, der vor ihm als Sünder und Ratsuchender kniet, in eine bestimmte Richtung drängt. Denn nicht nur Geschehenes, irdisch Unabänderliches unterliegt dem Beichturteil, sondern auch Geplantes, das sich erst im Geiste des Beichtenden vorbereitet.

*

Loyola besitzt diesen Willen zur Macht, und er bildet seine Truppe zu Beichtvätern aus, die sich auf die Absolution von Hochstehenden besonders gut verstehen sollen. Bei einem befehlsgewaltigen Manne ist der sündhafte Tatbestand viel komplizierter als bei einem alten Dorfweibe, man muß also Unterscheidungen machen, man muß den erlauchten Herrn mit besonderem Takt und Verständnis im Beichtstuhl behandeln. Ignatius bringt es zuwege, daß es bei den Vornehmen bald Mode wird, einen Jesuiten zum Beichtvater zu wählen. Das Beichtwesen ist die Leiter, an der

die Truppe auf die Höhen der Geschichte emporklimmt. Der Mißbrauch des Christentums zu politischen Machtzwecken tritt nirgends so pfäffisch gefährlich zutage wie in der jesuitischen Fürstenbeichte, die durch Jahrhunderte in allen katholischen Landen Intrigenverwirrung und Schaden für die Volkseintracht stiftete. Im Zeitalter der unbeschränkten fürstlichen Macht regieren in Wahrheit die Hintermänner, die täglich das Ohr des Monarchen haben; und der jesuitische Beichtvater hat oft von dem intimen Hofgemach aus mehr Weltgeschichte gemacht als der öffentlich bestallte Staatsmann und Feldherr.

Die ersten höfischen Beichterfolge der Seinen betrachtet der Meister noch mit gewisser Besorgnis. Die Gunst der Herrscher ist wandelbar, die Vorteile könnten zur Schädigung werden, wenn die Launen der Machthaber umschlagen. Doch er sieht mit optimistischer Freude, daß die katholischen Fürsten diese neue Beichtigerart besonders zu schätzen scheinen. Noch sind die Jesuiten als geistliche Hofchargen überall hoch willkommen, die politischen Gefahren bleiben den Herrschern und ihren Räten lange verborgen. Erst als die irdische Weltentwicklung sich von der geistlichen Vormundschaft weiter entfernt, wird dieser geheime Einfluß der Beichtpriester allmählich hier und dort als Last oder gar als Verhängnis empfunden. So kann sich vorerst das neue Machtpfaffentum im jesuitischen Beichtstuhl ein großes, gut verschleiertes Bollwerk errichten. Noch einmal setzt sich in katholischen Landen der Anschein durch, als habe der christliche Himmelsbefehl über die Reiche von dieser Welt zu verfügen.

Dieser Irrtum, vom religiösen Wahn einer kleinen ehrgeizigen Gruppe erzeugt und ins Riesenhafte geweitet, hat das Christentum auf die Dauer viel mehr erschüttert als die Patriotenbewegung der Volksstaaten.

Die jesuitische Beichtdiplomatie konnte natürlich nicht

mehr die schwärmerischen Umgangsformen gebrauchen, mit denen die Truppe im niederen Volk ihre Eroberungszüge gemacht hatte. Die bußekstatischen Tollheiten der Anfangszeit lehnt Loyola allmählich immer entschiedener ab, er verbietet jetzt den Seinen sogar alle Ausschreitungen der Affekte. Sie sollen sich nicht mehr hemmungslos in die mystische Übersinnlichkeit entrücken lassen, sondern auch im Zustande äußerster religiöser Hingabe die Herrschaft über sich selbst behalten. Die Tugend der Disziplin gilt also nicht nur für die Ordnung der Gemeinschaft, sondern auch für das Innenleben des einzelnen, das in jedem Augenblick vor der Selbstkontrolle bestehen soll. Um sich darin zu üben, müssen die Brüder sich gegenseitig von den Visionen berichten, die sie bei der Gebetsversenkung erlebt haben. Sie erörtern dann die jeweils richtige Sekunde für den willensmäßigen Abbruch der religiösen Phantasieschau. Hat dann aber, so muß man fragen, die Bußverzückung überhaupt noch einen höheren Sinn als den eines interessanten psychologischen Experiments mit sich selbst? Loyola würde erwidern, daß ohne priesterliche Affektsteigerung der Laienmensch in keinen tiefen Bußbann geriete. Der jesuitische Priester soll zwar der Treiber in die Ekstase sein, selbst aber nicht in dem Gefühlsmeer steuerlos werden, sondern sich in jedem Augenblick die Landung am Ufer der Realitäten befehlen können.

Ein zuverlässiger Wille entfaltet sich aber nur in einem ausgeglichenen Körper. Ist der Leib durch Aszese verkrampft, so wird auch der Wille in seinen Zielsetzungen ungesund verzerrt. Darum Schluß mit der falschen Abtötung des Fleisches, durch die nur der geistige Wille brüchig und kränklich wird! Alle übertriebenen Bußübungen schmälern die Überlegenheit der disziplinierten Gesamtpersönlichkeit. Die Exerzitien werden eine planvolle Selbstausbildung der Eigenschaften, die zum Gehorchen und zum Befehlen

befähigen. Unterordnung und Führung sind nur zwei Seiten derselben einheitlichen Willenshaltung. Loyola untersagt den Brüdern aufs strengste das Geißeln, das Barfußlaufen, das Tragen quälender Kleider und das übermäßige Fasten. Sie sollen ein bequemes Lager und eine gut nährende Kost haben, ihre Lebensgewohnheiten dürfen im Durchschnitt denen eines bescheideneren Edelmannes entsprechen.

Diese Pflege des leiblichen Menschen soll dem Willen ein „harmonisches Gehäuse" liefern. Der Wille ist das Wertvollste, was der einzelne zum Aufstieg des Ganzen einsetzen kann, Willensenergie schmiedet den Schlüssel zur Macht. Letzten Endes soll nicht der seelsorgerische Erfolg entscheidend sein, sondern „die Okkupation der Menschheit durch die Gebote, die der Orden im Auftrag des Höchsten zur allgemeinen Geltung bringt". Das ist eine imperialistische Formel, ein militärischer Tagesbefehl an die Truppe, die auszieht, ein Weltreich zu unterwerfen, in dem sie kommandieren, begnadigen und verdammen kann. Das Kreuz Christi wird zum Bannerwappen erwählt, aber die Parole brauchte nicht anders zu lauten, wenn der Kampf im Namen der göttlichen Majestät eines altrömischen Kaisers geführt würde.

*

Noch bei Loyolas Lebzeiten erstrecken sich die Ordensprovinzen über das ganze Abendland, und die ersten Pioniere sind schon nach Übersee in die Kolonien und die noch unerforschten Fernen unterwegs. Erst nach Jahren des Zögerns erteilt der Papst im September 1540 der Societas Jesu die kirchlichen Ordensrechte, anfangs nur mit der Beschränkung auf sechzig Mitglieder, denn die Vielgeschäftigkeit der Loyolatruppe, ihr Methodenwandel und ihr Machthunger erschienen der Kurie noch immer bedenklich. Ignatius wünschte zwar „dem Regiment der streitenden Kirche" eine schlag-

kräftige Kampftruppe zur Verfügung zu halten, aber sein Orden sollte in der Dienstbarkeit für das Papsttum doch recht frei und beweglich bleiben. Als nun der Orden eine bestätigte Einrichtung der Kirche geworden ist, sträubt sich Loyola, das Amt des Generals anzunehmen; auch das eine altrömische Cäsarengeste, seine Führerwürde soll in der Notwendigkeit seiner Leitung bestehen. Als Ordensoberhaupt tritt er kaum noch priesterlich an die Öffentlichkeit, man sagt, er sei allmählich äußerlich menschenscheu geworden, um seine Programme und seine ausführenden Organe desto schärfer im Gedankenstudium zu durchleuchten.

Sein Tatwille richtet sich jetzt vornehmlich auf die organisatorische Straffung der Disziplin. Dieser jesuitische „Kadavergehorsam", an dem Loyola bis zu seinem Tode gestaltet hat, ist von der einfachen soldatischen Kommandopyramide durchaus verschieden. Gewiß, der Nachgeordnete hat zu gehorchen, aber der Befehlende wird auch von unten her an den Zügel genommen. Jeder Bruder hat über seinen unmittelbaren Vorgesetzten an den nächsthöheren kritischen Bericht zu erstatten. Das führt zur Überwachung aller durch alle, nichts bleibt oben verborgen, was innerhalb der unteren Ordensinstanzen geschieht. Nur die höchste Stelle, der General, behält sich das Recht vor, einzelnen Brüdern Geheimaufträge zu geben, über die sie zu jedem andern schweigen müssen. Darum weiß keiner außer dem General, welche Sonderfunktionen die Brüder noch nebenbei oder vielmehr heimlich in der Hauptsache ausüben. Man hat dies System eine geniale Bespitzelung genannt; es zeugt gewiß nicht von ehrlichem Freundessinn, aber es bedeutet auch eine außerordentliche Leistungsprüfung und Leistungssteigerung des Gesamtapparats. Ungehorsam und Umtriebe sind nahezu ausgeschlossen, großsprecherische Vortäuschungen ebenso.

Um Loyolas Disziplinregelung zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Truppe ja längst nicht mehr als

geſchloſſene Kompanie marſchiert. Ein paar hundert Männer ſind in den Räumen zwiſchen Liſſabon, Paris, Wien, Warſchau, Rom auseinandergezogen, eine Botſchaft von hier nach dort braucht mitunter Monate. Da muß die Fülle der Berichte die Langſamkeit der Übermittlung ausgleichen. Loyola hatte noch einige Male gegen Aufſäſſigkeit anzukämpfen, einige der älteſten Genoſſen konnten ſich am ſchwerſten an die neue intellektuelle Technik der Zuſammenarbeit gewöhnen, ſie glaubten der ſchwärmeriſchen Erleuchtung mehr gehorchen zu ſollen als dem Schachtelprinzip der Vorſchriften. Rodriguez ſetzt als Ordensprovinzial von Portugal die Bußkaſteiungen und grotesken Aufzüge fort, bis ihn der wohlunterichtete General abberuft. Wer in Gewiſſenskonflikte gerät, darf ſich nicht mehr zu einſiedleriſcher Verſenkung in die überirdiſche Schau zurückziehen, ſondern hat ſeine Skrupel den verſammelten Brüdern vorzutragen. Darauf gibt jeder ſein Gutachten ab, und zuletzt ſtellt der Führer feſt, wie ſich der Schwankende in Zukunft auszurichten habe.

Der alternde General genießt bei ſeinen Brüdern eine Verehrung, die nach den Zeugniſſen aus ſeiner Umgebung mit unheimlichen Eindrücken durchmiſcht war. Geſpenſtiſches umſchwebt ſeine Züge. Sein Ausdruck ſoll ſich binnen weniger Stunden derart verwandelt haben, daß ihn keiner wiedererkennen konnte, der ihn nur einmal zuvor erblickt hatte. Das Weſen dieſes ſeltſamen Mannes iſt ſo vielgliederig, daß keine Formulierung das ganze Gewebe ſeines Innern zu ſchildern vermöchte. Glut und Kälte, Inbrunſt und Schlauheit wohnen in ihm dicht nebeneinander. Vom Madonnenlächeln bis zur Kriegerwut kann dies Antlitz das Herz widerſpiegeln. Trotz, Gelaſſenheit und Güte treten abwechſelnd als Charaktermerkmal hervor, aber in jeder ſeiner Regungen ſchwingt mehr. Sind die Lippen nicht hochmütig und ironiſch gekniffen? Sprüht nicht Schalkheit aus ſeinen

Augen? In das Kinn ist Herrscherenergie gemeißelt, aus den Stirnfalten spricht der wissende Tiefsinn. Niemand kennt ihn wirklich ganz, alle beugen sich erschaudernd vor dem Rätsel seiner Persönlichkeit.

Seine Gegner haben ihn als großen Schauspieler abtun wollen, er ist wohl auch das, aber er läßt ein Werk zurück, das ihn als einen gewaltigen Tatmenschen ausweist. Auch sein Komödiantentum, ein spanisches Bluterbe, führt zuletzt immer zur Realität und mündet in eine Art Rechenexempel. Er ist der Schöpfer dessen, was die moderne Welt unter Propaganda versteht. In unbewußter Schwärmerei beginnt er mit den Werbeaktionen, die er dann psychotechnisch bewußt entwickelt. Die „propaganda fides" ist ein späteres Jesuitenschlagwort, sie verstanden darunter Loyolas Methodenlehre für die Verbreitung jener Gläubigkeit, die der Orden für die alleinseligmachende hielt.

Die äußere Missionsarbeit des Ordens beginnt bezeichnenderweise mit der Judenbekehrung. Die jüdische Rasse ist für die jesuitische Art der Religionsübung besonders empfänglich. Diese Erfolgsmethodik, die sich einer geschickten Mischung aus Intellektualismus, Magie und Organisation bedient, kommt den Anlagen des jüdischen Geistes entgegen. Die internationale Heimatlosigkeit dieses Volkes, das der mittelalterlichen Bindung an das Ghetto entrinnen will, entspricht den überstaatlichen Zielen des Ordens, der keine weltlichen Vorurteile kennt, auf das beste. Loyola setzt sich mit Nachdruck beim Papst für die Taufe der Juden ein. Er errichtet Heime für jüdische Konvertiten und verbindet die Taufakte mit pomphaften Feiern, in denen sich die Weltpropaganda für den siegreichen Christus veranschaulichen soll.

Der Stifter dieses grenzenlos weitwirkenden Propagandaordens neigt mit der Zeit immer mehr zur Anonymität, seine Person soll hinter der Sache verschwinden, sein Ehr-

geiz verſachlicht ſich. Er hat darauf verzichtet, der Truppe ſeinen Namen zu geben, die Brüder haben keinem Menſchen die Treue zu geloben, ſondern den Zielen, für die geſtritten wird. Wo er merkt, ſie wollen mit ihm Führerkult treiben, entwindet er ſich ihnen ſchroff abweiſend. Kein einziger Maler darf ihn konterfeien, ſein Bildnis ſoll die Freunde nicht von dem Dienſte für die Idee ablenken. Im Bilde, ſagt er, ließe ſich nur der flüchtige Eindruck erfaſſen, den das menſchliche Angeſicht zufällig auf den Betrachtenden macht, er wolle nicht, daß ſich ſeine Jünger ihn in der einſeitigen Auffaſſung eines Künſtlers vor Augen hielten, ſie mögen ſich lieber an die Fülle der Pflichten erinnern, die er ihnen hinterlaſſen werde.

*

Als er unerwartet im Juli 1556 hinſcheidet, vergeſſen die um ihn Weilenden in ihrem Schmerz ſeinen Wunſch und beſtellen einen berühmten Hofmaler, der den Toten porträtieren ſoll, ehe der Kopf verfällt. Mit Eile macht ſich der Künſtler ans Werk, aber er erſchrickt unter der Einbildung, Loyola richte ſich höhnend und drohend auf und ziehe Grimaſſen, um ihn an ſeiner Arbeit zu hindern. Bebend vollendet der Maler das Bild, aber es erſcheint ihm trotz aller aufgewandten Kunſt nicht gelungen. Traurig beſtätigen die Brüder, das ſei ihr Loyola nicht, das ſei irgendein kluges, fremdes Geſicht, ſo habe er weder gelächelt noch mit Strenge dreingeblickt. Solange es noch Maler gab, die den Ordensgeneral bei Lebzeiten geſehen hatten, wurde der Verſuch wiederholt, ſeine echten Züge auf die Leinwand zu bannen. Man rückte die Staffeleien ſogar vor den Altar und las heilige Meſſen, während der Künſtler aus Erinnerung und Phantaſie den Verblichenen formte, aber niemals konnten die Seinen ausrufen: Das iſt er. Die höchſten Meiſter des Pinſels von Tizian bis Rubens haben ſeine

Geſtalt in mannigfacher Auffaſſung idealiſiert, doch überall begegnet uns etwas Maskenhaftes.

Wer er wirklich war, lehrt nur ſeine Schöpfung, die das endgültige Prinzip des Gründers niemals verleugnete. Schon die Umſtände ſeines Todes zeigen ſymboliſch an, wie er in ſeinem Werke unterzutauchen wünſchte: Er fühlt ſich elend, ſeine Kräfte nehmen ſchnell ab, er ſitzt in ſeiner niedrigen Klauſe vor den zu Stapeln getürmten Briefſachen. Der Gänſekiel zittert, die Buchſtaben flimmern, aber heute hat er keine Zeit zum Sterben. Denn in der Frühe geht die Poſt nach Spanien und Überſee ab, da muß alles fertig ſein, keine Liſte darf zurückbleiben. Morgen wird er den Heiligen Vater um den Abſchiedsſegen bitten laſſen und die letzte Ölung nehmen. Doch der Tod will nicht warten, zwiſchen Nacht und Morgen packt er ihn jäh. Der große Erneuerer der Beichte geht ſelbſt ohne letzte Beichte zur Ewigkeit ein. Die rieſigen Weltgeſchäfte ſeines Ordens waren ihm zuletzt doch wichtiger geweſen als die Sorge um ſeine eigene Seligkeit.

Millionsabenteuer im Fernen Osten

Der orbis terrarum erweitert ſich im Zeitalter Loyolas für das abendländiſche Bewußtſein von Jahr zu Jahr. Die Erde muß alſo doch etwas Kugelähnliches ſein, wahrſcheinlich mit allerlei Höckern und Schlünden. Das mögen im einzelnen die Geographen und Seefahrer feſtſtellen. Die Könige von Portugal und Spanien betrachten ſich als Herren der neuentdeckten Länder, ſie wollen dort ihre Hoheit aufrichten und Schätze einheimſen. Den Streit zwiſchen den beiden meerbeherrſchenden Nationen hat der Papſt geſchlichtet; alles, was weſtlich eines beſtimmten Längengrades am nahen Atlantik liegt, ſoll den Spaniern gehören, aller öſtliche Kolonialbeſitz den Portugieſen. Dafür hat der Papſt die unſterblichen Seelen aller dieſer Eingeborenen in ſeine Obhut genommen. Sie wiſſen nichts von Jeſus Chriſtus, ſie ſollen die Taufe empfangen, um erſt dadurch zu vollwertigen Menſchenkindern zu werden. Erſt als Chriſten ſind ſie rechtsfähige Perſonen; wie könnten ſie beiſpielsweiſe einen Untertaneneid ſchwören, ſolange ſie Heiden ſind!

Schon mit den portugieſiſchen Schiffen des Vasco da Gama, die Afrika umſegelten und Indien erreichten, waren Prieſter hinausgezogen. Columbus führte das Heilandskreuz gen Amerika. Aber die erſten gewaltſamen Maſſenbekehrungen boten recht unwürdige Schauſpiele, man verkündete den Einheimiſchen die chriſtliche Liebesbotſchaft und behandelte

ſie doch nach brutalſten Inſtinkten, ſie blieben in Wahrheit vogelfrei. Dieſe europäiſchen Koloniſten waren meiſt ein wüſter Abenteurerſchlag, ihr Chriſtentum beſtand nur in leeren Gebräuchen, im übrigen führten ſie einen viel ſchlimmeren Wandel als die farbigen Barbaren, denen ſie das Licht der chriſtlichen Kultur bringen ſollten.

*

Mit Unwillen erfährt der Papſt von den grauenhaften Mißſtänden in dieſen neuen Weltreichen der Chriſtenheit, er ruft das Gewiſſen des portugieſiſchen Königs an und empfiehlt ihm, einige Mitglieder der jungen Truppe Jeſu als Miſſionare nach Indien zu ſenden. Loyola hat von ſeiner alten Garde gerade nur Franz Xavier zur Verfügung, den er einſt in Paris bekehrte. Er ſchickt den völlig Unvorbereiteten ſofort nach Portugal ab, Befehl iſt Befehl. Nur mit ſeinem Brevier gerüſtet, tritt der künftige „Apoſtel des Oſtens" die Seefahrt an, die ihn um das Cap der Guten Hoffnung nach Indien führt. Er kommt nach Goa, in die Hauptſtadt der portugieſiſchen Kolonie; ungeahnt phantaſtiſche Bilder bieten ſich ihm dar. Am Ufer des Mandoviſluſſes, zwiſchen Kokoswälder gebettet, liegt die prunkvoll errichtete Europäerſtadt. Er findet eine ſteinerne Kathedrale vor, einen Biſchof, ein Franziskanerkloſter, übermütige Adlige, freche Buhlerinnen und breitſpurige Matroſen.

Alles dreht ſich um Geld und Genuß, auch die reichen Einheimiſchen ſind ſchon durch die Laſter verdorben. Die Roſenkränze, die ihnen tief über die Schultern hängen, ſind aus koſtbaren Steinen, man murmelt die Gebete nach Vorſchrift, beugt die Knie vor dem weihrauchduftenden Altar und führt doch ein unbekümmertes Leben in Taumel und Gier. Gleich hinter der Stadt aber beginnt die Heidenwelt, in der es trotz Götzendienſt und Tieropfer viel ordentlicher und anſtändiger zugeht. Das iſt der ſchwerſte Kummer des

Paters, die Wilden sind leider doch bessere Menschen. Von der Problematik aller auswärtigen Missionsarbeit wird er freilich nicht angefochten, wenn er mit der Heidenbekehrung noch wartet. Er will jetzt das „wahre" Christentum zunächst unter den europäischen Altchristen in Goa zum Durchbruch bringen und übersieht, daß damals das Leben in Rom oder Madrid auch alles eher als mönchisch war.

Aber er besinnt sich auf die jesuitische Diplomatie und beginnt unter den Beamten, Offizieren und Handelsherren mit Ausfragungen und heimlichen Nachforschungen. Als bescheidener Pater lädt er sich bei ihnen zu Gast und kundschaftet mit harmloser Miene alles aus, was er über ihre Praktiken wissen will. Dann berichtet er, der scheinbar ganz Einflußlose, direkt an den König nach Lissabon, schildert ihm das Treiben seiner Beauftragten und bittet, an diesem und jenem durch Konfiskation der Güter und Einkerkerung ein Exempel zu statuieren, sonst würden alle Versuche zur Förderung des Christentums in Indien vergeblich sein. Man werde bald erleben, daß der Zorn Gottes die Hoffärtigsten heimsuchen werde, streut er in der indischen Hauptstadt aus, und noch kein Jahr ist vergangen, da trifft seine Prophezeiung ein. Viele entschließen sich, erschreckt durch den königlichen Unwillen, zu einem bußfertigen Gehaben, ohne deshalb doch von ihren Unsitten zu lassen. Aber Xavier kommt hinter ihre Schliche, er freundet sich mit den Dienstboten an, der Köchin bringt er neue Rezepte, dem Diener erwirkt er Urlaub, und sie plaudern ihm aus, was er hören will.

Dem Bischof von Goa verheimlicht er seinen Rang als päpstlicher Legat, sein schlichtes mönchisches Auftreten erleichtert ihm auch im Domstift und Kloster die Beobachtung. Mit unermüdlichem Fleiße eignet er sich die verschiedensten Berufskenntnisse an, mit den Bankiers, mit den Baumeistern, mit den Kapitänen, mit den Perlenhändlern weiß er fachmännisch zu reden und ihnen sogar Rat zu erteilen, er

will ſie lehren, ohne Betrug und Gewalttat ſogar noch mehr zu verdienen. Gott werde ihre Geſchäfte ſegnen, ſofern ſie nur Reue empfänden und Buße täten. Er betrachtet es als den Willen des Himmels, daß er mit „frommer Liſt" ſein Ziel verfolge. Den ſchwer fronenden Eingeborenen verſpricht er ſoziale Erleichterungen, wenn ſie den Geboten des chriſtlichen Glaubens aufmerkſam nachleben wollten. Die armen Farbigen, zu denen noch kein Weißer ſo verlockend geſprochen hat, ſchenken ihm ihr kindliches Vertrauen, ſie knien hingebungsvoll vor dem Kreuz des Beichtvaters, aber ſie werden ihren Herren aufſäſſig und hoffen auf die Stunde, wo ſie ſich ſelbſt in die Sänften und Karoſſen ſetzen werden. Indien müſſe erſt in weltliche Unruhe verſetzt werden, ehe es für das Reich Gottes zu gewinnen ſei, ſchreibt der Pater nach Rom.

*

Inzwiſchen ſind von dort ſchon weitere Brüder der Truppe Jeſu nach Indien abgefahren. Xavier unterrichtet die Neulinge in ſeinen Miſſionsmethoden und arbeitet Inſtruktionen für ihr Auftreten aus, in denen er ſagt: „Erkundigen Sie ſich ſtets nach den Laſtern der Leute, ſehen Sie, wer beſtechlich iſt und wer mit loſen Weibern Umgang hat. Wenn Sie dann mit den Sündern unter vier Augen über deren Vergehungen ſprechen, ſo tun Sie es ſtets mit lachendem Geſicht und in liebenswürdigem Ton, als wenn ſich das von ſelbſt verſtünde. Sie werden den einen durch freundſchaftliche Umarmung gewinnen, den andern durch Unterwürfigkeit, den dritten, indem Sie ihm durch überlegene Bildung imponieren." Wenn ſich Xavier in den Matroſenſchänken zu den Zechern und Spielern ſetzt, macht er mit ihnen mit, beſtellt eine neue Flaſche und leiht den Verlierenden Geld. Warum ſollen ſie dem netten Pfaffen nicht auch einen Gefallen tun, und ſo laſſen ſie ſich von ihm zu Meſſe und Beichte ſchleppen.

Der Gouverneur möchte den läſtigen Jeſuiten, der in alles ſeine Naſe ſteckt, wieder los ſein und fordert ihn auf, die entlegenen Küſtenſtämme zu miſſionieren. Im Süden leben die Paraver, eine Kaſte von Perlenfiſchern, die ſich unter portugieſiſchen Schutz geſtellt haben, um vor den mohammedaniſchen Seeräubern Ruhe zu haben. Die portugieſiſche Flotte erſchien, die Paraver mußten am Strande antreten und wurden durch prieſterliche Zeremonien in die chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen. Sie verſtanden kein Wort, doch ſie haben Zettel mit Taufnamen bekommen, die ſie um den Hals tragen ſollen, und damit iſt das Reich Chriſti wieder um zwanzigtauſend Seelen vermehrt!

Zu dieſen „Chriſten", die in Schilfhütten hinter glühenden Dünen wohnen, kommt der jeſuitiſche Heilsbringer, nachdem er in ihrer Sprache Gebete gelernt hat. Barfuß wandert er in ſchwarzer Kutte durch den heißen Sand, ſchwingt ein Glöckchen und fordert die Erſtaunten auf, ihm zu folgen, denn er wolle ihnen Gutes tun. Sie laſſen ihre Barken, von denen ſie ſonſt in die Fluten tauchen, am Ufer ſtehen und ſcharen ſich um ihn. Und nun merken ſie, er hat es auf die alten Tempel in den Kokoshainen abgeſehen und will ſie hier von den böſen Erdgeiſtern befreien.

Sie hören von ihm, was die feierliche Handlung damals bedeutet hat, als jene fremden Prieſter mit dem Kreuz kamen. Nun, wenn dieſer neue weiße Bote nicht Perlen nehmen, ſondern nur den Zauber der Opferſtätten zerſtören will, ſo ſoll er es ruhig tun, aber ſie ſelbſt müſſen jetzt wieder an die Arbeit gehen. Um ſo begeiſterter laufen die Kinder hinter Xaviers Glocke her, es gibt hier eine herrliche Abwechſlung bei ihren Spielen. Er lehrt ſie Sprüche und Verſe, ſie müſſen auf chriſtliche Weiſe knien, ſingen und das Kreuz ſchlagen. Aber viel ſchöner iſt es, wenn er ſie in den Wald zu den Götzenaltären führt, ſie dürfen die bemalten Lehmfiguren, die Affen, Schlangen und Kühe dar-

ſtellen, mit Steinwürfen zerſchlagen und die Klumpen zertrampeln. Sie dürfen ſogar an den unheimlichen Feuerſtellen, wo bisher Fiſche und Körner als Opfer verbrannt wurden, ausſpucken und ihre Notdurft verrichten. Die Kinder möchten den guten Vater überhaupt nicht mehr fortlaſſen, ſie geloben, ihn nicht zu vergeſſen und den Kreuzgott auch nicht, denn ſie wollen im Himmel ſelig werden und nicht im tiefen Höllenfeuer brennen. Aber ihre Mütter und Väter ſollen mit ihnen die Freuden dort droben genießen, ſo werden die Kinder wiederum die Miſſionare ihrer Eltern.

*

Xavier zieht weiter an den Küſten entlang und kommt nach Ceylon zu dem mächtigen Fürſten von Candy. Auch er hatte portugieſiſche Hilfe gegen ſeine Feinde in Anſpruch genommen und dafür die Bekehrung zum Chriſtentum gelobt. Als aber die weißen Truppen wieder ſein Land verließen, kümmerte er ſich nicht länger um ſein Verſprechen, ſondern wandte ſich wieder dem Buddhakult zu. Sein Land birgt zwei hochberühmte Heiligtümer, die Pagode mit dem Zahne Buddhas und den Felſen mit ſeinem Fußabdruck. Seit er den Tempel mit dem heiligen Zahn wieder öffnen ließ, hat er es mit den Portugieſen verdorben. Aufs neue von Nachbarn bedrängt, fragt er Xavier um Rat, der ſich erbietet, das Bündnis mit Portugal wiederherzuſtellen, wenn er dafür ermächtigt werde, den heidniſchen Aberglauben aufs gründlichſte auszurotten. Wieder bedient ſich der Jeſuit der Kinder zu ſeinem Zerſtörungswerk. Sie verbrennen den Tempel und zerſchlagen den Zahn zu Staub, der Felſen wird ſo lange behämmert, bis die Fußſpur des Erhabenen verſchwunden iſt. Die Jugend hat ihren Spaß, und der Prieſter ſorgt dafür, daß ſie weiterhin „chriſtlich“ beſchäftigt iſt, ſei es mit Verwüſtung oder mit Aveläuten und Fahnenſchwingen. Und Candy erhält zum Erſatz für

den vernichteten Zahn das Fingerglied eines christlichen Heiligen als heilige Stiftung geschenkt. Nun reist der große Missionar von einem indischen Fürstenhof zum andern, seine Glocke schallt, er verheißt portugiesische Waffenhilfe mit Pulver und Blei, die Kinder laufen ihm nach, die Götzenbilder fallen. In Europa werden die Siegesberichte des erfolgreichen Apostels von den katholischen Kanzeln feierlich verlesen.

Unterdessen richtet Xavier seine Sehnsucht nach den Märchenländern des Fernen Ostens, den man bisher nur aus phantastischen Erzählungen kennt. Mitunter waren schon Seeleute nach den japanischen Inseln verschlagen worden, hatten sich aber nicht mit den Einwohnern verständigen können und wußten daher nur ganz äußerliche Schilderungen zu geben. Der Pater hat endlich Glück; in Malakka findet er einen japanischen Flüchtling, der sich wegen eines Mordes in seiner Heimat nach einer portugiesischen Niederlassung durchschlagen mußte. Der Japaner erfährt von dem fremden Priester, er könne von seiner Blutschuld befreit werden, wenn er den Glauben der weißen Rasse annähme, aber er müsse sich dafür ganz dem Dienst des Christengottes weihen. Der Mörder wird auf den Apostelnamen Paulus getauft und soll nun zunächst der Lehrmeister des Jesuiten in japanischer Sprache und Kultur werden. Paulus entstammt der gebildeten Schicht und vermag zusammenhängende Bilder von Japan und auch von dem legendären Kaiserreich China zu geben. Xavier meldet alles, was er erfährt, sogleich nach Rom an Loyola weiter und jubelt, er werde mit Hilfe seines lieben Paulus die letzten Heidenländer für Christus erobern, so wie einst der Apostel den Westen gewann.

Die Japaner seien viel klüger und selbstbewußter als die indischen Völker, erklärt der Neugetaufte, sie würden das Christentum nur annehmen, wenn sie sich durch Vernunft-

gründe überzeugten, daß dieſer Glauben nützlicher ſei als der alte. Xavier vernimmt, daß ihre Religion eine buddhiſtiſche Abart ſei, die heiligen Bücher ſollen in einer Geheimſprache abgefaßt ſein, die nur die Prieſter verſtehen. Paulus weiß nur, daß auch Chineſen und Mongolen ſich nach dieſen göttlichen Geſetzen richteten. Staunend horcht der chriſtliche Prieſter auf, als der Japaner die Kultformen ſchildert. Auch dort leben eheloſe Mönche in Klöſtern und heiligen ſich durch Faſten und Meditationen. Sie lehren, daß es nur einen Gott, aber noch mancherlei wunderkräftige Heilige gebe, daß die Seelen der Abgeſchiedenen himmliſch erhöht und hölliſch verdammt würden, daß ſie durch die Fegefeuer der Reinigung müßten. Sollte etwa das Chriſtentum ſchon einmal im Oſten verkündigt und nur durch falſche Auslegung und Übung getrübt ſein? Paulus meint, man müſſe in Japan und China die Prieſter in der feinen geiſtigen Disputation überwinden; brächte Xavier die ſtärkeren Argumente bei, ſo würde man mit einer „Verbeſſerung" der Religion einverſtanden ſein.

*

Auf einer malaiiſchen Dſchunke machen ſie ſich übers Meer nach Japan auf, Xavier hat noch mehrere Ordensbrüder zu der abenteuerlichen Expedition herangeholt. Sie landen in der Heimat von Paulus, der nun als Chriſt die Vergeltung ſeiner Untat nicht mehr fürchtet. Neugierig ſtrömen die Japaner zuſammen, ſie belagern die Wohnung der Weißen und beſtürmen ſie mit Fragen, denn endlich iſt nun eine Unterhaltung mit den Fremden möglich. Man hat vergeſſen, daß der Dolmetſch Paulus ein Mörder war. Mit gekreuzten Beinen ſitzen ſie auf ihren Kiſſen im Kreiſe herum, auch die kahlgeſchorenen, ſchwarzbemäntelten Prieſterbonzen finden ſich ein, noch ahnen ſie nicht den Wettbewerb einer anderen Religion. Bald ſchickt der Gebiets-

fürſt, der Daimyo von Takaſiha, um die ungewöhnlichen Gäſte in ſeinen Palaſt zu laden. Mit den ehrenvollſten Zeremonien empfängt er die Fremden und forſcht ſie, während ſie um ihn herum auf Matten kauern, einen halben Tag lang nach ihren Gebräuchen, Schätzen und Machtmitteln aus. Takaſiha intereſſiert ſich weniger für Glaubensſätze als für Kanonen und Gewehre, er will die Waren kennenlernen, die Europa mit Japan austauſchen kann. Xavier lenkt die Geſpräche auf die Naturkräfte hin, er redet von den Erzen in Bergestiefen, von Waſſerkünſten, vom Donner und Blitz, vom Lauf der Geſtirne und entwickelt ganz verblüffende Kenntniſſe, die für die Japaner unerhört und doch einleuchtend ſind. Wer hat nun das All mit ſeinen Wundern erſchaffen? Nach japaniſchem Glauben iſt die Welt aus einem im Sturme zerbrochenen Ei hervorgegangen, das Eiweiß wurde zum Himmel, der Dotter zum Meer und die Schale zum Land, aber daran glaubt man nicht mehr ſo recht, da es ein Märchen ſei.

Xavier weiß beſſer Beſcheid. Gott Vater ſchuf in ſechs Tagen die Welt und den Menſchen, aber da ſchon der erſte Menſch der Sünde verfiel, ſchickte Gott ſeinen Sohn, um das Menſchengeſchlecht von der Verdammnis zu erlöſen. Der Daimyo und die Bonzen krauſen nachdenklich die Stirn, wenn dieſer gelehrte Mann das behauptet, wird er es auch beweiſen können. Die endloſen Debatten dehnen ſich von Woche zu Woche, oft wird der Miſſionar durch das Kreuzfeuer der Einwände in Verlegenheit gebracht. Wie ſpitzfindig ſind dieſe Menſchen! Wenn Gott allmächtig iſt, ſo hatte er es doch gar nicht nötig, erſt ſeinen Sohn zu opfern, dann konnte er einfach alles befehlen, was er wollte, entgegnen ſie ihm. Und warum hat Gott nicht längſt den Teufel getötet und die Höllenfeuer gelöſcht, wenn er allgütig iſt? Xavier muß alle dialektiſchen Talente ſpringen laſſen, ſie ſetzen ihm immer heftiger zu, er braucht ſich nur

auf der Straße zu zeigen, schon umschwirren ihn die Zurufe, die Leute haben sich immer kniffligere Fragen zurechtgelegt. Wenn er zu predigen beginnt, unterbrechen sie ihn mit ihren Meinungen, es gehört schon unendliche Geduld dazu, um überhaupt ihren Einwänden standzuhalten. Sind sie endlich befriedigt, so lassen sie sich auch aus Höflichkeit „taufen", sie benutzen dann zur Gebetszeremonie das von Xavier geweihte Wasser, während sie bisher das teuer gekaufte Wasser benutzten, in dem sich der Kaiser die Füße gewaschen hatte.

*

Wer ist der Kaiser, wo steht sein Thron? Xavier will zu ihm hin, er will ihm Grüße und Geschenke des römischen Herrn der Christenheit überbringen. Der Weg in die Residenz geht hundert Meilen nordwärts über zerklüftete Gebirge, und als er in dem heutigen Kioto anlangt, findet er die Kaiserstadt von Bürgerkriegen verwüstet. Barrikaden versperren die Straßen, die Adelsgeschlechter stehen in erbittertem Kampf um die Macht. Die hohe Schule, an der Xavier die christlichen Lehren vortragen wollte, sind geschlossen, die Priester beteiligen sich an den wilden politischen Fehden. Und der „große Voo", der kaiserliche Götterſohn, ist keineswegs der Beherrscher des Landes, sondern nur eine lebendige Götzenfigur, deren kultische Erhabenheit keine Berührung mit der wirklichen Welt verträgt. Niemand darf dem Kaiser ins Gesicht sehen, seine Heiligkeit würde dadurch beschmutzt. Seine Haremsfrauen reichen ihm täglich ein neues Gewand und ein frisch aus dem Ofen gekommenes Porzellangefäß für die Nahrung; Kleid und Schüssel müssen nach einmaligem Gebrauch vernichtet werden. Diesen kostspieligen Hofstaat vermag der Kaiser schon längst nicht mehr zu bestreiten, die Palastmauern verfallen, die göttliche Majestät muß durch Papierschirme vor den Augen der Neu-

gierigen geschützt werden. Durch die Risse im Gemäuer strecken die Hofbeamten den Arm heraus und bitten die Vorübergehenden um eine milde Gabe. Der große Voo besitzt weniger irdische Macht als der jüngste Kriegshauptmann, seine einzigen Einkünfte sind nur noch der Verkauf seines Badewassers und der Tuschblätter, auf die er heilige Sprüche pinselt.

Xavier hat sich zwar um eine Audienz bei dem armen Götzenmenschen beworben, da er aber, nur durch einen Wandschirm von ihm getrennt, platt auf der Erde liegen müßte, verzichtet er auf die Nähe des Erlauchten, um keine Abgötterei zu begehen. Er verläßt diese traurige Kaiserstadt, um sich an die Männer zu wenden, die das Regiment ausüben, es sind die Daimyos, die Territorialherren, die eifersüchtig um die Vorherrschaft ringen. Ein wahrhaft gigantischer Plan entsteht im Geiste des Jesuiten: er will den mächtigsten dieser Daimyos zum christlichen Kaiser von Japan machen.

Der Fürst von Jamagutschi scheint für seine Absicht am meisten geeignet zu sein, ihm läßt er seinen Besuch durch eine pomphafte Botschaft melden. Xavier legt prunkende, goldgestickte Gewänder an, denn für mönchische Demut haben die Japaner kein Verständnis. Den ehrsüchtigen Fürsten begrüßt er mit den Titeln, die nur dem Kaiser zukommen; der allmächtige Christengott wolle ihn über alle andern Daimyos zum Oberhaupt setzen. Der Abgesandte des Papstes öffnet die Geschenktruhen und überreicht europäische Wunderwerke, darunter eine Uhr, „die genau zwölfmal am Tag und zwölfmal in der Nachtzeit schlägt", ein Musikinstrument, das von selbst und ohne menschliche Berührung herrliche Klänge von sich gibt, auch Gläser für die Augen, „mit deren Hilfe ein Greis ebenso scharf sehen kann wie ein Jüngling". Der hocherfreute Fürst gestattet gern die Verbreitung des christlichen Glaubens, mit dessen Hilfe er den

Kaiserthron besteigen soll, er läßt sich selbst durch das Taufwasser zur höchsten politischen Würde weihen.

Aber auch der Rivale des Daimyo von Jamagutschi, der nicht minder großmächtige Daimyo von Bungo, hat von dem fremden Gottesgesandten vernommen und möchte hinter dem Jamagutscher nicht zurückstehen. Um der christlichen Sache willen eilt Xavier auch an den Bungoer Hof, obwohl nun die Lage schwieriger wird. Die Geschenke sind verteilt, wie gewinnt er diesen Neider? Soll er einen Gegenkaiser aufstellen? Doch eben trifft ein portugiesisches Schiff im Bungolande ein, dem Himmel sei Dank. Der Priester kann neue Schätze des Abendlandes darbieten, und die Seeleute bilden für Xavier ein prächtig ausstaffiertes Gefolge. Man schließt einen Freundschaftspakt, Bungo soll von dem künftigen Handelsverkehr die allergrößten Vorteile haben, und darum darf Xavier auch hier bald sein Missionswerk offen in Angriff nehmen.

*

So überwindet der jesuitische Diplomat nach und nach die politischen Widerstände, aber dafür mehren sich die religiösen. Die Bonzen hatten anfangs die theologischen Auseinandersetzungen mit dem Christentum als einen Gedankensport aufgefaßt, allmählich fürchten sie diesen neuen geistlichen Einfluß und beginnen die fanatische Energie, die unerbittliche Dogmenstrenge des fremden Priesters zu hassen. Die ostasiatischen Kulte, besonders der des Shinto, dessen Anhänger die Sonne, die Heldenahnen und Fabeltiere anbeten, sind mit dem Evangelium nicht gleichzurichten, das erkennt Xavier immer deutlicher und schmerzlicher; darum wettert er jetzt auch immer heftiger gegen den höllischen Aberglauben. Das bringt auch seine Gegner in Wallung, und das auch geistig kampflustige japanische Volk stürzt in weltanschauliche Wirren, in denen das Christentum wieder fast ganz verschüttet wird.

Doch Xavier ist nicht der Mann, der sich geschlagen gibt. Er hat erfahren, daß die japanische Kultur aus China kommt. Warum wissen denn die Chinesen nichts von Jesus, haben die Bonzen ihm höhnisch vorgehalten. In China, nicht in Europa, sei die älteste Weltweisheit offenbart, die heilige Gesetzesmoral, der viel mehr Kraft als den Gottheiten innewohne. Daher entschließt sich jetzt der Apostel, den ostasiatischen Glaubensfeldzug nach China zu verlegen. Er kehrt nach Indien zurück, um ein großes Unternehmen zu rüsten, er will an den chinesischen Kaiserhof nach Peking, wo ein „Sohn des Himmels" die tatsächliche Zentralmacht in den Händen haben soll. Der Plan findet Anklang und Unterstützung, ein reicher Pfefferkaufmann aus Portugal ist bereit, die Flotte zu stellen, wenn er königlicher Botschafter am Hofe zu Peking würde. Xaviers Propaganda setzt alle phantasievollen Gemüter in Bewegung, viele Freiwillige melden sich für das fromme Abenteuer, Peking gilt plötzlich als das Rom des Ostens, als eine künftige Metropole der Christenheit.

Mit Genehmigung des Vizekönigs segeln die Schiffe von Goa ab, doch in Malakka verbietet der Hafenkapitän die Weiterfahrt; als portugiesischer Beamter handelt er rechtswidrig und wird von Xavier mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht. Doch das kümmert den Gewalthaber nicht, er will nämlich selbst einen Handelsverkehr mit China eröffnen und in die eigene Tasche verdienen. Während sich die Expedition auflöst, wartet Xavier auf eine heimliche Gelegenheit zur Überfahrt. Eine Schmuggeldschunke nimmt ihn auf die Insel San-Choan mit, die dem Hafen von Kanton vorgelagert ist. Aber keiner der chinesischen Schmuggler wagt ihn auf das Festland hinüberzubringen, es ist bei Todesstrafe verboten, einen Europäer in das Reich der Mitte einschlüpfen zu lassen. Xavier bietet vergeblich den höchsten Lohn; sie würden sich alle gern bestechen lassen,

einer verſpricht auch, das waghalſige Geſchäft zu verſuchen, aber dann bleibt er aus, die chineſiſchen Behörden ſind allzu wachſam.

Winterſtürme umbrauſen die einſame Inſel, Xavier will ſich in ſeiner Binſenhütte bis zum Frühjahr gedulden. Doch das Fieber wirft ihn aufs Lager, er beginnt irrezureden, läuft in allen erlernten Oſtſprachen predigend am Strande umher, verſchmäht die Pflege ſeines einzigen Dieners und gibt im Dezember 1552 ſeinen Geiſt auf. Ein gewaltiger Willensmenſch, ein kühner Pionier ſeines Glaubens geht mit ihm dahin; aber hätte er den fremden Raſſen wirklich das Heil gebracht, wenn er erfolgreicher geweſen wäre?

*

Ganze Scharen von jeſuitiſchen Nachfolgern treten in ſeine Fußtapfen. In China regiert die nationale Ming-Dynaſtie, die das Land ſorgſam vor fremden Einflüſſen ſchützt; ohne amtliche Erlaubnis würde jede Wirkſamkeit in China unmöglich ſein. Man hat bereits vorwitzige portugieſiſche Kaufleute gefangengeſetzt. Die jeſuitiſchen Patres bieten ſchriftlich ein Sühnegeld an und dürfen zu den Verhandlungen darüber nach Kanton hinein. Der chineſiſche Statthalter findet an dieſen gelehrten, liebenswürdigen Männern, die ſich ganz anders als die weißen Freibeuter aufführen, ſogleich Gefallen. Wieder bahnt eine tickende Uhr die Freundſchaft an.

Die Fremden laſſen nichts davon merken, daß ſie Prieſter ſind. Sie ſagen, daß ſie ſich überhaupt nur auf die Wanderſchaft gemacht hätten, weil der hohe Ruf der chineſiſchen Weisheit zu ihnen gedrungen ſei. Nun wollten ſie die großartigen chineſiſchen Einrichtungen ſtudieren, um damit auch ihre Barbarenheimat beglücken zu können. Die Bitte wird ſchließlich gewährt, ſie haben ſich die Erlaubnis erſchmeichelt, der erſte Bann iſt gebrochen. In den jeſuitiſchen Miſ-

sionskollegs werden fortan die besten Mathematiker und Astronomen für den Dienst in China vorgebildet, denn die mechanischen und rechnerischen Künste sind ja im Reich der Mitte besonders geschätzt.

In chinesischer Tracht und unter genauer Anpassung an die Landessitten dringen die Patres allmählich ins Innere vor; als Schriftgelehrte besuchen sie die Mandarine und Literatenschulen. Als der Pater Matteo Ricci aus Rom in Kanton eintrifft, bringt er eine Menge wunderlicher physikalischer Instrumente mit, er ist ein Schüler des großen Mathematikers Clavius und beherrscht die exakten Wissenschaften Europas bis zur Vollendung. Ricci läßt sich erst lange nötigen, ehe er seine Linsen, Quadranten, Zirkel, Federwerke, Bussolen, Meßrohre und Pendel den Chinesen zeigt und erklärt. Ach, das alles würde man wohl in China weit vollkommener besitzen, meint er bescheiden; sie bezweifeln das nicht nur aus Höflichkeit, sie sind bald überzeugt, daß der Fremde von diesen Dingen ganz einzigartige Kenntnisse hat.

Ricci, der sich Doktor Li-ma-tau nennen läßt, hat auch eine selbstgezeichnete Weltkarte in seinem Zimmer hängen, darauf ist das „Reich der Mitte" nur als ein Landstück am östlichen Ende der Erdfläche zu sehen. Die Chinesen hatten aber ihr Reich bisher stets als das beherrschende Hauptgebiet der Welt betrachtet und das Ausland als unbedeutende Randbezirke. Sollte der gelehrte Doktor Li etwa recht haben? Wenn man von Portugal nach Kanton ein halbes Jahr lang durch die Meere segelt, muß allerdings die westliche Welt noch viel größer als China sein! Und die Mappen mit Kupferstichen, die er seinen Freunden ausbreitet, zeigen Paläste und Tempel in den herrlichsten Bauformen; solche kühnen Türme und Kuppeln hat hier noch niemand ersonnen, die europäischen Städte und Burgen scheinen Wunderwerke hochkultivierter Völker zu sein. Wo

die Chineſen erſt an ihrer eigenen Überlegenheit zu zweifeln beginnen, gerät auch ihr geiſtiges Weltbild ins Wanken, und ihre nationale Sicherheit wird gefühlsmäßig geſchwächt. So erliegt ihre alte Zentralmacht allmählich den von Norden eindringenden Steppenvölkern und ſpäter der imperialiſtiſchen Ziviliſation der Europäer.

Ricci iſt der erſte, der die geſchloſſene nationale Haltung der chineſiſchen Führerſchicht zur Erſchütterung bringt. Sobald ſich der Ruf ſeiner gelehrten Autorität gefeſtigt hat, reiſt er von Provinz zu Provinz, überall mit der Ehrerbietung empfangen, die man einem hervorragenden Wiſſenſchaftler in China zu zollen pflegt. An der Univerſität von Chiangſi deckt er die Irrtümer in den mathematiſchen Lehrbüchern auf, er weiſt den Gelehrten ihre Fehler bei der Vermeſſung nach und ſchreibt ihnen neue Kompendien der Geometrie, der Mechanik und Akuſtik. Aber in die techniſchen Betrachtungen läßt er auch chriſtliche Dogmatik einfließen, er nennt das die göttlichen Grundgeſetze, die über der menſchlichen Erkenntnis walten. In der Form von weltbetrachtenden Dialogen ergänzt er die bodenſtändige Morallehre durch den chriſtlichen Erlöſungsgedanken. So zerſetzt er die alten einheitlichen Naturvorſtellungen und Lebensprinzipien des Gaſtvolkes. Die „wohlriechenden Düfte des Glaubens ſtrömen ſchon wie Blumenatem durch das Land", berichtet die Chinamiſſion in witziger Nachahmung der fremden Ausdrucksweiſe an den Jeſuitengeneral.

*

Das Wunſchziel des mathematiſchen Chriſtenmiſſionars iſt natürlich die kaiſerliche Reſidenz in Peking. Der Palaſt bildet eine rieſige Feſtungsſtadt für ſich, man muß ſchon hohe Beziehungen haben, um nur durch die äußerſten Torwachen in die mittlere Beamtenregion zu gelangen. Ricci umwirbt einen Würdenträger, an den er Empfehlungen hat; endlich findet ſich der bereit, eine Federuhr, die ſich ja ſchon öfters

als Visitenkarte wirksam erwies, auf dem Wege über die Minister an den Kaiser weiterzuleiten. Der Himmelssohn findet, wie zu erwarten war, an dem praktischen und hübschen Spielzeug Vergnügen. Für die hohe Majestät, deren Name unaussprechlich ist, deren Namenschriftzeichen kein anderer gebrauchen darf, ziemt es sich freilich durchaus nicht, etwa nach dem fremden Überbringer zu fragen. Am nächsten Tage stehen aber die Uhrzeiger still, und das Ticktack hat aufgehört. Der Kaiser ersucht seine Hofleute, das Instrument wieder in Bewegung zu setzen, was ihnen aber allen Bemühungen zum Trotz nicht gelingt.

Man muß also den Doktor Li kommen lassen, der nun zum ersten Male zwischen den künstlichen Gartenseen die schwarze Drachenbrücke überschreiten darf. Auf der bunt glasierten Ziegelterrasse wird er vor den großen Rat der Hofmandarine geführt. Mit wenigen Griffen hat Ricci die Uhr wieder in Gang gebracht und wird gleich darauf mit höflichen Dankesworten entlassen. Das wiederholt sich jetzt Tag für Tag, bis Li die Stunde für gekommen hält, um einen ganzen Stapel von Ehrengaben für den Kaiser mitzubringen und ein prächtig gemaltes Gesuch an den Himmelssohn beizulegen. In dem Schriftstück bietet er seine Dienste als Sternkundiger an, die Geschenke seien Sinnbilder der göttlichen Lehren in seiner Heimat.

Nun hat der Minister der Riten sein Gutachten abzugeben, es fällt für den Spender und Bittsteller nicht günstig aus, denn es lautet: „Europa hat keine natürliche Verbindung mit uns und will auch unsere weisen Gesetze gar nicht annehmen. Die Bilder, die Li-ma-tau als Unterpfand bringt, stellen einen nackten, gemarterten Mann als Himmelsherrn dar und eine lächelnde Jungfrau, sie sind ohne künstlerischen Wert. Der Fremde überreicht auch einen Schrein, der nach seiner Aussage Gebeine von Unsterblichen enthalten soll. Aber die Heiligen nehmen doch, wenn sie zum Himmel auf-

fahren, ihre Gebeine mit! Der Weise Kan Ju hat für ähnliche Fälle entschieden, man müsse solche falschen Lehren dem Palast fernhalten, denn sie brächten nur Unheil. Wir meinen daher, man solle die Geschenke nicht annehmen, sondern dem Li-ma-tau den Aufenthalt am Hofe verbieten. Man möge ihn überhaupt wieder in sein Land zurückschicken!"

Aber der Kaiser ist inzwischen auf den wunderlichen Ausländer schon zu neugierig geworden, er läßt ihn zur Audienz kommen und ernennt ihn zu seinem Uhrenaufzieher. Dadurch erhält nun der Doktor aus Europa regelmäßigen Zutritt zum Kaiser, dem er versichert, mit seinem Gnomon die Himmelserscheinungen aufs genaueste messen und erklären zu können. Nachdem er einige Proben seines Könnens gegeben hat, will der Kaiser auch die andern Jesuitenmissionare kennenlernen, die nach Lis Angaben noch viel mehr als er von solchen Dingen verstehen sollen. So entsteht eine Jesuitenniederlassung innerhalb der Rosenmauer der Palaststadt; die Fremden haben den geheiligten Bezirk erobert, der sonst nur den allervornehmsten Chinesen zugänglich ist. Und die christlichen Bilder erhalten Ehrenplätze in den kaiserlichen Gemächern, die weißen Himmelsgelehrten dürfen davor mit Kerzen und Weihrauch ihre Andachtszeremonien verrichten. Der junge Thronfolger lernt bei ihnen europäische Rechenkunst und Metaphysik. Bald läuten die Glocken des christlichen „Moraldienstes" hier und dort in Stadt und Land, die Taufe wird als die Feier eines bestandenen Examens eingeführt, und viele angesehene Leute sind stolz darauf, auch diesen ausländischen Bildungsgrad erworben zu haben.

*

Als Ricci die Augen schließt, ordnet der Kaiser ein prunkvolles Leichenbegängnis an; die Jesuitenkolonie von Peking

ist längst durch Landschenkungen, Gehälter und Würdenverleihungen reich geworden. Aber die Patres müssen ihr Ansehen stets durch sensationelle Leistungen verteidigen, denn sie sind den Traditionshütern ein Ärgernis, und die Hofminister haben alle Mühe, die altnationalen Mandarine und Literaten zu beschwichtigen, die den Machthunger und den Glaubensfanatismus der Jesuiten durchschauen. Nun spielt im öffentlichen Leben des chinesischen Volkes das Kalendermachen eine außerordentliche, ja eine entscheidende Rolle. Es gibt in der Kaiserstadt ein oberstes Himmelstribunal, das jährlich den neuen Kalender berät und festlegt. Die Aufzeichnungen über die Einteilung des Jahres werden, auf kostbaren Rollen vervielfältigt, der kaiserlichen Familie unter ehrfurchtsvollen Festbräuchen überreicht.

Dieser Kalender ist der äußere Ausdruck des geheimnisvollen Gesetzes, das Weltall und Menschen aneinander bindet. Die kosmische Harmonie, nach der auch der Mensch sein Dasein einrichten muß, um Gleichmaß und Glück zu finden, heißt das Tao. In dem Lauf der Gestirne, in den Wellen des Meeres, im Wachstum der Pflanzen, im Wechsel der Jahreszeiten herrscht diese heilige Ordnung von Ewigkeit. Die Kalenderastronomen haben die Aufgabe, dieses Walten zu erkennen und in zeitliche Regeln zu bringen. Die chinesische Wissenschaft konnte freilich mit ihren traditionellen Werkzeugen den Jahreskosmos der Erde nur ungefähr vorauserforschen. Wenn sie sich irren, gilt das Schicksal des ganzen Landes als schwer gefährdet. Denn der Kalender bestimmt auch die günstigen Termine für die menschlichen Unternehmungen, für die Aussaat, für den Antritt von Reisen, für den Kriegsbeginn, für den Hausbau, für die Heiraten und sogar für die Einrichtungen. Wird das Volk von Unheil heimgesucht, so ist der Kalender falsch gewesen, man hat das Tao nicht gefunden.

Die Hofjesuiten in China bauen nun diesen Tao-Glauben

für ihre Machtzwecke aus. Da das Reich neuerdings von inneren Schwierigkeiten bedrängt wird, bietet der Pater Schall eine neue richtigere Berechnung an. Er will den Zweiflern beweisen, daß er sich besser aufs Tao versteht, und sagt eine bevorstehende Sonnenfinsternis auf die Minute des Anfanges und Endes voraus. Diese Himmelserscheinung gilt in China als die wichtigste Offenbarung und ihre vorherige Erkundung als eine besonders gnädige Schicksalsfügung. Da der Pater recht behält und der Hof das Ereignis mit großem kultischem Aufwand begehen kann, so überträgt der Kaiser den Jesuiten die Oberaufsicht über das ganze Kalenderwesen und damit geradezu die Führung der öffentlichen Angelegenheiten.

Doch das Tao der Europäer bewährt sich nicht für länger, denn im Lande brechen Unruhen aus, und die mongolischen Nachbarn im Norden machen sich die Wirren zunutze. Die fremden Kriegshorden fluten heran, und das Ming-Kaisertum gerät in die schlimmste Bedrängnis. Jetzt legt sich der jesuitische Führer sogleich auf die Kriegstechnik, er gießt bronzene Geschützrohre und rüstet eine Artillerie nach europäischem Muster. Den Kanonenkugeln müssen die Feinde weichen, aber sie kommen wieder, da Pater Schall die innere chinesische Parteiung nicht meistern kann. Die Aufrührer bemächtigen sich der Hauptstadt; als sie in den Palast dringen, erhängt sich der Sohn des Himmels, die letzten Ming-Prinzen entkommen mit Hilfe der Missionare und treten zum Christentum über. Aber gleichzeitig knüpfen die Patres mit dem Mongolenfürsten Verbindungen an, der mit seinem Heere nach Peking zieht, die Ordnung wiederherstellt und selbst den verlassenen Kaiserthron besteigt. Fortan dienen die Jesuiten den Himmelssöhnen aus der tatkräftigen, kulturell gröberen Mandschu-Dynastie.

*

Während der Orden auf chinesischem Boden seinen Machteinfluß zwei Jahrhunderte hindurch in allen Wechselfällen zu behaupten vermag, mißlingt der gigantische Plan einer „christlichen Einkreisung Asiens", den noch Loyola in seiner letzten Lebenszeit strategisch durchdacht hatte. Nicht nur von den Küsten aus, sondern auch über das viel unzugänglichere Landmassiv soll der ungeheure Erdteil von der Jesuitenmission umklammert werden. Der Pater Barzäus dringt als erster durch Indien bis an die persische Grenze vor. In der reichen Grenzstadt Ormuzd, wo sich die Karawanenstraßen kreuzen, begegnen sich alle vorderasiatischen Religionen und Rassen. Mohammedaner, Juden, Brahmanen, Parsis und Armenier, sie alle kommen in den Basaren zusammen und sondern sich an ihren Kultstätten ab. Barzäus geht in die Synagoge, um die Erfüllung der messianischen Weisagungen zu künden, in die Moschee, um sich als einen neuen Propheten, den wieder erstandenen Johannes den Täufer, verehren zu lassen. Mit den Indern erörtert er die Fragen der Heiligung und der Unsterblichkeit. Überall sucht er die christlichen Glaubensideen in die fremden Kulte hineinzuschmuggeln. Aber das Beginnen bleibt schon deshalb vergeblich, weil sich das bunt gemischte Händlervolk wieder nach allen Richtungen zerstreut und das wirre Erlebnis vergißt.

Im turkestanischen Norden regiert der Großmogul Akbar, ein Nachkomme des gewaltigen Tamerlan. Von seinem islamischen Bekenntnis hat der enttäuschte Akbar sich abgewandt, er hängt dem phantastischen Traume nach, die echte Urreligion aufzufinden. Dazu läßt er kleine Kinder der verschiedensten Herkunft von aller traditionellen Umgebung abgesondert heranwachsen und hofft, sie würden den wahren Urkult von selbst hervorbringen. Da das Experiment begreiflicherweise völlig mißlingt, beschreitet er einen andern Weg: Priester aller Religionen sollen sich um ihn versam-

meln und so lange diskutieren, bis der beste Glaube über die Irrtümer der andern triumphiert habe. Auch die Jesuiten erfahren davon und schicken sofort ihre kundigsten und gewandtesten Redner an den Mogulhof. Bei diesem jahrelang fortgesetzten religiösen Wettstreit erweisen sich die Männer von der Truppe Jesu als weit überlegen, sie wissen in allen beteiligten Kultformen Bescheid, während die andern Vertreter nur ihre eignen Lehren kennen. Die Jesuiten erklären, daß alle übrigen Bekenntnisse „Vorstufen des Christentums" seien, keiner habe ganz unrecht, aber nur die Christen besäßen das volle Wissen von den höchsten Dingen. Der Großmogul gibt den europäischen Sendlingen theoretisch im großen und ganzen recht, aber sein Despotenhirn kann sich nicht mit der peinlichen Tatsache befreunden, daß der Gottessohn Knechtsgestalt annahm. Darum kann er sich doch nicht entschließen, den Christenglauben zu seiner Staatsreligion zu erheben. Er läßt sich von den Jesuiten auf die Feldzüge begleiten und grübelt bis zu seinem Tode über das Evangelium nach.

Doch zuletzt ist alle Bemühung auf beiden Seiten vergeblich gewesen. Zwar dringen einige mutige Patres über das Pamirhochland und die Wüste Gobi bis nach der Mongolei, andere überqueren sogar den Himalaja und streifen durch Tibet, sie abenteuern unter vielen Vermummungen, ohne in dieser starren asiatischen Hochlandswelt für ihren Glauben Verständnis wecken zu können. Doch sie meißeln wenigstens die Ordenszeichen in die Felsmauern, um Spuren ihrer Wanderrekorde zu hinterlassen.

*

Ihre erstaunlichste Maskenleistung bleibt allerdings die Missionsarbeit unter den indischen Brahmanen. Bei der vornehmen Hindukaste beherrscht der Kult die gesamte Lebensführung, sie dürfen nur unter sich verkehren, kein

Fleiſch und keinen Wein anrühren, vor keinem Fremden den Körper entblößen, ſonſt werden ſie unrein und ſinken zu der verachteten Volksmaſſe der Parias hinab. Auch die europäiſchen Koloniſten ſind in ihren Augen nicht mehr als ein Paria, alſo Leute, von denen ſie ſich nie und nimmer belehren ließen. Der Pater de Nobili, aus italieniſchem Fürſtenhauſe ſtammend, ſtudiert als erſter die brahmaniſchen Bräuche, bis er ſie vollendet nachahmen kann, und gibt ſich dann im Turban und gelben Leinentalar als ein Hindu der höchſten Kaſte aus. Auch die Spitzen der römiſchen Geſellſchaft ſeien Brahmanen, behauptet er allen Ernſtes, man habe ihn abgeſandt, damit er die heiligen Schriften der indiſchen Kaſtenbrüder mit den römiſchen vergleiche.

Die echten Brahmanen ſind allerdings über ſeine umfaſſende Kenntnis der Weden verblüfft, der Fremde iſt mit der kultiſchen Sanskritſprache faſt beſſer als ſie ſelbſt vertraut, er dichtet kunſtvolle Gottesgeſänge auf Palmblättern und verſtößt auch in keinem Punkte gegen die Sittenreinheit. So beginnen ſie ihm allmählich zu glauben, daß die göttlichen Offenbarungen der Chriſtenbibel eine noch höhere Weisheitsform als die Weden darſtellten.

Andere Jeſuitenväter treten als büßende Hindus, als Glieder der Jogikaſte auf, denn die Jogi dürfen mit allen Kaſten Gemeinſchaft haben. Dadurch gelingt es den fremden Prieſtern, das ganze Kaſtenſyſtem mit ihrem Einfluß zu durchſetzen. Warum aber dieſe überſchlaue Bekehrungsmethode trotz ſcheinbarer Tauferfolge in hohen Ziffern vergeblich blieb, liegt auf der Hand. Es handelt ſich bei den Hinduſitten nur zum kleinen Teil um Religion; dieſer Kult gehört unlösbar zur Totalerſcheinung des Volkstums. Und die Raſſenſcheidung wirkt ſelbſtverſtändlich unendlich ſtärker als jeder Verſuch einer künſtlichen Dogmenverſchmelzung, zumal auf ſo heuchleriſcher Grundlage.

*

Aus den gleichen Urſachen mißglückt zuletzt auch das Bekehrungswerk auf den japaniſchen Inſeln, das Xavier, der Bahnbrecher der Jeſuitenmiſſion, mit Hilfe des flüchtigen Mörders begonnen hatte. Seinen Schülern gilt die Eroberung des Landes, dem der ſelige Meiſter und Märtyrer ſeine Hauptkraft gewidmet hatte, als beſondere Herzensſache. Der aktiviſtiſchen Natur der Japaner entſprechend, verläuft hier das Abenteuer weit dramatiſcher als in dem epiſch ruhigen Indien, um ſchließlich in ein wahrhaft tragiſches Finale auszuklingen. Die raſſiſche Abneigung der Japaner grollt anfangs in heimlicher Dumpfheit unter der Oberfläche freundlicher Beziehungen. Man höre, wie ein zeitgenöſſiſcher Bericht die weißen Männer malt: „Ihre Mäuler reichen bis zu den Ohren, ihre Zähne gleichen denen eines Pferdes, ihre Fingernägel ſind die Krallen eines Bären, und wenn ſie die Arme heben, ſieht man eine Fledermaus mit ausgeſpreizten Flügeln vor ſich.“ Mit lächelndem Widerwillen ſchicken die Japaner der höheren Schichten ihre Kinder in die neuen Jeſuitenſchulen, ſie tun es nur, weil ſie die nützlichen Fertigkeiten, die dort gelehrt werden, für das Land verwenden wollen.

Die jüngeren Generationen, die ſchon unter chriſtlichem Einfluß heranwachſen, ſcheinen dem neuen Glauben wie einem angenehmen Fortſchritt ergeben zu ſein, und die Patres ſchreiben ſchon mit ſtolzer Genugtuung nach Rom, in einem Menſchenalter würde das ganze Volk den Heiland bekennen. Sie laſſen die althergebrachten Lebensformen keineswegs außer acht, ſie pflegen die Zeremonien beim Teetrinken mit einer faſt übertriebenen Feinheit, und bei ihrer Fronleichnamsprozeſſion marſchieren wie bei einem einheimiſchen Leichenzug gerüſtete Krieger in den altkultiſchen Heldenkoſtümen mit.

Dem japaniſchen Dämonenſpuk begegnen die Miſſionare, indem ſie ſich ſelbſt zu Zauberexperimenten hergeben. Sie

lassen sich von den Bonzen mit Salben einschmieren und sich Schlangen um den Hals legen, ohne dadurch in teuflische Raserei zu verfallen. Die gespannten Zuschauer müssen mit stillem Ärger gestehen, daß Christus stärker ist. Ein christlich erzogener Daimyo erobert endlich mit jesuitischer Beratung die weltliche Kaisermacht, aber gerade dieser Triumph ihres Missionswerkes soll die Wurzel ihres Verhängnisses werden. Der übereifrige Diktator läßt die Buddhistentempel niederbrennen und die Bonzen ins Gefängnis werfen. Dagegen empört sich der alte Volkstrotz. Als die Jesuiten den neuen Kaiser zu Eroberungszügen an den gegenüberliegenden Küsten ermuntern und die Hilfe einer portugiesischen Flotte in Aussicht stellen, befürchten die entrüsteten Anhänger der alten Ordnung, die Christenpriester wollten Japan unter portugiesische Botmäßigkeit bringen.

Dieser Argwohn wird noch von den holländischen Seefahrern bestärkt, die neuerdings als Handelskonkurrenten der Portugiesen die Inseln anlaufen. Die nationale Reaktion ermordet den kaiserlichen Machthaber, und die Nachfolger müssen, um sich als Herrscher zu behaupten, der christenfeindlichen Stimmung Schritt für Schritt nachgeben. Eine Sittenkrisis verstärkt die Gewitterschwüle: die getauften Jungfrauen weigern sich, mit ungetauften Landsleuten ohne christliche Eheschließung das Lager zu teilen; dadurch erhält das patriarchalische japanische Familienleben bedenkliche Risse. Noch wäre es für die Patres Zeit, unangefochten unter Preisgabe des Bekehrungswerkes das Inselland zu verlassen, aber sie harren aus und nehmen als standhafte Soldaten der Truppe Jesu das Märtyrerlos auf sich. Aus der Passionsgeschichte haben die Japaner die Kreuzigung als Hinrichtungsart kennengelernt, und so bereiten sie den Fremden den Martertod, den ihr Gott gestorben ist. Wäre die christliche Religion für das japanische Volkstum auch nur halbwegs tragbar gewesen, so hätten wohl gerade

dieſe Blutopfer den neuen Glauben gefeſtigt, aber auch die zurückbleibenden Gemeinden heimlicher Chriſten zerſtreuen ſich bald, und nur legendäre Erinnerungen bleiben im Bewußtſein ſpäterer Zeiten erhalten.

*

Daß einzig die Chineſenmiſſion der Jeſuiten bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein als ſtarker europäiſcher Kulturfaktor in Oſtaſien wirkſam blieb, erklärt ſich vornehmlich aus der intellektuellen Eigenart der chineſiſchen Veranlagung. Das chriſtliche Myſterium berührt die Seele des Chineſen nicht im geringſten, zu einer myſtiſchen Verſenkung in Glaubenstiefen iſt er nicht fähig. Die Jeſuiten hatten das bald erkannt und begnügten ſich daher auch weiterhin mit einer vorwiegend weltlichen Tätigkeit. Das Weſen des Ordens kennzeichnet ſich in dieſem Verhalten aufs deutlichſte. Gewiß, die Jeſuiten ſind glaubenstreu bis zum Heldentod für die Heilsfahne Jeſu. Doch über den religiöſen Konſequenzen ſteht jener Wille zur Macht an ſich, der ſie auch dort um die Führung kämpfen heißt, wo die Erlöſungsbotſchaft des Evangeliums auf ſtocktaube Ohren trifft.

In der neuen Epoche des Chinareichs, die mit den Mandſchu-Kaiſern beginnt, ſetzen ſie das Trickſpiel mit ihren wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen in immer größeren Ausmaßen fort. Der Kalender- und Kanonenpater Schall bekommt einen gelehrten mohammedaniſchen Rivalen, der dem Jeſuiten einen Hochverrat nachweiſt. Schall ſoll enthauptet werden, wenn die von dem Moslem prophezeite nächſte Sonnenfinſternis eintrifft. Aber die Sonne ſcheint ruhig weiter, und Schall iſt gerettet. Als nun gar die jeſuitiſchen Aſtronomen bald darauf die erwartete Verdunkelung des Tagesgeſtirns richtig vorausſagen, ſind ſie obenauf wie noch nie. Nicht Chriſtus, ſondern die Pekinger Sternwarte verleiht ihnen die Kraft des Übergewichts. Sie unterhalten jetzt eine

ständige gelehrte Verbindung mit dem großen dänischen Himmelsforscher Tycho Brahe, der ihnen seine neuen Erfindungen, Beobachtungen und Meßresultate durch Ordenskuriere zur Verfügung stellt. Als Mandarine erster Klasse, von einem Baldachin umschirmt, mit einer prächtigen Leibwache als Gefolge, reiten die jesuitischen Sterndeuter täglich nach dem „Berg der Geheimnisse" in der Nähe der Hauptstadt, wo ihr Observatorium wie eine Tempelburg aufragt.

Kaiser Kang-si ist ein aufgeklärter Monarch, dem seine christlichen Freunde als die Träger des Vernunftfortschrittes gelten. Gegen die konservativen Beschützer der alten Kulte richtet er einen durch und durch liberalen Erlaß, der ausgerechnet unter jesuitischem Einfluß hundert Jahre früher als in Europa die religiöse Toleranz in China zur offiziellen Anerkennung bringt. „Obwohl es jedem gestattet ist", so schreibt er in seiner Verordnung, „die lamaistischen, buddhistischen und andern Tempel zu besuchen, um dort Wohlgerüche zu verbrennen, wollt ihr den Europäern, die doch auch nichts Unerlaubtes tun, solches verbieten. Diese Unterscheidung erscheint uns recht unlogisch, und wir sind der Meinung, daß fernerhin niemand daran gehindert werden möge, auch in den Tempeln des himmlischen Christenherrn Wohlgerüche zu verbrennen." In Europa sind die Jesuiten zu gleicher Zeit die erbittertsten Gegner jeder Konfessionsfreiheit gewesen, und wäre Kaiser Kang-si ins Abendland gereist, so hätte ihm die dortige Wirksamkeit des Ordens höchst „unlogisch" erscheinen müssen.

*

Der neuerungssüchtige Herrscher kann zwar nicht selber Europa besuchen, aber er möchte seine Beziehungen zum Westen enger gestalten und sich dazu mit der Tochter des erhabensten europäischen Fürsten vermählen. Nach der Darstellung der Jesuiten ist das der römische Papst, der aller-

dings keine Töchter haben darf, doch eine „Nichte" tut's auch, und so richtet Kang-si ein Schreiben an den Heiligen Vater, in dem er um die Hand seiner Nichte bittet. Dieser Brief, der als eines der kurioseſten Archivstücke der Geſchichte aufbewahrt wird, redet den Papſt Clemens als den „geſegneten Kaiſer aller Päpſte und chriſtlichen Kirchen, Herrn über die Könige Europas und Freund Gottes" an. Aber Kang-si läßt ſeine Herrlichkeit noch heller erſtrahlen: „Der Mächtigſte aller Mächtigen auf Erden, der größer iſt als alle Großen unter der Sonne und dem Mond, der auf dem ſmaragdenen Thron des Kaiſerreichs China ſitzt, erhoben auf hundert goldenen Stufen, um allen Getreuen das Wort Gottes zu erklären, der das Recht des Lebens und des Todes über hundertfünfzehn Königreiche und hundertſiebzig Inſeln ausübt, ſchreibt dieſen Brief mit der jungfräulichen Feder des Straußes."

Die Papſtnichte, die er zur Kaiſerin von China erheben will, ſoll freilich auch recht anſpruchsvolle Bedingungen erfüllen: „Wir wünſchen, daß ſie die Augen der Taube habe, die den Himmel und die Erde betrachtet, und die Lippen einer Muſchel, die ſich vom Morgenrot nährt. Ihr Alter ſoll zweihundert Monde nicht überſchreiten, ihr Wuchs ſoll von der Länge eines grünen Weizenhalms und ihre Dicke wie ein Handvoll trockenen Getreides ſein." Dafür bietet der Sohn des Himmels dem Vater Europas ein politiſches Bündnis und eine weitere raſſiſche Verſippung an: „Unſere Geſetze werden vereinigt ſein, wie das Schlinggewächs ſich dem Baume anſchmiegt. Wir werden ſelbſt unſer kaiſerliches Blut nach vielen Provinzen verbreiten und werden das Bett eurer Fürſten mit einigen unſerer Töchter wärmen, von denen die Mandarine als unſere Geſandten euch Bildniſſe überbringen werden." Offenbar beſtand bei den Jeſuiten in China die Abſicht, irgendeine vornehme Europäerin, die ja nicht unbedingt Papſtnichte zu ſein brauchte,

zur Festigung ihres Einflusses auf den Thron von Peking zu bringen. Aber der Kurie erschien der Plan wohl zu absurd, man hat ihn nicht weiterverfolgt.

Auch ohne diesen groß angelegten Heiratsschwindel behalten die Jesuiten unter Kang-si ihren führenden Einfluß, und immer mehr Chinesen kommen vor den christlichen Altären „Wohlgerüche verbrennen". Als Friedensvermittler und besonders durch einen Vertragsabschluß mit Rußland erwerben die Patres sich sogar Staatsverdienste um China.

Den alternden Kang-si werfen Fieberanfälle aufs Krankenbett. Nun können die Jesuiten beweisen, daß sie auch den einheimischen Ärzten überlegen sind. In Indien haben sie eine Rinde entdeckt, die das Fieber bannt, es ist die später weltberühmt gewordene Chinarinde (Chinin), die der Kaiser einnehmen soll. Gegen diese Zumutung empört sich nun doch die chinesische Tradition. Wollen die Fremden den Kaiser mit einem unbekannten Mittel töten oder verzaubern? Das Mittel wird erst an einigen Angehörigen des Hofes erprobt, und da es ihnen nicht schadet, schluckt auch der Kaiser die Pulver. Als er zusehends gesundet und wieder zu Kräften kommt, erweist er den Missionaren die höchste Ehrung, die er zu vergeben hat. Sie dürfen bei dem „großen Kotau" sitzenbleiben, während sich alle Großen des Reiches mit der Stirn auf den Boden werfen müssen. Aber auch Kang-sis Tage sind einmal gezählt, sie geben dem Sterbenden von ihrem geweihten Meßwein zu kosten, um seine Seele zu retten.

Der Thronfolger mißtraut den geheimnisvollen Freunden des Vaters; haben sie etwa durch ihren Zaubertrank den Kaiser von seinen Ahnen getrennt? Der junge Herrscher läßt sogleich durch das Ritenministerium Untersuchungen über die christlichen Geheimlehren anstellen. Daß ihr Gott dem Schoße einer Jungfrau in Menschengestalt entsprossen sei, kann nur durch gefährlichen Dämonenzauber geschehen

ſein. Das Tribunal kommt zu dem Urteil, daß ſämtliche chineſiſche Chriſten bei Androhung ſchwerer Leibesſtrafen dem fremden Kult abſchwören müſſen. Das wäre nun das ſchlimmſte noch nicht, denn was wiſſen ſchon dieſe angeblich Bekehrten vom wahren Heilandsglauben! Aber der öffentliche Einfluß der Patres iſt dahin; wie können ſie ihn wiedergewinnen? Warum ſollten ſie entmutigt ſein, ihre Miſſion hat ſchon manchem Rückſchlag ſtandgehalten! Zunächſt werden die Patres weiter geduldet, weil man ſie noch für die diplomatiſchen Geſchäfte mit der Tartarei und mit Rußland braucht. Allmählich haben aber die Chineſen den Patres ihre aſtronomiſchen und ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten abgelernt, die Miſſionare müſſen ſich alſo wieder durch andere neuartig wirkende Künſte unentbehrlich machen.

*

Als es dann wieder einen Thronwechſel gibt, kommt ein größenwahnſinniger Jüngling zur Regierung, der alle göttlichen Ehren für ſich allein beanſprucht und den rätſelhaften Chriſtengott als einen tückiſchen Nebenbuhler betrachtet. Noch haben die Miſſionare einige Hofämter inne, dadurch ſind ſie imſtande, die Launen des Kaiſers zu erforſchen. Seine Prunkſucht verführt ihn zu phantaſtiſchen Ausſtattungsplänen, er will den Palaſtbezirk durch Luſthäuſer und Gartenanlagen erweitern, die alle bisherige Märchenpracht noch weit übertreffen ſollen. Wer formt die Dächer des Pavillons in den verſchlungenſten Schwunglinien, wer malt die farbenſchönſten Vögel, die lieblichſten Landſchaften auf Porzellanwände und vergoldete Deckengewölbe? Wer ſchafft in den Parks die paradieſiſchen Durchblicke, die See, Gebirge und Blumengärten als landſchaftliche Einheit erſcheinen laſſen? Die Jeſuiten trauen ſich zu, auch die tollſten Wünſche des Kaiſers zu befriedigen. Die Truppe Jeſu verfügt, wenn es ſein muß, in kürzeſter Zeit auch über die

hervorragendſten Baumeiſter, Maler und Gartenkünſtler, man läßt den Kaiſer wiſſen, die chriſtliche Lehre befähige ja vor allem zu ſolchen beiſpielloſen Schmuckleiſtungen.

Die Patres ſtehen jetzt mit Farbtöpfen auf den Leitern und zaubern wunderbare Gebilde der Tier- und Pflanzenwelt auf die koſtbaren Flächen. Sie malen die Porträts der kaiſerlichen Familie auf Seidenpanneaux, ſie legen Steingrotten und Vaſengalerien an. Der Kaiſer läßt ſich ſchließlich dazu herab, ſie bei ihrer Arbeit zu beſuchen, und drückt ihnen ſeine Befriedigung aus. Und er ſagt dem chriſtlichen Kult wieder Schonung zu; eine Lehre, die ſolche Tauſendkünſtler hervorbringe, dürfe man wohl doch nicht ausrotten. Aber Kaiſer Kien-long wird nur noch unerſättlicher in ſeinen Anſprüchen an die Patres, er verlangt von ihnen die maleriſche Darſtellung großer Staatsſzenen, ſie ſollen an einem Tage die Huldigung der Tataren auf die Leinwand bringen, und alle Geſichter müſſen genau dem Leben entſprechen. Sie malen mit äußerſter Willensanſpannung bei Tag und Nacht, ſie ſind zum Umfallen erſchöpft. Aber der Kaiſer gönnt ihnen keine Pauſe, die Aufträge überſtürzen ſich, und der Zorn des Machthabers würde ſie fürchterlich treffen, ſobald er ſie für ſäumig hielte.

Der Himmelsſohn hat bei ihnen franzöſiſche Kupferſtiche geſehen, nun ſollen die Patres in derſelben Manier ſeine Feldzüge verherrlichen, und es bleibt ihnen nichts übrig, als dieſe ſchwere zeichneriſche Technik im Handumdrehen zu lernen. Auf einem der europäiſchen Blätter hat Kien-long Figurengruppen erblickt, aus denen Waſſerſtrahlen in die Luft ſteigen, um dann wieder in die Becken zurückzuſprühen. Der Allgewaltige befiehlt ſogleich, daß auch in ſeinen Gärten ſolche Springbrunnen zu plätſchern hätten. Pumpenwerke und namentlich unterirdiſche Waſſerbewegung gehören noch zu den ſchwierigſten Aufgaben der praktiſchen Phyſik, aber die unermüdlichen Patres zermartern ihr Hirn

und experimentieren, bis die Sache glückt. Bald kann ſich der Kaiſer an dem luſtigen Spiel der ſteigenden und fallenden Waſſer ergötzen.

Um ihren kaiſerlichen Quälgeiſt bei Laune zu erhalten, denken ſie ſich immer neue Überraſchungen aus. Einem ausgeſtopften Tiger ſetzen ſie mechaniſche Triebfedern in den Balg und laſſen ihn dem zuerſt beſtürzten, dann begeiſterten Herrſcher über den Weg laufen; es macht ihm fortan einen diebiſchen Spaß, ſeine Würdenträger mit dem künſtlichen Raubtier zu erſchrecken. Schließlich ſchalten die erfinderiſchen Miſſionare Waſſerkünſte, Uhrwerke und automatiſch bewegte Tiere zu Geſamtmechanismen zuſammen: auf einer Glasplatte läuft ein ausgeſtopfter Schwan wie ein Zeiger auf dem Zifferblatt, und bei vollen Stunden ſteigen der Zahl entſprechend die Fontänen hoch.

*

So gelingt es den Patres immer wieder, dies im Grunde kindliche Tyrannengemüt von der Chriſtenverfolgung abzulenken. Es kommen auch wieder Himmelsſöhne auf den Thron, mit denen ſie leichter fertig werden. Die Chriſtengemeinden behaupten ſich, wenn auch ihr Kult mit dem abendländiſchen Kirchenweſen nicht allzuviel Berührungspunkte beſitzt. Dieſe Tatſache wird der Chinamiſſion der Jeſuiten mit der Zeit verderblich; nicht von Peking, ſondern von Europa gehen die Feindſchaften aus, die allmählich ihre Machtſphäre im Reich der Mitte zerſtören. Das oſtaſiatiſche Miſſionswerk des Ordens iſt im katholiſchen Europa einer immer heftigeren Kritik ausgeſetzt. Die Wurzeln der Widerſtände liegen freilich noch tiefer, denn die geſamte überſeeiſche Miſſionsarbeit der Jeſuiten begegnet in der katholiſchen Welt einem wachſenden Widerſtand. Man wirft ihnen vor, daß ſie die Religion um exotiſcher Machtzwecke willen verfälſchen.

Die alten Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner wollten die äußerlich so erfolgreichen Jesuiten auch in der Chinamission übertreffen, aber sie verschmähen die Tarnung als Uhrmacher, Astronomen, Geschützgießer und Dekorationskünstler. Die Mönche, die das unverfälschte katholische Dogma in China verbreiten und die Landessitten als Todsünden verdammen, werden bald als Reichsfeinde aus dem Lande gewiesen, und zwar mit höchst unchristlicher Nachhilfe der Jesuiten, die sich auch nicht scheuen, einen päpstlichen Untersuchungskommissar von den Chinesen einkerkern und langsam verhungern zu lassen. Die dominikanische Konkurrenz hat immerhin genug Einblicke in das chinesische Bekehrungswerk der Truppe Jesu getan, um das Scheinchristentum der getauften Chinesen bei der römischen Inquisition kräftig anprangern zu können. Die chinesischen „Christen" hatten ja zum Entsetzen der Dominikanermönche keine Ahnung von der Kreuzigung des Herrn auf Golgatha, sie feierten heidnische Totenopfer, bei denen sie allerlei Gebrauchsdinge verbrennen, um sie den Ahnen ins Jenseits nachzuschicken. Bei der Messe tragen die Jesuiten ein heidnisches Gelehrtenkostüm, auf den Altären fehlen Kruzifix und Lamm, die Liturgie besteht in Deklamationen von chinesischer Blumenpoesie.

Das päpstliche Gericht schenkt freilich auch der jesuitischen Verteidigung Gehör: die Kreuzigung des Erlösers sei den Chinesen so unbegreiflich, daß man nur die im Glauben Bewährtesten vorsichtig und heimlich darin einweihen könne. Und die Ahnenopfer wären ein unumstößlicher Volksbrauch. Lange streiten sie im fernen Vatikan hin und her, die Pekinger Patres wissen den ungünstigen Sachverhalt klug zu verwischen. Nur die jesuitenfreundlichen Päpste sind noch geneigt, diese Christianisierung in China halbwegs zu billigen. Zuletzt werden den Missionaren doch so strenge geistliche Vorschriften gemacht, daß dieses fragwürdigste aller

Bekehrungswerke bald lahmliegt. Auch der Zuzug von Ordensbrüdern wird spärlicher, denn die portugiesischen Behörden in den asiatischen Häfen fangen die französischen Patres unterwegs weg, weil sie zwischen Frankreich und China politische Beziehungen anbahnen, die dem Staat des europäischen „Sonnenkönigs" zum Ärger der ältesten Kolonialmacht den reichsten Gewinn einbringen. So läuft sich dieses einzigartig groteske Missionsunternehmen durch intrigante Kämpfe tot. China ist nicht christlich geworden, doch die seiner Volkskultur eingeimpften fremden Stoffe gären im Nationalkörper giftig fort. Das Kaisertum verliert die kultische Führung. Und die ökonomischen Beutemacher aus den westlichen Großmächten haben später ein leichtes Spiel.

Tragikomödie von Moskau bis London

In der ſchwediſchen Hauptſtadt erſcheint um das Jahr 1575 ein deutſcher Gottesgelehrter, der ſich als Doktor der lutheriſchen Theologie ausgibt und auf ſeine Beziehungen zur Wittenberger Hochburg des Evangeliums pocht. Man räumt ihm gerne die Kanzel der St.-Olafs-Kirche ein, wo er angeblich proteſtantiſche Erbauungsvorträge über die Trennung der chriſtlichen Konfeſſionen halten will. Er findet eine große und dankbare Zuhörerſchaft, die eine Bekräftigung ihres ſtreng proteſtantiſchen Glaubens ſucht und anfangs auch findet. Doch allmählich beginnt der Doktor Nikolai, wie er ſich nennt, gegen die Lehren des Luthertums Einwände zu erheben. Er behauptet, daß die altkirchlichen Auffaſſungen dem Weſen des Chriſtentums beſſer gerecht würden. Aus den Schriften Luthers führt er eine Reihe von Stellen an, die beweiſen ſollen, daß der Reformator ſelbſt die Ausſöhnung mit der Papſtkirche bis zuletzt gewünſcht habe, während erſt ſeine eigenmächtigen Schüler die Kluft zwiſchen den Konfeſſionen geſchaffen und vertieft hätten. Daß dieſe Luther-Zitate gefälſcht ſind, können die Stockholmer ſo ſchnell nicht nachweiſen, dazu fehlt noch das Rüſtzeug, aber ſie werden verwirrt und ratlos, der ganzen Stadt bemächtigt ſich eine gewaltige Aufregung. Möge der König, der dem Doktor Nikolai beſonders gnädig geſinnt

ist, als oberster Kirchenherr von Schweden dazu Stellung nehmen.

König Johann III. aus dem bodenständigen Hause Wasa weiß, daß er in dem Doktor Nikolai ein Mitglied der Truppe Jesu vor sich hat, und hütet das Geheimnis in seiner Brust. Johann ist eine wankelmütige, unaufrichtige Natur, ein ehrgeiziger Schwächling, der sich internationale Erfolge erschleichen möchte. Seit er mit der Tochter des letzten polnischen Jagellonenkönigs verheiratet ist, neigt er zur katholischen Welt, mit deren Hilfe er östliche Machtträume verwirklichen möchte. Katharina Jagello ist von den Warschauer Jesuiten erzogen und daher dem römischen Bekenntnis leidenschaftlich ergeben, während ihr Vater unter dem Einfluß der evangelischen Kultur in Preußen schon schwankend geworden war. Als Schwedenkönigin bemüht sich Katharina, ihren Gemahl für den Katholizismus zu gewinnen. Die Versprechungen der Kurie locken ihn, aber er fürchtet sich vor der protestantischen Überzeugungstreue seiner Untertanen. Nun hat die Kurie einen Jesuitenpater gesandt, der in der Maske eines kritischen Lutheraners die Volksstimmung zerrütten soll.

*

In diesem Zeitalter ist in fast allen europäischen Königreichen der religiöse Zustand ungeklärt und ungesichert; die Monarchen folgen zumeist den wechselnden kulturpolitischen Strömungen, der Vorteil überwiegt die Gesinnung. Rom läßt kein Mittel unversucht, um die abtrünnigen Länder dem Papste zurückzuerobern. Der europäische Norden hat sich am schnellsten entfremdet, hier setzt die Kurie ihre stärksten Hebel an. Zu anrüchigen Aufträgen bedient sie sich am liebsten der Jesuiten, sie sind Meister der abenteuerlichen Täuschung, sie scheuen vor keiner Heuchelei zurück, ihre Moral erlaubt ja den frommen Betrug, wenn das Ziel die Bekehrung ist.

In Stockholm ist die Intrige aufs feinste gefädelt, der maskierte Pater hat den König zu einem abgekarteten Spiel verleitet, das von einer geradezu genialen Niederträchtigkeit zeugt. In der Kirche soll ein feierlicher Disput über die Glaubenssätze stattfinden, der König kommt mit dem Hofstaat und hört sich zunächst die Polemik des Doktors gegen die protestantischen Irrtümer an. Dann erwidert der König ganz im Sinne der schwedischen evangelischen Lehre, aber er tut es nach Vereinbarung mit seinem vermeintlichen Gegner nur plump und dürftig. Nach mancherlei Reden und Gegenreden erklärt sich Johann für überwunden, die Argumente Nikolais seien stärker, und er empfiehlt daher eine Wiederannäherung an den katholischen Kultus im Sinne des fremden Gelehrten. Nikolai wird Professor des königlichen Theologenkollegs, man schickt schwedische Pfarrkandidaten nach Rom, und am schwedischen Hofe weht immer spürbarer eine katholische Luft.

Jetzt schickt der Jesuitenorden einen andern Pater, der als vornehmer Edelmann verkleidet ist und vorgibt, ein kaiserlicher Diplomat zu sein. An diplomatischem Talent erreicht diesen Antonio Possevino kaum einer der zünftigen Aristokraten, die jetzt als Mittler und Hetzer an den Höfen immer gewagtere politische Partien spielen. Possevino soll die Bedingungen festlegen, unter denen Schweden in den Kreis der katholischen Völker zurückkehrt. Er verspricht dem König eine Schiffsladung spanisches Gold, auch die Aussicht auf den Erwerb der polnischen Krone. Der ängstliche König verlangt aber wenigstens Priesterehe und Laienkelch, um sein Volk zu beschwichtigen. Das gesteht Possevino nicht zu, aber er schafft vorerst einen Übergangskult, und ehe Johann die ungewisse Sachlage überschaut, ist er katholisch geworden, während das spanische Goldschiff bloßes Geflunker bleibt.

Doch die Königin Katharina stirbt unerwartet, und in

zweiter Ehe führt der König eine einheimische Adlige heim, Gunna Bilk, die ebenso entschieden protestantisch fühlt wie ihre Vorgängerin katholisch. Der schwache Monarch wird jetzt vom Ehebett aus evangelisch beeinflußt, die Protestanten kommen sofort wieder zur Macht, und die päpstlichen Bräuche verschwinden ebenso wie die römischen Sendboten.

Possevino hat aber den schwedischen Thronfolger Sigismund, den Sohn Katharinas, in seine Obhut gebracht; er läßt ihn katholisch erziehen, um ihm dann später zunächst den polnischen Thron zu verschaffen. Als dann Sigismund auch auf die väterliche Krone von Schweden Anspruch erhebt, verlangen die schwedischen Stände von ihm Verbriefung ihrer protestantischen Freiheiten. Die Antwort des königlichen Jesuitenzöglings ist ein Kriegszug gegen sein Vaterland. Mit polnischen Truppen bricht er in Schweden ein, wird aber von dem Volksheer geschlagen, und der protestantische Herzog von Södermanland besteigt den schwedischen Thron. Nur eins haben die Jesuiten erreicht: die Verfeindung zwischen Polen und Schweden beherrscht ein Jahrhundert lang die blutige Geschichte des Ostens.

*

Warschau wird für die nächste Zeit der Angelpunkt für die jesuitischen Treibereien in Osteuropa. Possevino hat den großzügigen Plan gefaßt, die slawische Welt unter der geistlichen Oberhoheit des Papstes zu einen. Dazu müßte das schismatische Rußland gewonnen werden, das mit Polen in uralten Fehden lebt. Im Kreml regiert der verschlagene Zar Iwan, der seinen Beinamen „der Schreckliche" durch Grausamkeit und Hinterlist reichlich verdient hat. In der Wahl der Mittel ist Iwan ebenso bedenkenlos wie der Jesuit, der ihn für die römischen Zwecke einspannen will. Der Zar hat eine Botschaft an den Papst geschickt, man möge ihm den Polenkönig Stephan Bathory, der zwischen

den Häusern Jagello und Wasa als soldatischer Machthaber zur Regierung gekommen ist, vom Halse schaffen. Iwan verspricht dafür Beteiligung an dem christlichen „Kreuzzug" gegen die Türken. Diese Schimäre, der einst auch Loyola nachhing, spukt noch immer in katholischen Gemütern, wenn auch die Jesuiten inzwischen längst wissen, daß damit nur die weltlichen Machtinteressen der Potentaten ausgehandelt werden.

König Stephan Bathory befindet sich auf dem siegreichen Vormarsch nach Rußland; wie kann man ihn zu einem Verzicht auf die Fortsetzung des Krieges bewegen? Possevinos Endziel ist die Katholisierung der Russen; alle staatlichen Bedürfnisse sollen sich diesem Gedanken unterordnen, und darum wünscht er auch den Polen, als deren treuer Freund er sich aufspielt, keine militärischen Erfolge gegenüber dem Zarenreich. Bathory soll für das Jesuitenprojekt dadurch gewonnen werden, daß man ihm den Oberbefehl aller verbündeten Mächte bei dem großen „Kreuzzug" anbietet. Doch dieser Feldlagerkönig ist kein Phantast, sondern ein nüchterner Rechner und mißtrauischer Realist. Wo sind die italienischen und deutschen Heere, die er gegen den Halbmond führen soll? Und auf den Schurken Iwan sei doch gar kein Verlaß, der wolle nur die polnischen Waffen überlisten und sich dann ins Fäustchen lachen. Possevino reist nach Rom, nach Venedig und an die Höfe der Habsburger. Die meerbeherrschende Republik an der Adria möchte lieber mit den Türken Frieden halten und Handel treiben, aber Possevino weiß der Signorie ein künftiges Bündnis mit Rußland in so einleuchtenden Farben zu schildern, daß der Doge schließlich die venetianische Macht für den Türkenkrieg einsetzen will, alles in Erwartung der russischen Silberbarren und Edelsteine. In Graz macht der Jesuit den Heiratsvermittler, eine Erzherzogin soll seinen Schützling, den künftigen Polenkönig Sigismund, zum Gatten haben. In Wien verspricht er

dem verschuldeten Hofe russische Subsidien, in Prag besticht er das Gesinde Rudolfs, des halbnärrischen Kaisers, der sich von seinen Köchen und Barbieren beherrschen läßt.

Nun bleibt noch das Schwerste zu tun, König Bathory muß sich mit Iwan verständigen. Dann wären doch endlich die Voraussetzungen für den Türkenkreuzzug geschaffen! So spricht Possevino in heiligem Brustton, aber das ist alles diplomatische Gaukelei, er will sich nur eine günstige Situation für die Umgarnung des schrecklichen Iwan schaffen. Bathory sträubt sich noch immer, er ist freilich ein zu ehrlich-naiver Katholik, um an unlautere Machenschaften des Jesuiten zu glauben. Im Heerlager zu Wilna führt der verschlossene Soldatenkönig ein karges, düsteres Leben, er ißt die Knoblauchsuppen des gemeinen Mannes, geht im schäbigen, geflickten Rock, sitzt die Nächte über Kartenpläne gebeugt oder bei der Lektüre des Plutarch und Aristoteles. Possevino fängt ihn durch kluge Überredung, durch bohrende Dialektik und suggestive Überfälle in seinen Gedankenkreis ein. Die einfache Festigkeit des königlichen Willens erliegt schließlich Possevinos raffinierter Zermürbungskunst, er gibt nach und läßt den Jesuiten mit einem Geleit von polnischen Reitern zu Verhandlungen nach Moskau ziehen.

*

Als der Pater nach langen Irrfahrten in einer Wolgafestung den Zaren findet, tritt er als Legat des Papstes auf, des „Statthalters Jesu Christi auf Erden", wie er sogleich mit stolzer Würde verkündet. Iwan sitzt mit barbarischem Prunk in seinem bunten Gestühl und runzelt die Stirn. Der fremde Bote nimmt sich viel vor dem allmächtigen Selbstherrscher der Russen heraus, der sich mindestens ebensoviel zu sein dünkt wie der römische Oberhirte. Allmählich findet Iwan an dieser selbstbewußten Haltung des Gesandten Gefallen, aber zunächst muß er sehen, ob der auch im Fressen

und Saufen seinen Mann steht. Doch was könnte ein Jesuit, wenn es notwendig ist, nicht; mit zwanzig Bechern Wein tut er Bescheid. Iwan umarmt ihn gerührt und hält berauschte Lobreden auf die päpstliche Heiligkeit und ihren wackern Vertreter.

In den politischen Besprechungen kommt aber auch der gewiegte Jesuit nicht vom Fleck, die Russen grinsen und schweifen ab, wenn er den geistigen Zügel anspannen will. Sie werfen die ungereimtesten Dinge dazwischen, verschlafen die Zeit, betrinken sich, gehen auf die Jagd und wollen dann plötzlich alles wie eine Bagatelle in der Sekunde erledigen. Friedensschluß mit Polen? Gewiß, aber wie steht's denn im Felde? Bathorys Kampfenergie ist schon sichtlich geschwächt, die Russen fühlen sich wieder obenauf und machen die übermütigsten Vorschläge. Possevino tut, als spiele vertrödelte Zeit für ihn keine Rolle, er ahmt die russischen Sitten nach und umschmeichelt den Zaren mit wohlgelaunten, leeren Späßen. Eines Tages küßt ihn der Despot brüderlich auf die Wangen, er habe den Fremden geprüft und als Freund befunden; draußen ständen die gut gerüsteten Schlitten, er solle sich gleich auf den Weg zum Polenkönig machen, um den Frieden in die Wege zu leiten.

Possevino liegt mehr daran, sich die Gunst des Zaren für später warm zu erhalten, als ehrlicher Makler für beide Parteien zu sein. Im Polenlager findet er den schlichten Bathory in Zweifeln zerrissen; einen faulen Frieden glaubt er nicht verantworten zu können. Der Pater nimmt ihn scharf ins Gebet, es sei Gottes Wille, daß Polen sich füge. Da kommt die Nachricht von einer neuen Schlappe des Polenheeres. Der Jesuit faltet dankbar die Hände, der Himmel will nicht, daß Polen dies Blutvergießen verlängere, der Herr hat ein Zeichen gegeben! Da bricht der letzte Widerstand des Königs zusammen, der Frieden mit Iwan soll nun um jeden Preis geschlossen werden. Bald tref-

fen in der Nähe von Nowgorod polniſche und ruſſiſche Abordnungen zuſammen. Der Jeſuit hat ſich das Schiedsrichteramt ausbedungen; vor ſeinem Reiſealtar ſtehend, führt er den Vorſitz. Wenn die Parteien dieſem und jenem Punkt nicht beipflichten wollen, braucht er nur Gott zu befragen. Der Jeſuitenorden iſt zum erſtenmal ein ausſchlaggebender Faktor in der großen Staatengeſchichte geworden! Zar Iwan kann mit dem Ergebnis außerordentlich zufrieden ſein, und er iſt es auch auf ſeine Weiſe.

Das zeigt ſich, als der Jeſuit ſogleich nach Moskau zurückkehrt, um die Früchte ſeiner Vermittlung zu ernten. Jetzt hat Poſſevino wirklich Zeit und Ruhe, um ſich dem Studium der ruſſiſchen Glaubensfrage zu widmen. Der hochgeehrte Gaſt kann ſich ganz nach Belieben bewegen, und er beobachtet das rätſelhafte Seelenleben, die wahnwitzigen Herrſcherlaunen des Zaren mit dem Scharfſinn des jeſuitiſchen Prieſters. Iwans Raſereien entſpringen der Angſt vor der Sündenſchuld, er iſt der höchſte Kirchenfürſt ſeiner ruſſiſchen Kirche, aber er vermag ſich nicht von der Verdammnis loszuſprechen. Welch ein Bild des Jammers, wenn dieſes geiſtliche Oberhaupt in religiöſer Zerknirſchung die Kirchengewänder anlegt, mit Tiara und Kreuzſtab über den Roten Platz zu der grell glitzernden Waſſili-Kirche hinüberſchwankt, um ſelbſt die Glocken zu läuten und vor den Ikonen Troſt für ſein befleckteſ Gewiſſen zu ſuchen. Die Geſpenſter der Gemordeten zerren an ihm, er zittert am ganzen Körper und lallt Pſalmengeſänge, um die blutriefenden Quälgeiſter zu verſcheuchen. Nur die Gnade der katholiſchen Kirche könnte ihm Frieden ſchenken, der Papſt wird das ſündige Gewiſſen des unglücklichen Gewaltmenſchen entlaſten! Dazu muß aber auch der Zar vor Rom ſein Knie beugen und die geiſtliche Oberhoheit des Nachfolgers auf Petri Stuhl anerkennen! So ſieht der ſeelenkundige Poſſevino ſeine Bekehrungsaufgabe an.

Iwan wird freilich nicht nur von Trieben und Süchten umhergeworfen, ſondern liebt auch ſpitzfindige Auseinanderſetzungen, in denen er als witziger Beſſerwiſſer zu prunken wünſcht. Durch den Umgang mit ſeinen Popen hat er eine Fülle theologiſcher Bruchſtücke in ſich aufgenommen, die er nun in rechthaberiſchem Durcheinander von ſich gibt. Wenn er ſich mit dem Jeſuiten in religiöſe Geſpräche einläßt, ſo tut er es zunächſt nur, um das römiſche Väterchen durch verblüffende Behauptungen und Narreteien aufs Glatteis zu führen; dann dröhnt ſein Gelächter durch die Halle, und der grobe Ulk macht ihm für eine Weile das Herz frei. Willſt du die Dreifaltigkeit ſehen? Und er zieht nacheinander ſeine drei Hoſen aus. Er lüftet den Hut, und eine Taube fliegt davon; der Heilige Geiſt iſt meinem Kopf entſprungen! Aber der Jeſuit hat eine ſchaurig heulende Sackpfeife im Kamin angebracht. Hörſt du, der Teufel ruft, er will einen Spötter holen, und der Zar erbleicht.

Endlich läßt ſich der Zar zu einer großen Kirchendisputation mit dem Jeſuiten bewegen. Die Kerzen brennen, die alten, in Silber gebundenen Schriften liegen aufgeſchlagen. Bojaren und Popen ſtehen in ſteifen Gewändern auf den Stufen unter Iwans Hochſitz. Poſſevino beginnt, er ſpricht von den Kirchenvätern, von der alten Glaubenseinheit zwiſchen Byzanz und Rom. Chryſoſtomus und Baſilius hätten nichts andres gelehrt als die römiſchen Biſchöfe, und der Papſt richte ſich nach den frühen Konzilien ebenſo wie jeder ruſſiſche Archimandrit. Aber inzwiſchen hätten ſich Irrtümer in die Kirche des Oſtens eingeſchlichen, weil ſie an der Weiterentfaltung des Chriſtentums nicht mehr teilgenommen habe. Der Papſt, der über der Einheit des Glaubens zu wachen habe, wolle großmütig den ruſſiſchen Chriſten ihr beſonderes Ritual laſſen, ſie müßten ſich nur zu der gottgewollten Autorität des Heiligen Römiſchen Vaters bekennen.

Wenn er vor tausend Jahren geboren wäre, würde er auch den Petrusring küssen, erwidert ironisch der Zar. Aber die Päpste der späteren Zeit hätten vor keinem Verbrechen zurückgeschreckt. Mit gefälschten Schenkurkunden hätten sie Länder an sich gebracht, den Kaisern und Königen hätten sie die Untertanen in den Aufruhr gehetzt. Und dann sei der Päpstliche Stuhl durch wüste Ausschweifungen geschändet worden. Der Jesuit nickt seufzende Zustimmung, und alles stutzt. Dann hebt er die Stimme, der Papstthron sei allerdings durch solche Sünden ebensowenig entweiht wie der russische Thron durch Zaren, die ihr eigen Blut hingemordet und die Einwohner ganzer Städte lebendig verbrannt hätten.

Iwan verdreht die Augen in gräßlicher Wut, er greift nach dem schweren Zepter, mit dem er schon manchen Schädel zerschmettert hat. Aber der Jesuit blickt ihn ohne Zucken fest an, und der Zar, in Schweiß gebadet, läßt die Keule aus der kraftlosen Hand gleiten. Allmählich faßt er sich. „Wenn der Papst auch ein böses Tier ist, er hat Männer, die ich brauchen könnte." Possevino lächelt fein. „Hast du den Papst nicht gebeten, dir Frieden mit Polen zu schaffen, und er hat dir beigestanden, wie ein Vater dem Sohn." Iwan brütet lange dumpf vor sich hin, dann erhebt er sich schwer und drückt dem Pater die Hände, der vor dem Zaren demütig niederfällt. Am andern Tage wird er zum Führer der russischen Gesandtschaften an den abendländischen Höfen ernannt, er soll dem Heiligen Vater Geschenke und brüderliche Grüße des Zaren bringen, in Rom und im Kreml soll man einander in die Kirchengebete einschließen.

Mit den höchsten Vollmachten versehen, reist Possevino gen Westen, er hat überall freie Hand, man heißt ihn als den mächtigen Mann, der alle politischen Drähte in Osteuropa zu lenken weiß, ehrerbietig willkommen. Er schließt einen Handelsvertrag zwischen Rußland und Venedig, er schlichtet

den Streit zwiſchen dem Kaiſer und Bathory um Siebenbürgen, er bekehrt das Grenzvolk der Ruthenen zur katholiſchen Kirche. In den Karpaten und an der Düna gründet er Gemeinden, Schulen und Klöſter; über die ganze Breite der Oſtvölker ſtreuen ſeine Druckerpreſſen volkstümliche Schmähſchriften auf alle Gegner der römiſchen Sache aus. Aber das größte Miſſionswerk, die Eroberung Rußlands für das Papſttum, iſt erſt angebahnt, als Poſſevino den Strapazen erliegt. Seine Nachfolger wollen jede noch ſo abenteuerliche Möglichkeit ergreifen, um dies Hauptziel der öſtlichen Religionspolitik zu erreichen.

*

In Polen kommt jetzt jener ſchwediſche Sigismund an die Regierung, den Poſſevino zum jeſuitiſchen Werkzeug herangebildet hatte. In Rußland tritt nach dem Tode Iwans ein Interregnum ein, denn der Thronerbe iſt minderjährig, und die Bojaren ſuchen ſich der Herrſchaft zu bemächtigen, wie es in Moskau zu geſchehen pflegt, wenn kein tatkräftiger Zar ſie bändigt. Aus den Wirren geht der Bojar Boris Godunow als Sieger hervor, ein größenwahnſinniger und im Grunde untüchtiger Wüterich. Er läßt nach dem wilden Brauche bei ruſſiſchen Palaſtrevolutionen die Zarinwitwe ermorden und das Zarenkind heimlich beſeitigen. Angeblich iſt der Kronprinz Dmitri in einem entlegenen Schloſſe geſtorben, das Volk raunt, er ſei den Häſchern entflohen und halte ſich verborgen, um in beſſerer Stunde zurückzukehren. Nur die Vertrauten des Uſurpators wiſſen, wie er getötet wurde. Zunächſt ſetzt Boris Godunow den jüngeren idiotiſchen Sohn des Zaren Iwan als Puppe auf den Thron, dann tut er den letzten Schritt und läßt ſich ſelber zum Zaren krönen. Das Blutregiment des neuen Herrſchers peinigt das Volk bis zur Verzweiflung, das ſich um ſo feſter an den Glauben klammert, der rechtmäßige Zar Dmitri werde bald wieder auftauchen.

Diese sehnsüchtige Stimmung macht sich ein junger russischer Mönch zunutze, um die Rolle des geretteten Zaren zu spielen. Ob er allein den Plan ersonnen hat, oder ob er von vornherein zu dem Betruge gedungen ward, ist nie ans Licht gekommen, jedenfalls konnten die Jesuiten an diesem weltgeschichtlichen Schwindel zunächst wohl noch nicht beteiligt sein. Wie er sein großes Vorhaben anspinnt, zeigt ihn als Meister der Verstellungskunst und der politischen Ränke. Er pilgert nach Kiew, angeblich, um in dem berühmten orthodoxen Kloster zu beten, macht sich aber sogleich an den litauischen Fürsten Wiesnicki, der enge Beziehungen zum polnischen Hochadel besitzt. Kaum hat er im Hause des Fürsten ein Unterkommen gefunden, da stellt er sich sterbenskrank und fordert einen Priester zur letzten Beichte. Man möge ihn, bittet er, wie einen Prinzen begraben; wer er sei, werde man in einem Dokument finden, das er unter seinem Lager verborgen habe. Damit sinkt er in die Kissen zurück, als wenn es mit ihm zu Ende gehe. Der Priester holt den Fürsten herbei, sie lesen das Papier, auf dem er als der Zarensohn Dmitri bezeichnet wird. Auf seiner Brust entdecken sie ein diamantenes Schmuckstück in Kreuzform, es scheint wirklich aus dem Kremlschatze zu stammen. Während sie noch in ihrem Staunen befangen sind, springt der Sterbende auf und wird plötzlich gesund. Kein Zweifel, er ist's, Gott hat an seinem Erwählten zum zweiten Male ein Wunder getan.

Der Fürst bringt seinen Schützling nach Polen hinüber und läßt ihn gegen russische Nachstellungen gut bewachen. Das Gerücht vom Wiederauftauchen des Zarensohnes eilt wie ein Lauffeuer durch den Osten. Gewiß, es gibt Ungläubige, die diese abenteuerliche Geschichte nicht ernst nehmen. Aber andere, und gerade die Einflußreichen, halten gerne für wahr, was ihren Wünschen und Plänen entspricht. Die Jesuiten haben sich selbstverständlich schon bei der ersten

Kunde aufs lebhafteſte für den Fall intereſſiert. Sie kennen ſich zwar in den ruſſiſchen Vorgängen viel zu gründlich aus, um von der Echtheit des Thronanwärters überzeugt zu ſein. Aber bleibt es nicht gleichgültig, wer ſein Vater war, wenn ihn nur der Himmel auserſehen hat, Rußland mit dem römiſchen Glauben zu beglücken! Die Patres bieten ihm ihren religiöſen Beiſtand an; ſchon ſein Vater Iwan hätte ſich heimlich dem katholiſchen Bekenntnis zugewandt, nun möge ſich der Sohn ohne Vorbehalt der Papſtkirche anvertrauen. Der falſche Dmitri geht leichten Herzens darauf ein, er beichtet und vollzieht den Übertritt.

Die Patres bemühen ſich nun um Zeugen, die den jungen Mann als leibhaftigen Zarenſohn ausweiſen. In Polen leben viele vornehme Ruſſen in der Verbannung, die als Anhänger des alten Herrſcherhauſes vor Godunow geflüchtet ſind. Sie finden ſich ohne Beſinnen bereit, die Ähnlichkeit zwiſchen dem Prätendenten und dem Kinde, das ſie einſt kannten, zu beglaubigen; denn ſie hoffen, durch dieſe ſeltſame Fügung in Macht und Ehren heimkehren zu können, und ſicherlich bilden ſich die meiſten auch ein, daß ihre beſchworene Ausſage zuträfe. Die Jeſuiten ſammeln die Schriftſtücke, in denen die Anerkennung protokolliert iſt, für ihre weiteren ſtaatsrechtlichen Zwecke. Demetrius, wie ſich jetzt der falſche Prinz als Römling nennt, läßt durch ſeine ariſtokratiſche Haltung die Herkunft glaubhaft erſcheinen, er führt auf Koſten ſeiner Gönner ein fürſtliches Leben, er iſt leutſelig, waffengewandt und von kühnem Herrengeiſt getrieben.

Nun gilt es, die Machtmittel zu gewinnen, die ein Zarewitſch braucht, um ſeinen Anſprüchen Nachdruck zu verleihen. In Sandomir reſidiert ein unermeßlich reicher Woiwode, deſſen Ehrgeiz einen großen Herrſcherthron für ſeine Tochter erträumt; ihm kommt der Erbe der Zarenkrone gerade zurecht. Wenn ſich Demetrius mit ſeiner

Tochter Marina verlobt, will er für den Schwiegersohn ein Söldnerheer rüsten. Der Thronanwärter wird nach Sandomir eingeladen und der noch obendrein bildschönen Woiwodentochter vorgestellt. Das Mädchen verliebt sich in den stattlichen Prinzen, und alles geht phantastisch wie im Märchen seinen Gang.

*

Im sechsspännigen Prunkwagen zieht Demetrius mit seiner Braut in Krakau ein, und sogar der päpstliche Nuntius huldigt ihm. Die Verhandlungen mit dem polnischen Hofe übernehmen die Jesuiten, die fortan auch alle andern internationalen Geschäfte für Demetrius eifrig besorgen. Er hat sich dafür in feierlicher Urkunde verpflichten müssen, als Zar die russische Kirche dem Papst untertan zu machen. König Sigismund wagt niemals anderer Meinung zu sein als die Patres, und die Bedenken des Adels wissen sie zu zerstreuen. Polen leiht dem Zarewitsch seine Unterstützung, und die Kosten des Feldzuges übernimmt zum größten Teil der Woiwode von Sandomir.

Demetrius, von den Patres beraten und geleitet, dringt mit seinen Truppen in Rußland ein und läßt sich in den besetzten Gebieten als Befreier vom Joche Godunows feiern, aus dessen Armee die Überläufer in Scharen zu der Fahne des scheinbar rechtmäßigen Herrschers strömen. Bald steht er in der Nähe von Moskau, und von seinen Versprechungen gelockt, ziehen ihm die russischen Großen zur Eidesleistung entgegen; Godunow vermag keinen ernstlichen Widerstand mehr zu leisten. Als der wutentbrannte Tyrann vom Schlagfluß getroffen niederstürzt, sieht ganz Rußland darin ein Gottesgericht. Der Kreml öffnet sich dem gottgesandten Erben und Helden, er wird mit seiner Marina nach den alten Prunkzeremonien gekrönt.

Die Bojaren und Popen bemerken freilich mit Mißfallen,

daß der junge Zar sich ganz den fremden Priestern überantwortet, er betet mit ihnen, und nur mit ihnen erledigt er die wichtigsten Regierungsgeschäfte. Wer den neuen römischen Kirchenkult mitmacht, erhält die höchsten Ehrenstellen. Nur in einem zeigt sich Demetrius als echter Russe und Blutzar; er befiehlt, Godunows Witwe und Kinder zu töten, auch alle Vertrauten des Vorgängers werden blutig verfolgt, und so schafft er sich schnell wieder eine feindliche Gegenpartei. Pater Sawicki, der allmächtige Hofminister, merkt bald, daß die jesuitische Politik bei dem Umschwung in Rußland voreilig und leichtfertig war. So schnell und einfach lassen sich die starren russischen Verhältnisse nicht ändern. Aber man hat nicht mehr Zeit, die quirlende Entwicklung der Dinge zu beruhigen. Auf Lug und Trug war das Unternehmen gegründet, mit denselben Mitteln sucht man sich weiterzuhelfen. Der Zar gibt bekannt, der römische Papst sei lediglich Rußlands Verbündeter, und die Patres hätten nur die Aufgabe, ihn und die Bojaren in der lateinischen Wissenschaft und Diplomatie zu fördern.

Am Hofe beginnt nun ein emsiger lateinischer Unterricht, zu dem auch die Bojaren erscheinen müssen. Aber in ihre Dickschädel gehen die toten Vokabeln nicht hinein, sie entschlummern, während der Zar mit den Jesuiten seine Exerzitien treibt. Doch der Argwohn der russischen Großen ist um so wacher, und wenn sie vermuten, daß diese Geheimsprache dazu dient, das russische Volk an den papistischen Westen zu verraten, so haben sie ja im Grunde nicht unrecht.

Bald bilden sich im Kreml die ersten Verschwörungen, die Patres suchen vergeblich die Gegensätze zu verwirren, die Opposition zu spalten und aufeinander zu hetzen. Sie müssen schließlich ihre Sache in Rußland verloren geben und machen sich, ehe die neue Palastrevolution zum Ausbruch kommt, aus dem Staube. Zar Demetrius, der betrogene Betrüger, sucht sich, als die Schloßgarde meutert, in einem Winkel des

Kreml zu verstecken; man zieht ihn vor, die Dolche blitzen und zerfetzen seinen Leib bis zur Unkenntlichkeit. Die Rache des Schicksals hat einen Hochstapler ereilt, der in der Höhe des vorübergehend erreichten Ziels wohl kaum seinesgleichen findet.

*

Die mitschuldigen Jesuiten müssen nun vorläufig ihre östlichen Umtriebe wieder auf Polen beschränken. Sie hatten die Wasa-Dynastie nach Polen gebracht, sie betrachten sich auch weiter als ihre politischen Vormünder. Das polnische Staatswesen erlebt freilich gerade im siebzehnten Jahrhundert seinen unaufhaltsamen Niedergang. Daran ist die Mißwirtschaft des Adels schuld, dem die Patres freie Hand lassen, weil sie ihn als die Stütze der klerikalen Machtinteressen nicht entbehren können.

Johann Kasimir, der letzte polnische Wasa-König, war als Prinz in den geistlichen Stand getreten und diente sogar aktiv in der Truppe Jesu. Als er auf den Thron berufen wird, fühlt er sich auch weiterhin dem Orden durch Pflicht des Gehorsams verbunden, und die Geschichte hat ihm mit Recht den Beinamen der „Jesuitenkönig" verliehen. Doch gerade ihren gekrönten Bruder lenken die Ordensmänner besonders schlecht. Er läßt sich in Kriege mit Rußland, Schweden, Brandenburg verwickeln, es sind alles Staaten mit nichtrömischem Bekenntnis. Überall unterliegt er, nachdem er vergeblich auf kaiserliche Hilfe gehofft hat, die ihm der Orden in Überschätzung der katholischen Religionspolitik versprochen hatte. Als der bankrotte Jesuitenkönig 1668 abdanken muß, nehmen auch die großen östlichen Eroberungsmanöver des Jesusordens einen unrühmlichen Ausgang.

Aber der Kleinkrieg des Ordens geht in den kulturtragenden Städten des polnischen Reiches auch noch im 18. Jahrhundert hinterhältig und blutig weiter. Die Hauptorte der

Grenzgebiete sind religiös und völkisch bunt gemischt oder geschichtet. In Thorn, der alten Metropole des polnisch-preußischen Binnenverkehrs, überwiegt unter den besitzenden Bürgern das deutsche und zugleich auch protestantische Element. Die Patres des Jesuitenkollegs, gestützt auf Krone und Reichstag, haben hier dem evangelischen Magistrat schon seit langem durch lokale Bosheiten und politische Intrigen schwer zu schaffen gemacht. Im Juli 1724 treibt nun der Gegensatz einem Ausbruch zu, der unter dem Namen das „Thorner Blutbad" als berüchtigter jesuitischer Schandakt in die Geschichte eingegangen ist. Die Ordensprozession hat sich wieder einmal in die protestantische Wohngegend begeben; man wartet nur darauf, daß die Andersgläubigen der katholischen Monstranz die Ehrenbezeugung versagen. Jesuitenzöglinge schlagen den evangelischen Bürgern die Hüte vom Kopf, schon braust der Tumult durch die Straßen. Die entrüstete protestantische Menge zieht vor das Jesuitenkolleg, zertrümmert die Fenster und richtet auch in einigen Innenräumen allerlei Verwüstungen an.

Soweit wäre das ein Zwischenfall, wie er im Zeitalter schroffer konfessioneller Feindschaft nicht gerade zu den Seltenheiten gehört. Aber die Thorner Jesuiten machen daraus mit kunstvollen Verdrehungen eine große Staatsaktion; sie klagen vor dem Warschauer Hof- und Assessorialgericht gegen den Thorner Magistrat wegen Begünstigung eines Aufruhrs. Auf die Aussagen der Patres hin, die bei den Warschauer Machthabern natürlich starken Einfluß besitzen, werden der Bürgermeister Rösner, der Vizebürgermeister Zerneke und sieben Ratsherren zum Tode verurteilt. Aber den Richtern kommen Anklage und Spruch selbst nicht geheuer vor; sie bestimmen daher, das Urteil solle nur vollstreckt werden, wenn ein Jesuit zusammen mit sechs Eideshelfern aus dem polnischen Adel die Schuld durch seinen Eid bekräftige. Es ist zwar durch nichts bewiesen, daß der Ma-

giſtrat abſichtlich den Schutz des Jeſuitenkollegs verweigert hätte. Aber auf Befehl des Jeſuitenrektors in Thorn wird der Eid geſchworen, der neun ehrenhafte Stadthäupter ins Verderben bringt. Der päpſtliche Nuntius Santini hatte die Patres brieflich gebeten, dieſen Eid als des heiligen Standes unwürdig nicht zu ſchwören; auch die Richter hatten den Orden noch einmal gewarnt. Es half nichts, der jeſuitiſche Ketzerhaß war nicht zu erweichen. Am 7. Dezember fallen die neun Thorner Stadtherren auf ihrem eigenen Marktplatz unter den Streichen des Henkers. Auch die Anrufung der Gnade des Königs war vergeblich geweſen, denn Auguſt von Sachſen-Polen, als Konvertit ſelbſt oft beſpöttelt, wollte ſich nicht als proteſtantiſcher Beſchützer dem Verdacht ausſetzen, ſein Übertritt zum Katholizismus ſei nicht ernſt zu nehmen. Aber das „Thorner Blutbad" hat dafür das Geſicht des Jeſuitenordens in den weiten nordöſtlichen Landen für alle Zeiten beſudelt.

*

Je weiter die Außenbezirke Europas von dem römiſchen Kulturkreis entfernt liegen, je ſchärfer ſich ihr raſſiſches und geopolitiſches Eigenleben von der romaniſchen Formenwelt abhebt, deſto ausſichtsloſer ſind die jeſuitiſchen Verſuche, dieſe Länder im Namen des Papſttum dauernd mit ihrem Geiſt zu durchdringen. Dieſe Zone zieht ſich von Rußland zu den norddeutſch-ſkandinaviſchen Küſten hinüber und endet auf der britiſchen Inſel. Auch England wehrt ſich mit zäher Volkskraft gegen religionspolitiſche Überfremdung. Auch hier erobert die Truppe Jeſu vorübergehend das Gelände, wenn ſie katholiſch geſinnte Monarchen verführt hat. Aber die Erfolge können keinen Beſtand haben, weil der engliſche Unabhängigkeitsſinn eine Nebenregierung internationaler Klerikermächte nicht duldet.

Niemals war der britische Kirchenkult mit der Papstwelt so eng verbunden gewesen wie der kontinentale. Auch im Mittelalter hatte sich das Inselvolk eine gewisse kulturelle Selbständigkeit bewahrt, die römischen Lehren und Gebräuche überdeckten nur lose den Organismus der Nation. Die englische Frömmigkeit besaß immer einen Hang zum Praktischen, zur Ertüchtigung in der natürlichen Lebensbahn. England lag lange außerhalb der politischen Kampfregion des römischen Stuhles, es gab dort nicht wie in Deutschland eine „ultramontane" Kirchenfrage. So steigt denn auch die protestantische Reformation der Engländer nicht wie die der Deutschen aus tiefsten Gewissensnöten empor.

Ein englischer König will seine Ehe lösen, und der Papst sagt nein, damit beginnt der Konflikt. Dieser Heinrich VIII. ist ein viel zu selbstbewußter Herr, um sich von dem römischen Oberpriester vorschreiben zu lassen, ob er die Erwählte seines Herzens heimführen darf oder nicht. Er heiratet die schöne Anna Boleyn auch ohne den katholischen Segen und gründet sich, als der Trennungsstrich gezogen ist, eine eigene Staatskirche. Und die Nation stimmt zu, nicht gerade um die Liebesabenteuer des hemmungslosen Monarchen zu unterstützen, sondern weil sie die für Engländer geltenden staatsbürgerlichen Rechtsformen nicht von außen her zu beziehen wünscht.

Nun geht es hart auf hart. Der König läßt seinen widerstrebenden Kanzler, den romtreuen Humanisten Thomas More, hinrichten, die Geistlichen müssen dem König auch in geistlichen Dingen Gehorsam schwören oder das Amt niederlegen. Die Kurie mahnt und droht vergebens. Als die papiernen Kampfmittel versagen, schickt sie zwei Jesuiten nach dem katholisch gebliebenen Irland, sie sollen die Iren zum Abfall von England aufreizen. Doch diese Patres sind noch Anfänger in der politischen Wühlarbeit, und das Unter-

nehmen ſchlägt fehl. Für kurze Zeit kehrt England ſcheinbar in den römiſchen Schoß zurück, als Heinrichs älteſte Tochter aus der erſten, noch päpſtlich legitimierten Ehe regiert. Aber dann kommt die Tochter jener Anna Boleyn zur Herrſchaft, um deren Heirat der Streit entbrannte. Königin Eliſabeth iſt Engländerin durch und durch, eine ſehr kluge und energiſche Hüterin ihrer Macht. Sie gilt bei den Päpſtlichen als Baſtardkind und muß ihren Thron als letztes Tudorkind mit äußerſter Strenge gegen die diplomatiſchen Umtriebe verteidigen, die auf eine neue Katholiſierung des Landes durch die Dynaſtie der Stuarts hinzielen.

*

Eliſabeth hat den jeſuitiſchen Agenten der Stuarts das Betreten engliſchen Bodens verboten und eine ſcharfe Kontrolle beſtellt. Jedes Schiff, das vom Feſtland kommt, wird genau durchſucht, jeder päpſtliche Sendling ſoll ſofort verhaftet werden: Die engliſchen Behörden erfahren, daß zwei Patres ſich einſchleichen wollen, und verdoppeln ihre Wachſamkeit. Eines Tages berichtet ein in Dover ankommender Kapitän, er habe die Jeſuiten in Calais beobachtet, ſie würden wohl ſchon mit dem nächſten Segler die Überfahrt wagen. Zum Dank für ſeine Auskunft bittet er um bevorzugte Abfertigung ſeines Freundes, eines iriſchen Händlers, mit dem er in London Geſchäfte zu erledigen habe. Man kommt dem Überbringer einer ſo wichtigen Nachricht gern entgegen, und der angekündigte Händler darf ohne Umſtände paſſieren. Nach einiger Zeit vergeblichen Wartens auf die römiſchen Prieſter vernimmt die Londoner Polizei durch ihre Spitzel, daß die beiden Geſuchten ſich längſt ſchon im Lande befinden und in den geheimen papiſtiſchen Kreiſen eine lebhafte Tätigkeit entfalten. Der freundliche Kapitän war der eine Jeſuit geweſen, und ſein Freund, der angebliche iriſche Händler, der andere.

Die Patres ſollen in dem Hauſe eines wohlhabenden Glaubensgenoſſen verſteckt ſein, doch als man dort eindringt, ſind ſie ſchon ausgeflogen. Wieder und wieder kommt man auf ihre Spur, aber ſie wechſeln ſtändig ihre Schlupfwinkel. Sie benutzen niemals den Weg durch die Haustüren, ſondern klettern nachts durch die Dachluken. Am Tage verſtecken ſie ſich in den Kellern und Hinterhöfen, dort drucken ſie auch Pamphlete gegen die Königin und die Staatspolitik. Die Flugblätter werden den Oxforder Studenten zugeſtellt, ſie kleben an den Kirchentüren, ſie liegen auf den Parlamentstiſchen, ſie finden ſich unter der Umhüllung der Warenballen, und keiner kann die Attentäter faſſen. Die öffentliche Meinung wird immer erregter, beinahe ganz London beteiligt ſich an der Jeſuitenjagd. Nach den Angaben über verdächtige Erſcheinungen, die aus dem Publikum einlaufen, müßte es ſich um ein ganzes Heer von Jeſuiten handeln. Noch weiß man nicht, daß die kleine Gruppe der Unruheſtifter ſtändig die Koſtüme vertauſcht, daß ſie als Matroſen, als Kaufleute, als Studenten, Bauern, Handwerker und ſogar in den Amtstrachten von Staatsbeamten unterwegs ſind.

Endlich erſpäht man einen der Patres, der in der Tracht eines Edelmannes auf Landſitzen erſcheint, wo noch der römiſche Kultus Anhänger hat, um dort die Beichte zu hören. Ehe man ihn greifen kann, ſpringt er zum Fenſter hinaus und entkommt auf ſchnellem Pferd. Doch man lauert ihm auf, und bei einem andern Beſuch wird er eingefangen. Sie binden ſeine Beine unter dem Pferdeleib zuſammen und heften ihm ein Plakat an den Rücken: „Edmond Campian, der jeſuitiſche Bandit.“ Es iſt niemand anderes als der iriſche Händler, der in „Geſchäften“ nach London mußte. Unter dem Hohn- und Jubelgebrüll des Volkes wird er nach London in den Tower eskortiert. Dort ſpannt man ihn auf die Folter, er ſoll die Namen der Mit-

verſchworenen nennen. Doch der Jeſuit erträgt ſtandhaft die Qualen und verrät die Genoſſen nicht. Die Hauptſtadt hat zwar das Schauſpiel ſeiner Hinrichtung mit Rad und Galgen, aber der Jeſuitenſchreck geht weiter um. Offenbar ſind auch von den heimlichen Anhängern des römiſchen Kults nur die wenigſten in die Schliche der Hauptagitatoren eingeweiht. Sie kennen die plötzlich erſcheinenden Prieſter nicht, die ihnen das Sakrament ſpenden, ſie glauben, daß es immer wieder andere ſeien. Der katholiſche Gottesdienſt iſt an ſich nicht gerade verboten, nur die Hetze gegen die ſtaatlichen Einrichtungen Englands, und man kann den Gläubigen, die ſich nur nach einer römiſchen Altarhandlung ſehnen, meiſt nichts Staatsgefährliches nachweiſen.

*

Die Polizeibehörde ſetzt ſchließlich rieſige Belohnungen für die Entdeckung des jeſuitiſchen Hauptquartiers aus. Da meldet ein Gärtner von Henlip Caſtle bei Worceſter, daß im Schloß häufig auffallende Geſtalten aus- und eingingen. Der Rieſenbau, der einer römiſch geſinnten Adelsfamilie gehört, wird überraſchend umzingelt und beſetzt, die Häſcher tappen durch Hallen und Säle, durch Gänge und Galerien, ſie durchſuchen Gewölbe und Türme, nirgends finden ſie eine Menſchenſeele, das ganze Gebäude liegt verlaſſen da. Wie löſt ſich das Rätſel? Als die Poliziſten erfahren, das Schloß ſei bald nach ihrem Abmarſch wieder bewohnt geweſen, ohne daß jemand die Pforten durchſchritten habe, richten ſie ſich auf eine förmliche Belagerung ein.

Endlich kommt ein Schloßdiener zu ihnen übergelaufen, der das Geheimnis enthüllt. Das Erdgeſchoß iſt durch Falltüren mit Kellerräumen verbunden, die keinen andern Zugang im Hauſe haben; von dort führen unterirdiſche Gänge nach draußen in hohle Bäume. In den oberen Stockwerken

sind die Wände hinter den Bildern und Gobelins drehbar, von den Kaminen aus erreicht man verborgene Treppenschächte. In den Geheimkammern finden sie nun genug Beweismaterial; da liegen die falschen Bärte, die Perücken, die Kostümgarderoben für alle Stände, die gefälschten Ausweise und die Schmähschriften. Die Verschworenen sind freilich entkommen, man muß weiter nach ihnen fahnden.

Fortan wird jedes verdächtige Haus bei der Durchsuchung mit Äxten und Spitzhacken bearbeitet, und tatsächlich stellt sich heraus, daß es auch an andern Orten solche Verstecke gibt, die sogar immer erfinderischer angelegt sind. Einmal erwischen sie jemanden, der sich in den Schnappmechanismus einer Geheimtür eingeklemmt hat, aber der Unbekannte verrät nichts. Erst aus späteren Ordenschroniken läßt sich ersehen, wie die Truppe Jesu im einzelnen dabei zu Werke ging. Der Konstrukteur der sinnreichen Verstecke war ein Jesuitenpater Owen, der sich rühmt, durch seine mechanischen Künste Hunderte von verfolgten Brüdern vor dem Tode gerettet zu haben. Mitunter halfen sie sich auch durch Geistesgegenwart und Willenskraft; ein Pater erzählt, er hätte sich bei einem Überfall von unten her an die Tischplatte mit Armen und Beinen festgeklammert und in dieser Lage stundenlang ausgeharrt. Ein anderer berichtet, daß er mit elender Miene den Schergen anbettelte, der ihm darauf eine Münze gereicht habe und weitergegangen sei. Ein dritter umarmt, als man ihm nachstellt, einen alten Juden nach Hebräerart und schauspielert durch diesen Überraschungstrick dem Aufpasser seine Harmlosigkeit vor.

Dieser Kleinkrieg auf großem Hintergrunde schleppt sich in England fast über die ganze zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hin. Nach Ablauf des elisabethanischen Zeitalters, das für die englische Nationalkultur klassisch geworden ist, kommt zwar der Sohn der katholischen Maria

Stuart als Jakob I. zur Regierung, aber an dem kulturellen Gesamtbild ändert sich nicht viel. Die Erziehung des Prinzen war katholisch beeinflußt worden, er hatte der römisch gesinnten Volksminderheit erhebliche Versprechungen gemacht, aber als König kann er sie nicht einlösen. Die Volksvertretung würde es nicht dulden, und der Thron ist ihm mehr als eine Messe wert. Nach kurzer Pause nehmen die enttäuschten Jesuiten den Kampf wieder auf, sie verbieten ihren Anhängern, den Staatseid zu leisten und verunglimpfen die anglikanische Kirche. Ja, sie werden sogar zu geistigen Urhebern und Mitwissern eines verbrecherischen Anschlags, der auf eine ungeheure Katastrophe abzielt: das englische Parlament soll in die Luft gesprengt werden. Doch ehe die im Keller des Palastes verborgenen Pulvertonnen losgehen, wird der böse Plan aufgedeckt. Die Entrüstung des Volkes schlägt stürmische Wogen. Nach einem sensationellen Riesenprozeß endet der mitschuldige Pater, der zuletzt sein Leugnen aufgegeben hatte, als der abscheuliche römische Antichrist auf dem Blutgerüst.

*

Den König suchen allmählich immer heftiger die gedanklichen Skrupel heim, denn die beiden gegnerischen Weltanschauungen zerren in seiner Brust, die ursprünglich katholisch empfand. Um sich davon zu befreien, widmet er sich leidenschaftlich dem staatsphilosophischen Studium. Das Ergebnis seiner Betrachtungen faßt er in einer Schrift über das Gottesgnadentum der Könige zusammen: Wenn der himmlische Wille den Monarchen die höchste Macht auf Erden verleihe, so müsse darin auch die geistliche Oberaufsicht über die Seelen enthalten sein; denn der Drang der Seele entfalte sich doch auch in den irdischen Vorgängen. So beruhigt König Jakob mit gelehrten Spiegelfechtereien sein eignes Gewissen; er hat sich nun selber bewiesen, daß

es für ihn keine fremden Autoritäten geben darf. In frohem Stolze schickt er sein Werk an alle gekrönten Häupter Europas. Sie sollen von ihm lernen, wie man die Allmacht des Herrschers gegen die geistlichen Einmischungen zu verteidigen hat. An den katholischen Höfen spottet man zwar über den „klugen Narren" auf dem Königsthron, doch in der Kurie nimmt man die Sache keineswegs auf die leichte Achsel; denn manchen fürstlichen Herrn wandeln in der Praxis ähnliche Gelüste an, auch wenn er sich noch aus religiöser Überlieferung an das alte Dogma hält.

Darum bekommen jetzt die Jesuiten vom Papste den Auftrag, den englischen König mit der theologischen Streitfeder zu widerlegen; und sie besorgen auch das mit einer Geschicklichkeit, die ihren schauspielerischen und turnerischen Leistungen in London um nichts nachsteht. Die klügsten Köpfe der Jesuitenkollegs in Portugal, Spanien, Rom und Österreich machen sich an die Arbeit, und so entsteht eine Literatur, in der zum ersten Male das Staatsleben der Neuzeit in all seinen inneren Gegensätzlichkeiten durchleuchtet wird.

Die Ideenfolge, mit der die beiden geschmeidigsten Denker des Ordens, Suarez und Bellarmin, operieren, knüpft nicht mehr an das Prinzip der großen Machtpäpste an, das die Könige nur zu weltlichen Lehnsträgern der päpstlichen Totalherrschaft über die Christenheit machen wollte. Die römischen Staatstheologen erkennen jetzt an, daß die Könige in allen weltlichen Dingen selbstherrlich seien, solange sie nicht das Seelenheil der Untertanen gefährdeten. Der moderne Grundsatz einer friedlichen Scheidung von Staat und Kirche wird damit grundsätzlich festgelegt. Aber was gefährdet das Seelenheil? Wer entscheidet darüber? Das sind die Streitthemen der Kulturkämpfe bis auf den heutigen Tag geblieben. Nach jesuitischer Lehre entscheidet natürlich der Papst in allen geistlichen Dingen.

Aber wo iſt die Grenze zwiſchen geiſtlich und weltlich? Die engliſche Krone hat ſich beiſpielsweiſe angemaßt, über die Einrichtung der Ehe ſelbſt zu verfügen. In den ſchwierigſten Fragen bringen die jeſuitiſchen Unterſuchungen alſo keine neue Löſungen, ſondern nur moderne Probleme.

Wo es ſich um die irdiſche Macht handelt, ſind die Jeſuiten nicht ſchüchtern, ſondern ſogar unter Benutzung uralter Gedanken für jene Zeit übermodern. Sie meinen nämlich, daß die potestas des Königs ſich vom Volkswillen herleite. Aber wie durften dann die Jeſuiten ein Sprengattentat auf das Parlament begünſtigen? Die Wirklichkeit des Kampfes iſt eben etwas anderes als die Betrachtung der Philoſophie. Sie würden ſich damit ausreden, daß der Kampf gegen den engliſchen König aus geiſtlichen Gründen notwendig ſei, und daß er auch dem Volke gelten müſſe, wenn es einen ſolchen König an ſeiner Spitze haben wolle. Solche ſtaatstheologiſchen Auseinanderſetzungen könnten uns ſehr viel gleichgültiger ſein, wenn ſie nicht einen großen Teil der Kriſenſubſtanz unſerer abendländiſchen Geſchichte enthielten. Es war ja ein politiſcher Anlaß, der damals die jeſuitiſchen Schriftſteller auf den Plan rief, es ging um die Souveränität der europäiſchen Führer. König Jakob ſollte geduckt und in ſeinen Rechten geſchmälert werden.

So einfach, wie ſich der königliche Philoſoph von England ſein Gottesgnadentum vorſtellt, läßt ſich der Sachverhalt allerdings doch nicht klären, wenn man jenes Jahrhundert überzeugen will, dem die Glaubensdinge eben zur geiſtigen Frageſtellung geworden ſind. Der König merkt bald, daß ſeine Argumente in der europäiſchen Welt nicht durchſchlagen. Wie ſo viele verbiſſene Theoretiker, die mit dem Widerſpruch nicht fertig werden, läßt er ſich nun zu Maßnahmen hinreißen, die er urſprünglich durchaus nicht gewollt hatte. Er wird jetzt zum wildeſten Jeſuitenverfolger, alle heimlichen Sendboten Roms, die in ſeine Hände fallen,

werden auf der Stelle gehängt. Aber der Gerichtslord muß seufzend bekennen: „Was nützt es uns, für jeden, den wir aufknüpfen, sind zwei neue da!“ Es ist die Zeit, wo die Truppe Jesu die höchste Anziehungskraft auf junge Leute ausübt, der Orden braucht um Nachwuchs, der auch bis zum Märtyrertode entschlossen ist, nicht verlegen zu sein.

*

Der nächste Stuartkönig Karl I. trägt das vom Vater ererbte Bewußtsein seines Gottesgnadentums mit eleganten Ritterallüren zur Schau. Die Fronten des englischen Kulturkampfes verschieben sich weiter nach der Seite, die man politisch die Linke nennt. Jetzt bildet die Königspartei mit der anglikanischen Staatskirche schon die Reaktion, und die puritanische Bewegung der radikalen Parlamentarier kämpft gegen den königlichen Feudalismus. Die jesuitischen Patres sind in britischen Landen vom Felde der Entscheidungen völlig verdrängt; wo sie dennoch eine Quertreiberei versuchen, riskieren sie für eine ganz hoffnungslose Sache den Kopf. Auch der autokratische König endet unter dem Richtschwert, und die Revolution Cromwells gibt England ein scharf protestantisches Gepräge.

Als dann aber die Stuarts mit Karl II. wiederkehren, suchen sie durch Freundschaft mit den katholischen Weltmächten ihren Thron zu festigen. Noch hält sich der König zurück; die Jesuiten, die Morgenluft wittern, werden offiziell nicht geduldet, der Kultus bleibt anglikanisch. Aber auf dem Sterbebett bekennt sich der König zur Papstkirche.

*

Nun beginnt mit dem Regierungsantritt Jakobs II. noch eine kurze Triumphzeit für die englischen Jesuiten. König Jakob hatte schon als Prinz aus seiner römischen Gesinnung kein Hehl gemacht, als König erklärt er sogar, „ein Sohn“

des Ordens Jesu zu sein. Die bisher geächteten Patres rücken in hohe Staatsstellungen auf, katholische Edelleute verdrängen die alten Beamten. Der Orden gründet im Palastbezirk von St. James ein prunkvolles Kolleg, in Oxford und Cambridge besetzen Patres die Katheder. Aber die Nation und der Hof geraten in einen bedrohlichen Gegensatz, das Volk wartet auf die Stunde, wo es das Jesuitenjoch wieder abschütteln kann. Mitten in Macht und Glanz machen sich die Patres bereits wieder die schwersten Zukunftssorgen. Der englische Ordensprovinzial berichtet nach Rom: „Wenn der König keinen legitimen männlichen Erben erhält, ist das Schicksal des Landes ganz ungewiß. Wie sollen die Katholiken sich dann zwischen so vielen Häretikern behaupten; denn auf einen Katholiken kommen zwanzig Ketzer. Möge der Herr das Nötige geschehen lassen und alles zum besten lenken!"

Und Gott scheint den Jesuiten gnädig zu sein, unerwartet wird ein später Thronerbe geboren. Oder haben sie der Vorsehung nachgeholfen? Die Gerüchte, das Kind sei untergeschoben, verdichten sich immer bestimmter. Das nationale England gewinnt die Überzeugung, es handele sich um ein ganz raffiniertes jesuitisches Manöver. Von der Schwangerschaft der Königin wäre bis zuletzt nichts zu merken gewesen, der König hätte bei seinem Alter und bei seiner Krankheitsschwäche keinen Nachwuchs mehr zeugen können. Die Königin hätte keinen anglikanisch gesinnten Arzt zugezogen, sich auch in der Zeit, da sie angeblich Mutter wurde, mit Hofdamen umgeben, die zur jesuitischen Beichte gingen. Das Kind sei überdies schon viel zu groß gewesen, als man es für neugeboren vorgezeigt habe. Es stamme von einer Nonne, die den Jesuiten des hohen Zwecks wegen zu Willen gewesen sei; doch mit den Terminen der ganzen Aktion hätte es schließlich nicht geklappt. Die abenteuerliche Geschichte ist niemals zuverlässig als wahr erwiesen, aber

auch nicht ſchlagend widerlegt worden. Daß die nüchternen Engländer damals feſt daran glaubten, braucht angeſichts ſo manchen früheren tollen Jeſuitenſtücks nicht wunderzunehmen.

Jedenfalls hat das Haus Stuart dieſe Erſchütterungen nicht überſtanden, der Thron König Jakobs ſtürzt unter den Wogen der Volksempörung zuſammen. England ruft den kalviniſchen Oranier über den Kanal. In der „glorious revolution“ wird auch die Freiheit der engliſchen Glaubenskultur geſichert. Der europäiſche Norden iſt fortan den jeſuitiſchen Eroberungsgelüſten verſchloſſen.

Die Beichtväter des Sonnenkönigs

Der Pariser Montmartre ist die erste Bekenntnisstätte der jungen Mannschaft, die den Stamm des Ordens bildet. Loyola war nach Frankreich gekommen, weil er hier die Strenge der Inquisition nicht zu fürchten hatte. Römischer Kirchenfanatismus entsprach bisher dem französischen Geiste nicht. In Frankreich hatte sich die päpstlich gebundene Kircheneinheit des Mittelalters bereits im vorreformatorischen Jahrhundert allmählich gelockert. Die gallikanische Kirche besitzt schon seit etwa 1400 eine weitgehende Selbstverwaltung. Die päpstliche Kurie war vorher nach Avignon auf französischen Boden ausgewandert, es gab zeitweilig auch noch einen zweiten Heiligen Vater in Rom. Dieses Schisma hatte die Papstmacht geschwächt, und diese Einbuße machte sich in Frankreich besonders bemerkbar.

Der Papst bleibt zwar als geistliches Oberhaupt anerkannt, aber er darf nicht über die kirchlichen Ämter und Finanzen verfügen. Alle seine Erlasse werden daraufhin nachgeprüft, ob sie nicht den Lebensgrundsätzen des Landes widersprechen. In diese Aufgabe teilen sich zwei nationale Aufsichtsinstanzen: die obersten Gerichtsparlamente und die Pariser Universität. Die Hochschule gibt die gottesgelehrten Gutachten, und die Parlamente fällen nach politischer Erörterung den Rechtsspruch. Auch königliche Willensakte von kultureller Tragweite bedürfen der Bestätigung durch

die höchsten Prüfungsstellen. Professoren und Advokaten verkörpern also das machtvolle Selbstbewußtsein der Nation.

Dieser Zustand mußte dem Jesuitenorden von vornherein ein Dorn im Auge sein. Nun breitet sich seit den vierziger Jahren des Reformationsjahrhunderts in Frankreich auch noch der Genfer Kalvinismus aus, zunächst nur wenig angefochten. König Heinrich II. läßt die Dinge treiben, er erlaubt auch der Truppe Jesu, sich in Frankreich niederzulassen. Als aber das Parlament diesem Freibriefe zustimmen soll, gibt es die ersten Reibungen. Wer sind die Jesuiten? Die Richter finden, daß dieser neue Orden „auf eine unverschämte Weise den Namen des Heilands mißbraucht". Er habe durch geheime Verpflichtungen einem ausländischen Priestergeneral unbedingten Gehorsam gelobt, und er könne in Frankreich nichts andres im Schilde führen, als die nationalen Einrichtungen zu stören und Meutereien zu stiften. Auch der einheimische katholische Klerus ist den jesuitischen Eindringlingen feindlich gesinnt; der Papst habe ihnen doch offensichtlich eine bevorzugte Stellung nur eingeräumt, damit sie die Herrschaftsinteressen des Römischen Stuhls mit rücksichtslosen Mitteln vertreten sollen.

*

Nach dem Tode des Königs, als unter der Vormundschaft seiner Witwe Maria von Medici im Lande ein Übergangschaos entsteht, bilden sich drei Kulturparteien heraus: Die kalvinischen Protestanten, gestützt auf die tüchtigsten Bürgerschichten, gewinnen wachsenden Einfluß. Die Parlamentspartei will einen unabhängigen, gemäßigten Volkskatholizismus. Die Römlinge, die bald unter jesuitischer Führung stehen, fordern die papistische Gegenreformation im Geiste des Tridentiner Konzils. Die Regentin Maria schwankt anfänglich, um sich dann doch aus Furcht vor der göttlichen

Strafe der entschiedensten altkirchlichen Richtung zuzuneigen. Loyolas Nachfolger, der Jesuitengeneral Lainez, einst als Pariser Student zu den Mitbegründern der Truppe gehörig, erschreckt durch listige Reden die Mediceerin. Die Nationen hätten das Recht, so grollt er ihr zu, die Königshäuser zu entthronen, die der Ketzerei Vorschub leisten. Das ist ein neuer, bedrohlicher Ton, den der Sorgeninstinkt der Königinmutter sogleich versteht. Frankreich gärt in revolutionärer Unruhe. Rottet das Königtum nicht die Ketzer aus, so könnten vielleicht gerade die entschlossensten Katholiken das Haus Valois stürzen.

In den Religionskriegen, die jetzt entbrennen, wird das ganze Land zum Schauplatz blutiger Greuel. Jahrzehntelang toben mörderische Leidenschaften der Glaubensgesinnung, wie sie Frankreich nie kannte. Trügerische Friedensschlüsse gewähren nur kurze Kampfpausen. Zuweilen gewinnen die kalvinischen Hugenotten die Oberhand, aber dann sammeln sich wieder die uneinigen katholischen Gruppen. Verrat und Meuchelmord werden allmählich zur politischen Gewohnheit. Die Königsfamilie, durch Ränkesucht und Laster zerrüttet, büßt ihre Autorität immer mehr ein. Die katholischen Ultras werden von der intriganten Sippe der Herzöge von Guise geführt, die sich der Jesuiten bedienen, um die Pariser bestialisch aufzuputschen. Es kommt zu jener berüchtigten Bartholomäusnacht, die sechzigtausend Reformierten das Leben kostet. König Karl IX. und nach ihm sein jüngerer Bruder Heinrich III. häufen Frevel auf Frevel. In den Bechern lauert das Gift, hinter den Bettvorhängen der Dolch.

Heinrich III., ein intriganter Lüstling, der schon eine kurze, lächerliche Gastrolle als Polenkönig gab, ist ohne jeden religiösen Ernst. Er schleppt sich mit verdorbenen jungen Gecken herum und läßt seine „Mignons" nach ihren wüsten Launen schalten. Ein Verschwöreraufruhr löst den

andern ab. Die Katholiken beginnen sich gegen den König zu wenden, weil er durch seinen Leichtsinn das Land zum Ruin führt. Da nähert er sich seinen bisherigen hugenottischen Gegnern, und der Bürgerkrieg nimmt neue, womöglich noch scheußlichere Gesichter an. Die katholischen Gruppen schließen sich zu einer „Ligue" zusammen, die mit finstersten Geheimmitteln arbeitet und vor nichts zurückschreckt. Die Jesuiten erhitzen die Gemüter bis zum Wahnsinn, die moralische Verlumpung auf allen Seiten schreit zum Himmel. Heinrich III. hat sich nun offen mit dem protestantischen Gatten seiner Schwester, dem kühnen und verschlagenen König Heinrich von Navarra, verbündet, sie ziehen jetzt gemeinsam gegen die Ligue zu Felde. Der Franzosenkönig, nun als Anführer der Ketzer von den Parisern wild gehaßt, muß seine eigene Hauptstadt belagern.

Da dringt ein junger fanatischer Mönch unter einem Vorwand in das Königszelt und stößt dem Monarchen sein in der Kutte verborgenes Dolchmesser in den Leib. Der Mörder hat von den Jesuiten gelernt, daß ketzerische Könige vogelfrei seien, und vorher von seinem Beichtiger Absolution bekommen. So geht die Prophezeiung des Ordensgenerals in Erfüllung. Als Thronerben betrachtet sich Heinrich von Navarra, der nach weiteren schweren Kämpfen den Bürgerkrieg siegreich beendet. Der Friedensbringer besteigt den Thron, und Henry quatre, dieser vorurteilslose Herrschergeist, nimmt den katholischen Kultus an, denn Paris ist ihm „eine Messe wert". Die Tage des jesuitischen Machtrausches hören jetzt auf, man duldet ihre Hetze nicht länger. Der spanische Jesuitenprofessor Mariana hat in einem Buche über das Wesen des Fürstentums soeben den Meuchelmord an dem französischen König verherrlicht. Abtrünnige Despoten müssen, so schrieb er, mit Mordgewalt beseitigt werden, und der Mönch, der den Dolch gegen Heinrich III. gezückt habe, sei „eine ewige Zierde Frankreichs".

Nun versucht auch noch der französische Jesuitenzögling Chatel ein Attentat auf Heinrich IV., den er mit seinem Dolche verwundet. Jetzt holt das Parlament zum Gegenstoß aus. Der Henker verbrennt Marianas spanisches Lehrbuch des Terrors, das wieder einen Mordstahl in Bewegung setzte. Die Patres, von denen Chatel unterwiesen wurde, enden am Galgen, alle übrigen Mitglieder des Ordens werden aus dem Lande gejagt. Das Wohnhaus des Attentäters läßt das Parlament niederreißen und an seine Stelle einen Denkmalbau errichten, die „Schandsäule", deren Inschriften die Verbrechen der falschen Jesuspriester durch „ewige Verfluchung" anprangern.

*

Aber diese Ewigkeit dauert nur ein Jahrzehnt. Über dem Haupte Heinrichs IV. schwebt noch immer der päpstliche Bann, und der Papst will den alten Gegner Roms, der um der Krone willen die Kultformen, aber wohl kaum die Gesinnung wechselte, noch immer nicht lossprechen. Doch die Jesuiten setzen es durch, gerade sie bemühen sich jetzt, die Macht des Königs zu stärken, der sie mit Schimpf und Schande vertrieben hatte und dessen Todfeinde sie gewesen waren. Ihr Frontwechsel dient dem höheren geistlichen Zweck: Heinrich soll nicht wieder vom Katholizismus abfallen. Er könnte sich ja, wenn Rom ihm Schwierigkeiten machte, an das englische Beispiel halten. So kommt nun auch die Aussöhnung mit den Jesuiten zustande. Sie dürfen nach Frankreich zurückkehren und die Schandsäule feierlich zerstören. Dem Könige hatten sie einen Pater als Geisel stellen müssen, der im Gewahrsam des Hofes lebt. Bald macht sich aber dieser Pater Cotton beim Könige so beliebt, daß er vom Zwangsbürgen zum Ratgeber aufrückt. Nun beeinflussen die Jesuiten die Staatspolitik als Freunde und Helfer des Herrschers. Heinrich will seine Ehe lösen, um sich

mit Maria von Medici zu vermählen; in dieſem Falle befürwortet der Orden die Scheidung, denn die neue Erwählte iſt ſtreng päpſtlich erzogen, da kann man ſchon einmal das Eheſakrament außer Kraft ſetzen.

Heinrich iſt freilich ein zu eigenwilliger politiſcher Kopf, um ſich den Kutten immer zu fügen. Schon will er im Bunde mit proteſtantiſchen Fürſten gegen das öſterreichiſch-ſpaniſche Habsburg das Schwert ziehen, da blitzt wieder ein Dolch, deſſen Stichen der König diesmal erliegt. Und was ſtellt ſich heraus? Der Mörder, ſchwärmeriſcher Römling, iſt vorher bei den Jeſuiten im Beichtſtuhl geweſen. Der Pater erklärt im Verhör, Gott habe ihn alles vergeſſen laſſen, was bei der Beichte geſprochen ſei. Anfangs ſieht es ſo aus, als würde man nun die Schandſäule wieder aufrichten; Parlament und Hochſchule wollen jetzt endgültig mit der Jeſuitenwirtſchaft Schluß machen. Aber die Zeiten haben ſich gewandelt, die Königsmacht iſt zu feſtgefügt und der Einfluß des Ordens am Hofe ſchon zu ſtark. Pater Cotton beherrſcht die Königinmutter, der er zur Krone verholfen, als ſein gehorſames Beichtkind, und durch ſie, die Regentin, das Land. Die Rüſtungen gegen Spanien werden eingeſtellt, man plant jetzt ſogleich das Gegenteil, den Krieg gegen die proteſtantiſchen Staaten. Da aber Habsburg der natürliche europäiſche Gegner Frankreichs bleibt, wird daraus nichts, die nationalen Intereſſen Frankreichs bleiben zum Leidweſen der Jeſuiten ſtärker als die religiöſen.

Die Regentin verleiht den Patres volle akademiſche Lehrfreiheit, um der Univerſität ihre traditionelle Schlüſſelſtellung bei der Schlichtung kultureller Streitfragen zu nehmen. Tatſächlich verliert die Sorbonne dadurch ihr geiſtiges Übergewicht als Zentrale der franzöſiſchen Wiſſenſchaft; die Jeſuitenkollegs werden die Träger neuklerikaler Bildungsgedanken, und allmählich löſt ſich das Kollegweſen in einen intriganten Wettbewerb politiſcher und literariſcher Cliquen

auf. Ihren kleinen Sohn, den Thronerben Ludwig XIII., hat die bigotte Königin Maria zu einem Mustereremplar jesuitischer Grundsätze erziehen lassen, aber der Heranwachsende verabscheut die Ordensleute, die ihn zu ihrem Werkzeug stutzen wollen, und sieht in der Mutter, die dahinter steckt, seine Quälerin. Als Ludwig die Regierung selbst übernimmt, sucht er Marias Günstlinge abzuschütteln und die Nationalpolitik seines Vaters wieder aufzunehmen. Noch hemmt ihn der Hofbeichtiger Cotton, den er so schnell nicht loswerden kann, und das jesuitische Beichtmonopol scheint so gefestigt zu sein, daß er auch nach der Entfernung von Cotton und anderen immer wieder einen Pater vom Jesusorden nehmen muß. Ludwig ist eine schwächliche, von überlegenen Kräften leicht lenkbare Natur, und nur in seinem Haß auf die Mutter unerschütterlich. So schwankt das Staatsschiff in Ludwigs Frühzeit in allen Winden hin und her, bis er den zielsicheren Steuermann findet. Und der ist endgültig da, als der Prälat Richelieu die Führung ergreift, der Frankreichs klügster Staatsmann werden soll.

*

Nun werden die Umtriebe der Beichtväter immer wirkungsloser. Eben hatte noch Pater Suffren das Land an der Seite der beiden Habsburgermächte in die großen mitteleuropäischen Religionswirren hineinziehen wollen. Das kommt unter Richelieus Leitung als unvorteilhaft für das Land überhaupt nicht mehr in Betracht. Suffren muß mit der Königinmutter in die Verbannung. Richelieu handelt auch im Purpur des Kardinals nur als französischer Patriot; wo sich römischer Papismus dem nationalen Staatsmann entgegenwirft, da kennt der Minister keinerlei Glaubensrücksichten. Der Beichtvater Coussin, den Richelieu wegen seines Rufes als zuverlässiger Franzose dem König bestellt hat, läßt sich noch einmal vom Ordensgeneral zum Miß-

brauch des Beichtamtes bestimmen. Er verspricht den Brüdern, dafür zu wirken, daß der König von einer Unterstützung der deutschen Protestanten ablasse. Die Sünden der Könige, die sich mit politischer Notwendigkeit entschuldigten, seien nicht milder zu beurteilen als die rein menschlichen der Privatleute, meint Coussin zu seiner Rechtfertigung. Was nützten dem Lande die irdischen Erfolge, wenn Fürst und Untertanen der ewigen Verdammnis anheimfielen! Aber die Entschuldigung des allseits beflissenen Beichtvaters nimmt der Minister nicht an, er läßt den Jesuiten, der Politik und Seligkeit vermengen will, als Staatsfeind in die Festung sperren.

Der allmächtige Minister wird mehr und mehr zum Sinnbild des absoluten Staatsgedankens, er ist darüber hinaus wohl der erste bewußte Nationalist der neueren Geschichte. Mit Recht kann Richelieu vor seinem Tode sagen, er habe niemals Feinde gehabt, die nicht zugleich die Feinde Frankreichs waren. Von den Gegnern wegen seiner unerbittlichen Strenge gehaßt und gefürchtet, vom Volke bestaunt und verehrt, führt der Minister-Kardinal mit nie erlahmender Willenskraft die Zügel. Als die Gicht seine Glieder lähmt, läßt er sich in der Sänfte von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt tragen, und nichts entgeht seinem Falkenblick. Er bleibt ein frommer, katholischer Christ aber er liefert vor aller Welt den Beweis, daß man wahrhaft gläubig sein kann, ohne das Vaterland einem pfäffischen Machtwahn zu opfern. Seine Anschauungen sind also denen der völkisch wurzellosen Jesuiten schroff entgegengesetzt. Sobald die Patres sich davon überzeugt haben, daß sie gegen diesen Mann und sein System rein gar nichts ausrichten können, ändern sie ihre Haltung und bieten sich geradezu als Verbündete an, um sich im Lande zu behaupten. In ihren Schulen preisen sie jetzt die französische Staatsautorität und wagen nicht zu widersprechen, wenn die Regierung die mo-

derne Auffassung, daß die Kultform ausländischer Staaten Frankreich nichts angehe, scharf unterstreicht.

Die Jesuiten hoffen auf ein neues Interregnum, in dem sich alles nach ihren heimlichen Wünschen wenden könnte; denn nach dem Tode Ludwigs XIII. ist der Thronfolger wieder unmündig. Doch die ungeklärte Zwischenherrschaft frömmelnder Weiber will Richelieu nicht wieder zulassen, er hat sich in Mazarin einen Nachfolger als major domus erzogen, der die große Linie des Ministers fortsetzt. So müssen die Patres warten, wie sich die Wesensart Ludwigs XIV. entfaltet, dessen jugendlichen Werdegang sie nicht beeinflussen dürfen.

*

Es zeigt sich bald, daß der junge König bis zur Selbstvergötterung von seiner Königswürde durchdrungen ist. Richelieu und Mazarin haben ihm die Machtvoraussetzungen geschaffen, so daß sein majestätischer Dünkel keine leere Geste bleibt. Ludwig frönt mit vollen Genießerzügen seiner Sinnlichkeit, er liebt die rauschenden Vergnügungen, die den Glanz seiner Krone phantastisch erhöhen sollen. Doch er vergißt darüber durchaus nicht die Staatsaufgaben, die dem blühenden Lande durch seine reichen Mittel gestellt sind. In seinen politischen und militärischen Unternehmungen ist er nicht weniger unersättlich als in seinen erotischen und theatralischen Gelüsten. Der „Sonnenkönig" denkt nicht entfernt daran, dem Papst in Ehrfurcht zu huldigen. Er will auch in geistlichen Dingen der Herr über Frankreich sein, und Rom bleibt nur die Wahl, zu billigen oder zu brechen. Die Kurie, durch viele schlimme Erfahrungen klug geworden, drückt ein Auge und manchmal beide zu. Die Jesuiten, als des Papstes „leichte Reiterei", werden schon die Seele des Königs attackieren, sobald er innerlich arm und entblößt ihren Trost suchen wird. Noch fehlt ihm alle Demut vor Gott;

in der Kirche hat die Gemeinde den Blick nicht dem Altar, sondern der königlichen Loge zuzukehren.

Das höfische Treiben wahrt nicht einmal mehr den Schein der christlichen Sitte. Hatten sich früher die Fürsten mit heimlichen Liebschaften begnügt, so verleiht Ludwig XIV. den gefälligen Damen einen hohen Hofrang an seiner Seite. Der Ehebruch wird adliges Gesellschaftsspiel, eine vornehme Vergnügung wie Jagd und Theater. Wenn der König seine Mätressen wechselt, so ist das geradezu ein öffentliches Staatsereignis, und man wartet stundenlang auf die Kutsche, in der die angetraute Königin mit den Geliebten ihres Gemahls zusammensitzt. Die Höflinge ahmen das königliche Vorbild nach, und mancher von ihnen wünscht in seinem Ehrgeiz sehnlichst, seine Frau oder Tochter möchte die Mätresse eines vielvermögenden Mannes werden, der ihm zum Aufstieg verhelfen kann. Als der König die ebenso kluge wie reizende Frau von Montespan zu seiner intimen Vertrauten wählt, weiß sie den Hof so geschickt unter ihren Einfluß zu bringen, daß ihre Gunstlaunen über die Machtverteilung bestimmen.

Die jesuitischen Beichtväter sehen sich in einer peinlichen Lage. Sie müssen, wie sich einer von ihnen ausdrückt, „mit der fleischlichen Sünde als dem stärksten Geschütz im Lande" rechnen. Ihre Ermahnungen fruchten nichts, der König betrachtet die Beichte nur als eine Zeremonie, nicht anders als das Lever und das Händewaschen, wobei die höchsten Staatschargen ihre vorgeschriebenen Handreichungen haben. Verweigert ein gestrenger Pater dem Monarchen die Absolution, so sieht dieser darin auch nur eine amüsante Ziererei. Einmal poltert der Pater Bourdaloue im öffentlichen Gottesdienst gegen den königlichen Ehebruch los; alles erbleicht, der König zürnt und vergißt. Darum bequemt sich der lächelnde Beichtvater La Chaise zur Duldsamkeit, er meint, Gott werde noch mit sich reden lassen, wenn sich der

König nur im Alter beſſere. Die menſchliche Natur ſei ja ſo eingerichtet, daß die ſinnlichen Begierden mit der Zeit ſtill würden, und dann wäre es zur Bekehrung auch noch nicht zu ſpät.

Vorerſt bitten die Patres im Beichtſtuhl nur um Gehör, wenn wichtige kirchliche Ämter zu beſetzen ſind. Der großmütige König erfüllt gern ihre Wünſche, wenn ſie ſeine Kreiſe nicht ſtören und dafür ſorgen, daß nicht wieder ſolch ein grober geiſtlicher Zelot von der Kanzel her die Gewiſſen erſchreckt. Die verſtändnisvollen Patres bleiben bei Hofe beliebt, zumal ſie das langweilige Salbadern auf ein Mindeſtmaß einſchränken und im übrigen um viele ergötzliche Dinge wiſſen. Zu den Hofmoden gehört jetzt das Wettſammeln von Schaumünzen, und die Jeſuiten können immer die ſeltenſten Stücke beſchaffen. Auch ihre verſchönernden Einfälle bei den Gartenfeſten ſind ſehr geſchätzt, ſie verſtehen ſich ja längſt auf überraſchende Szenerien und Feſtbeleuchtungen. Bei den chineſiſchen Himmelsſöhnen machte ihnen die höfiſche Unterhaltung mehr Kopfzerbrechen; jetzt fällt es ihnen leicht, den Hof des Sonnenkönigs mit den Wundern der chineſiſchen Welt zu beluſtigen, und die „Chinoiserie“ wird bald in ganz Europa ein modiſcher Beſtandteil fürſtlichen Aufwands.

*

Paris erlebt in dieſen Jahrzehnten einen überaus merkwürdigen Kulturkampf, der in den Ariſtokratien der Geburt und der Bildung groteske Blüten treibt und doch hinter den wirren Senſationseffekten eine tiefe philoſophiſche Bedeutung birgt. In einer Waldniederung bei Paris liegt die vornehme Nonnenabtei Port Royal, deren Schweſtern unter der Führung der jungen Äbtiſſin Angelika Arnould der bisher dort herrſchenden Lebensluſt abgeſagt haben, um als bußfertige, ſchwärmeriſche Gottesſtreiterinnen ſich ganz der Heiligung und der Bekehrung zu widmen. Auf die

Pariſer Geſellſchaft, der die Nonnen familiär verbunden ſind, macht dieſe ekſtatiſche Wandlung der früher ſo weltfrohen Kloſterdamen einen gewaltigen Eindruck, und viele Angehörige der kultivierteſten Kreiſe eifern den frommen Erbauungsübungen nach. Sie ſchlafen auf Stroh und kleiden ſich in grobe Büßerkittel, ſie ſprechen von nichts anderem als von dem ewigen Heil und der göttlichen Gnade.

Um ihren frommen Freunden in der Hauptſtadt näher zu ſein, verlaſſen die Nonnen ihr Landkloſter und gründen nun in Paris eine neue Abtei Port Royal, die zum Mittelpunkte der Bewegung wird. Zwiſchen dem Kloſter und den Pariſer Salons entwickelt ſich ein Verkehr, der die verſtiegenſten Formen annimmt. Man liegt ſich in den Armen, um ſchluchzend einander die Sünden zu geſtehen, man lieſt gemeinſam theologiſche Streitſchriften, bejubelt und verdammt die Lehrmeinungen, es finden ſich auch die intereſſanten Abbés, die in dieſen geſchwätzig-ſentimentalen Zirkeln elegante und anregende Deutungen vortragen.

Die Strömung erfaßt auch die Männerwelt; Kavaliere, Advokaten und Profeſſoren verlaſſen ihre hohen Stellungen und ihre gewohnte Arbeit, um ſich ganz der geiſtlichen Beſchauung hinzugeben. Sie ziehen ſich nach dem alten Port Royal des champs, in die von den Nonnen verlaſſene Einöde zurück, errichten ſich Hütten in der Umgebung der verfallenden Kloſtergebäude und entſumpfen in freiwilliger Mühſal das romantiſche Gelände. In den alten Hallen ſoll ein geiſtliches Kolleg entſtehen, dort will man in frommer Bruderſchaft den „wahren Kern des heiligen Glaubens" ergründen. Die verwöhnten, nach ſeltſamen Reizen begierigen Damen der Hofgeſellſchaft kommen hinausgefahren, ſie finden, daß dieſes nebelfeuchte Tal beſonders geeignet ſei, um das Seelenheil zu erringen. Man ſitzt auf rohen Holzklötzen, man trinkt das reine Quellwaſſer, das auch gegen Leibesverſtopfung gut ſein ſoll, man ruht auf harten Bret-

tern und löffelt den Gerstenbrei, den die früheren Parlamentsräte gerührt haben. Aber man lauscht auch den Weisheiten der altchristlichen Kirchenväter und ihrer modernen Kommentatoren. Dann kehren die Herzoginnen und Marquisen befriedigt in ihre Pariser Boudoirs zurück.

*

Allmählich prägt sich das religiöse Schweifen und Trachten des frommen Bundes zu festerer Gestalt. Die Bewegung empfängt ihr Programm aus der nachgelassenen Schrift des flandrischen Bischofs Cornelius Jansen, der niemals gewünscht oder geahnt hatte, daß seine gelehrten, schwer lesbaren Betrachtungen über den heiligen Augustinus zu einer weithin tönenden, Frankreich und die Welt erregenden Kampfparole werden sollten.

Die augustinische Lehre geht von der Erbsünde aus, die den Menschen der Fähigkeit beraubt habe, aus eigener Kraft ein geheiligtes Leben zu führen und das Heil zu erlangen. Der irdische Wille könne von sich aus nichts Gutes bewirken, er bleibe in Schuld und Ohnmacht gefangen. Nur durch göttliche Gnade werde den Sterblichen die Befreiung von den Fesseln, die Erlösung von der Verworfenheit gewährt, und es stehe einzig bei Gott, ob er die sündige Kreatur errettet oder in der Verdammnis läßt. Seit einem Jahrtausend hat nun die römische Kirche schon mit diesem schroffen Dogma von Sünde und Gnade gerungen, ohne sich eindeutig für oder gegen Augustin zu entscheiden. Die Bedenken, die gerade das spätere Papsttum gegen diese fatalistische Auffassung hegen mußte, sind einleuchtend: wenn nämlich der Mensch völlig außerstande ist, die Sündenschuld durch sein gutes Streben zu überwinden oder wenigstens zu verringern, dann nützen auch die „guten Werke" nichts. Und auf den guten Werken beruht ja gerade die kultische Macht des Katholizismus.

Ohne theologiſche Einkleidung läuft die Frage darauf hinaus, ob der menſchliche Wille ſich frei entfalten kann, oder ob überperſönliche Mächte, gemeinhin „das Schickſal" genannt, das Erleben und Vollbringen im Einzeldaſein beſtimmen. Die normale Verſtandespraxis pflegt einer eindeutigen Antwort auszuweichen, denn offenbar iſt der wollende Menſch in manchen Dingen frei, in andern aber gebunden. Hingegen ſuchen die Glaubensſchwärmer ebenſo wie die Syſtemdenker ſich nach einer Seite entſchieden feſtzulegen. Die theologiſchen Meinungen innerhalb der großen Weltreligionen neigen von vornherein zu der Annahme, daß der Menſch unfrei ſei, denn die Allmacht Gottes würde ja ihren Sinn verlieren, wenn der Menſch nach eignen Anſichten und Taten ſein Los geſtalten könnte. Nicht nur in religiöſer, ſondern auch in profaner Hinſicht iſt die Vorſtellung von der menſchlichen Gebundenheit die tiefere, ſie erfordert eine ſtärkere, innigere Verſenkung in die Geheimniſſe des Daſeins. Wer Erfolge und Mißerfolge oberflächlicher wertet, wem es vor allem auf die Pſychologie der Menſchenbehandlung und die Technik des Machtgewinns ankommt, wird der Willensfreiheit einen recht großen Spielraum zuerkennen.

Die Jeſuiten waren ſchon bald nach der Ordensgründung mit den Theologen der Kurie in einen Streit über die Grenzen menſchlicher Freiheit und Unfreiheit geraten. Sie verſuchten dabei den Aktionsradius des freien Willens möglichſt weit auszudehnen. Ihr ganzes Wirken iſt doch auf Zweckleiſtung, auf glatte Bewältigung ſchwierigſter Verhältniſſe eingeſtellt. Sie glauben an den Sieg der Energie, ſie unterwerfen ſich einer einzigartigen Willensſchulung, das Reich Chriſti iſt für ſie von der Machthoheit des Papſtes nicht zu trennen. Sie können erſtaunliche Leiſtungen vorweiſen, die mehr ihrer Liſt und Ausdauer zu entſpringen ſcheinen als dem Wunder aus der Höhe. Sie ſagen, wenn wir auf die göttliche Gnade warten wollten, ſo würde auf Erden

derweilen der ſündige Abfall von Gott und ſeinem Stellvertreter bei Fürſten und Untertanen immer ſchlimmer werden. Denn die Menſchen beſäßen ja nicht nur die Freiheit zum Guten, ſondern auch die Freiheit zum Böſen, zur Sünde. Sie wollen alſo den Willen zum Guten wenden, indem ſie den Menſchen dahin bringen, daß er durch Beichte und gute Werke der Papſtmacht und damit dem Plane Gottes in freier Bereitſchaft dient.

*

Als die alte auguſtiniſche Erbſündenlehre durch die Bewegung von Port Royal wieder lebendig wird, ſehen die Jeſuiten darin einen gefährlichen Angriff auf ihre Weltanſchauung. Sie fürchten für ihre Stellung als Hofbeichtiger, für ihren geiſtigen Einfluß in der gebildeten Welt. Der Papſt hat ihre Theſen von der freien Willenskraft niemals ausdrücklich gebilligt, ſondern nur verlegen geduldet. Solange die Auseinanderſetzung über Sünde und Gnade nur ein Mönchsgezänk war, konnten die Jeſuiten beruhigt ſein, denn die Kontroverſen gelehrter Forſcher laufen ſich bald tot. So waren auch die auguſtiniſchen Theſen des Profeſſors und Biſchofs Janſen ohne breitere Wirkung auf das Laienvolk geblieben, bis ſich die vornehmen, hochgebildeten Kreiſe um Port Royal als „Janſeniſten" zu fühlen begannen. Wie tief der Gegenſatz zwiſchen Jeſuiten und Janſeniſten das franzöſiſche Kulturleben durchdringt, wird in den Dramen der beiden größten Tragödiendichter des Zeitalters offenbar. Corneille iſt Jeſuitenſchüler, Racine in der Gedankenwelt von Port Royal gebildet, beide ſpiegeln in ihren Stücken den philoſophiſchen Geiſt, in dem ſie erzogen wurden.

Corneilles Figuren handeln, als ob ſie freie Menſchen wären, ſie fühlen ſich bei ihren Schritten von keinem höheren Muß gezogen, ſie glauben, daß ihre Willensentſchlüſſe ſtärker als die Widerwärtigkeiten ſind. Ihr Geſchick nehmen

ſie als das Ergebnis ihres gewollten Tuns und Unterlaſſens hin. Die Geſtalten Racines ſpüren über ſich das gottgewollte Schickſal, das Verhängnis und die Gnade. Der Menſch iſt ganz dem Walten der himmliſchen Fügung unterworfen, im tragiſchen Zuſammenbruch hat er den Troſt, daß ihm dieſes Unheil durch den Erbfluch auferlegt wurde. Racines „Phädra" iſt das Vorbild für die „Schickſalsſtücke" geworden, deren ſpätere Verflachung durch platte Nachahmer natürlich nichts gegen die Tiefe der Schickſalsidee beweiſt, wie ſie heidniſch bei Sophokles, chriſtlich bei Auguſtinus ihren gewaltigen Ausdruck findet.

Seit die Damen des Hochadels und die jungen, weltgewandten Doktoren dem Janſenismus geſellſchaftlich und literariſch zur Vorherrſchaft verholfen haben, nimmt der Abwehrkampf der Jeſuiten europäiſche Ausmaße an. Der Orden hat den Inhalt des Auguſtinusbuches von Janſen in fünf überſpitzte Sätze gefaßt und verlangt nun vom Papſt, er ſolle dieſe Theſen als ketzeriſch verdammen. Die erſte beſagt, daß die Menſchen, denen Gott keine Gnade ſchenke, von vorneherein zum Laſter beſtimmt ſeien; die letzte folgert daraus, daß Chriſtus ſich nur für die von Gott Erkorenen am Kreuze geopfert habe. Der Papſt befragt die Inquiſition und die Biſchöfe, wie es ſeine Vorgänger ſchon öfters in ähnlichen Streitfällen getan haben. Die Theſen werden verworfen, man dürfe das chriſtliche Erlöſungswerk nicht zu einer Willkürlaune des Schöpfers machen.

*

Auch die Janſeniſten fügen ſich dem Spruch, ſie erklären nämlich, daß dieſe Sätze in dem Werk von Janſen gar nicht enthalten ſeien, daß es ſich hier um eine jeſuitiſche Verzerrung und Entſtellung handle; man könne mit dem Verbot dieſes Manövers nur einverſtanden ſein. Die Patres geraten in wilde Wut, ſie wollen unter allen Umſtänden die

Ächtung der janseniſtiſchen Lehren erzwingen. Die Unfehlbarkeit des Papſtes ſoll nicht nur über Lehrmeinungen richten können, ſondern auch Annahmen als Tatſachen feſtlegen. Es ſtellt ſich nämlich heraus, daß man in Rom die dickleibigen Folianten des Cornelius Janſen gar nicht geleſen hat. Kann der Papſt die ihm vorgelegten Theſen auch dann zum Gedankeninhalt des Janſenſchen Werkes ſtempeln, wenn ſie von dem Verfaſſer gar nicht vertreten ſind? Er kann es, verſichern die Jeſuiten, und ſie bewegen die Kurie, dieſen unbegreiflichen Standpunkt ernſtlich einzunehmen. Anſtatt nun endlich nachzuprüfen, was Janſen ſchwarz auf weiß behauptet hat, ſchickt der Papſt einen Erlaß, der allen Perſonen geiſtlichen Standes befiehlt, ein Formular zu unterzeichnen, in dem es heißt: „Ich verurteile mit Herz und Mund dieſe fünf Sätze, die in dem Auguſtinuskommentar von Cornelius Janſen ſtehen."

Der König empfindet dieſen Parteienzwiſt, der bis in ſeine fröhlichen Gemächer flutet, als läſtig und ſtörend. So gleichgültig ihm die Sache auch iſt, ſo albern ihm der Handel erſcheint, er will Frieden haben und verordnet daher die ſtrikte Durchführung des römiſchen Mandats. Wer ſich weigert, ſoll unter dem Druck der Schikanen mürbe werden. Schließlich unterſchreiben die einen mit philoſophiſchem Vorbehalt, die andern wandern in den Kerker der Baſtille. Gegen das rebelliſche Nonnenkloſter von Port Royal läßt der Präfekt Truppen aufbieten, die Abtei wird geräumt, die Nonnen, die ſich aufs heftigſte ſträuben, werden auf Karren gebunden und in Klöſter verſchleppt, die unter jeſuitiſcher Obhut ſtehen. Voltaire, der ſpäter eine ironiſche Geſchichte von Port Royal geſchrieben hat, meint dazu: „Was war hier närriſcher? Die Zumutung, die Kloſterſchweſtern ſollten durch ihre Unterſchrift beeiden, in einem ledernen Lateinbuche ſeien fünf dunkle Sätze aufgeſtellt, — oder der tolle Widerſtand dieſer Jungfrauen?"

Die Jesuiten sind nur die scheinbaren Sieger, sie haben sich zu viele Blößen gegeben, die von ihren Gegnern höhnisch belichtet werden. Auf jansenistischer Seite kämpft Blaise Pascal, der feinste und schärfste Geist jener Zeit, den seine augustinische Frömmigkeit nicht hindert, den jesuitischen Feind mit ätzender Witzlauge zu übergießen. „Hatte man die Jesuiten", urteilt Voltaire, „bisher nur verhaßt gemacht, so tat Pascal viel mehr, indem er sie lächerlich machte." In erdichteten Gesprächen zwischen einem Jesuiten und einem Jansenisten, die als „Provinzialbriefe" anonym erscheinen und bald das ganze Land aufregen, legt Pascal dem Ordensmann das zynische Bekenntnis doppelter Auffassung in den Mund. Die Willensfreiheit sei die Freiheit zu sündigen und auch die Sünden zu vertuschen. Der Beichtvater müsse alle die Werke für gut erklären, die der Partei der Patres einen Vorteil bei Hofe eintrügen. Der Ehebruch sei entschuldbar und nützlich, wenn die Frau dem kirchentreuen Geliebten eine ketzerische Verirrung ihres Gatten enthülle, der nun überwacht werden könne. Durch solche pointierte Übertreibung der jesuitischen Lehren werden die spottlustigen Franzosen leicht in geistige Wallung gebracht. Nun hat sogar ein echter Jesuit in einer unvorsichtigen Schrift wirklich gesagt, man brauche nur häufig zur Kommunion zu gehen, wenn man häufig sündigen wolle, dann sei die fromme Ordnung wiederhergestellt. Pascal scheint also noch nicht einmal allzu stark aufgetragen zu haben.

Auch die Wunderheilungen, die im Kloster Port Royal zur plötzlichen Genesung kranker Mädchen geführt hatten, wirken in der Volksseele noch immer nach. Voltaire berichtet, die Jesuiten hätten sogleich versucht, auch in ihren Anstalten Wunder zu tun, „doch sie konnten ihre Wunder nicht durchsetzen, denn damals waren nur die Wunder der Jansenisten in Mode".

Als die Tore des Klosterhofes behördlich versiegelt wer-

den, heftet jemand die Inſchrift an: „Im Namen des Königs! Es wird dem Herrgott unterſagt, hier Wunder zu tun.“ Die janſeniſtiſche Strömung war durch die Gewaltakte nur in unterirdiſche Kanäle abgelenkt worden, ſie kommt wieder zum Vorſchein, ſobald die Angelegenheit bei Papſt und König in Vergeſſenheit gerät. Langſam bevölkert ſich wieder die Abtei von Port Royal. Nach zwei Jahrzehnten bricht die Fehde um die berüchtigten fünf Sätze von neuem los. In dem gelehrten Oratorianermönch Quesnel iſt den Janſeniſten ein überlegener Führer erſtanden und den Jeſuiten ein biſſiger Feind. Durch ſeine Evangelienüberſetzung führt er ſeiner Sache viele neue Anhänger zu. Zwar vermögen die Jeſuiten den König dahin zu bringen, daß er Quesnels Werke für ſtaatsgefährlich erklärt und den Schriftſteller ins Gefängnis wirft, aber bei den akademiſchen Kontroverſen zieht die Partei der Hofbeichtiger den kürzeren. Wieder greift auf ihr Betreiben der Papſt ein, und Port Royal wird in einer Bulle als „Ketzerhölle“ beſchimpft. Die Schergen verwüſten das Kloſter und reißen ſogar die Gräber des Kirchhofs auf, um die toten Janſeniſten in ungeweihter Erde auf einen Haufen zu werfen. Der Volkshaß gegen die Jeſuiten ſchwillt durch die ſchändliche Tat ſo bedrohlich an, daß ſie ſich ohne bewaffneten Büttel nicht auf die Straßen trauen.

*

König Ludwig zeigt ſich inzwiſchen den jeſuitiſchen Einflüſterungen immer offenkundiger ergeben; der alternde Herrſcher verliert allmählich in religiöſen Dingen ſein autokratiſches Bewußtſein mehr und mehr. Die Beichtväter hatten ſeine Natur ganz richtig eingeſchätzt, wenn ſie annahmen, er werde in vorgerückten Jahren ſeine Weltluſt durch ängſtlichen Bußeifer ſühnen. Sie ſelber ſuchen ihm jetzt eine Mätreſſe aus, die ihn in ſeiner chriſtlichen Reue beſtärken

ſoll. Daß ſich galante Damen häufig in alte Betſchweſtern verwandeln, iſt ihnen nicht unbekannt; in der Frau von Maintenon haben ſie die verblühende Schöne gefunden, die den entnervten Mann durch häusliche Gemütlichkeit und durch fromme Betgemeinſchaft feſſeln ſoll. Ohne Puder und Perücke, ohne Prunkrock und ſonſtige Glanzſtaffage wirkt der Sonnenkönig nur noch wie eine Ruine, er leidet an Gicht, an Geſchwüren und Atemnot, nächtliche Zwangsvorſtellungen rauben ihm den Schlaf. Sein majeſtätiſcher Nimbus wird nur durch mühſelige Maskierung aufrechterhalten.

Frau von Maintenon gibt ſich als züchtige Frömmlerin, ſie ſitzt dem müden König im Seſſel gegenüber und lieſt ihm aus den Gebetbüchern vor, bis er entſchlummert. Kommen die Miniſter und Hofprieſter mit ihren Geſchäftsanliegen, ſo bleibt ſie dabei, den Blick auf ihre Stickarbeit gerichtet. Aber es entgeht ihr kein Wort, und wenn der Alte ſich nicht zu entſchließen vermag, wird ſie ſchon hinterher die Sache ins reine bringen. Der Beichtvater La Chaiſe muß ſie ſogar oft genug zur Mäßigung mahnen, ſie würde am liebſten den ganzen Hof in ein Kloſter verwandeln. Die rauſchenden Schauſtellungen gehören aber auch zum ſtaatspolitiſchen Stil, und die Jeſuiten finden es zweckmäßiger, wenn die Geheimſphäre ihrer Macht tief hinter der phantaſtiſchen Leuchtkraft der Repräſentationskuliſſen verborgen bleibt.

Die Wendung des Königs zur klerikalen Unduldſamkeit bekundet ſich in der Aufhebung jenes Ediktes von Nantes, in dem einſt der klügere Heinrich IV. den Proteſtanten Religionsfreiheit verliehen hatte. Unter dem Vorwande, zweierlei Religion ſei für die franzöſiſche Einheit nicht tragbar, ſetzt nun eine neue Welle von Glaubensverfolgungen ein, deren Brutalität ſogar noch die früheren Ausſchreitungen übertrifft. Seit hundert Jahren hatte

Frankreich konfessionellen Frieden gehabt und in dieser Zeit einen riesigen politischen und kulturellen Aufstieg erlebt. Es gab also für den neuen Religionskrieg nur einen Grund, den jesuitischen Fanatismus, dessen mörderische Hetze sogleich wieder losbrach, als die Umgarnung des erschlaffenden Königs gelungen war.

Die „Dragonaden", die Streifzüge der königlichen Dragoner unter Teilnahme der Patres, stürzen das Land in die blutigsten Wirren. Der Weihwedel weist der Mordwaffe die Richtung. Durch die Zwangsbekehrung mit Feuer und Schwert werden Tausende stiller, glücklicher Ortschaften in Trümmer gelegt, fleißige Gewerbetreibende ins Exil gejagt, die Familien zerstört, die kleinen Kinder den Müttern entrissen, Massenerschießungen der Unglücklichen in ihren Waldverstecken sind keine Seltenheit. Marschall Vauban, der kluge Organisator der französischen Staatskraft, macht in grollender Kritik die Verlustrechnung auf: Frankreich ist um vierhunderttausend Einwohner und sechzig Millionen Franken ärmer geworden, die Flotten der Feinde sind um neuntausend gute Matrosen, die gegnerischen Heere um zwölftausend vorzügliche Soldaten vermehrt. Denn das Ausland, vor allem die Holländer, Engländer und Deutschen, nimmt die handwerklich und kriegerisch besonders tüchtigen Hugenotten mit Freuden auf. In der südfranzösischen Cevennenlandschaft tobt ein jahrelanger Guerillakrieg zwischen dem Militär und den „Camisarden", den hugenottischen Selbstschutzverbänden; Tiecks Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen" gibt ein schaurig anschauliches Bild von den Leidenschaften und Greueln, die diese idyllischen Gebirgstäler in Stätten des Schreckens verwandeln. Die Jesuiten verstehen sich gut genug auf schlaue Heuchelei, um die grausamen Ausbrüche öffentlich zu beklagen und sogar für die Opfer ihrer Aufreizungen zu beten. Sie schieben jetzt die Schuld auf ihr Werkzeug, die Frau von Maintenon, sie habe den König

zu den grimmigen Maßnahmen bewogen, während die Patres angeblich zum „Weg der Güte" geraten hätten.

*

Ludwigs letzter Beichtvater ist der finstere Le Tellier, der sich die endgültige Ausrottung der jansenistischen Ketzerei zum Ziele gesetzt hat. Der König, jetzt ganz im Banne bigotten Wahns, bittet den Papst um eine feierliche Verfluchung jener Erbauungsliteratur, die durch Quesnels schriftstellerische Tätigkeit in Paris zur begehrtesten Lektüre geworden ist. Doch den päpstlichen Eiferern passiert dabei ein böses Mißgeschick; in der langen Reihe der Sätze, gegen die das Anathema geschleudert wird, sind einige wörtlich der Bibel entlehnt, was den römischen Schriftgelehrten entgangen war. Als die Jansenisten die Tatsache ans Licht bringen, empören sich auch die bisher außerhalb des Streites stehenden französischen Geistlichen. Es kommt zu Sturmszenen auf einem Landeskonzil. Da aber Papst und König jetzt in dieser Sache verbündet sind, wird es den Jesuitenanhängern möglich, dem offensichtlichen Unsinn der Bulle Geltung zu verschaffen. Auf die Häupter der Widerspenstigen regnet es lettres de cachet, jene Haftbefehle aus königlicher Willkür; mehr als zehntausend katholische Jesuitengegner füllen die Staatskerker Frankreichs. Die bedrängten Jansenisten greifen wieder zur Wunderpropaganda, sie ziehen mit ihrer Monstranz durch die Straßen, und die Kranken melden sich sogleich gesund. Bußprediger und Geißler treten vor den Kirchen auf und verkünden ihre Gesichte, die Berührung ihrer Marterwunden soll das letzte Gnadenheil bringen.

*

Mit einem Schlage ist das alles aus und wie weggeblasen; den alten Ludwig hat nun endlich der ungeduldige Satan

geholt, wie die Janseniſten ſagen. Der Regent Philipp von Orleans, der für den kleinen Urenkel die Herrſchaft führt, beſchränkt ſich auf die Rolle eines zyniſchen Lebemannes, der nach ſeinen eignen Worten den Bordellen vor den Kapellen den Vorzug gibt. Jeſuiten, Janseniſten und Hugenotten mögen anbeten, was ſie wollen. Nur bei Hofe ſind alle Pfaffen durchaus unerwünſcht. Tatſächlich erreicht dieſer gottloſe Schwelger und Spötter, was keinem geiſtlichen Zeloten gelungen war; der Religionsfriede iſt plötzlich da, denn es lohnt ſich jetzt nicht mehr, den Andersgläubigen niederzuſchreien oder beim Staat zu verklagen, die religiöſen Streitereien hören einfach auf, geſellſchaftliche Mode zu ſein. Der böſe Beichtvater Tellier wird vom Hofe verwieſen, und der Kardinal-Erzbiſchof Noailles entzieht, vom Regenten dabei mit höhniſcher Freude unterſtützt, den ihm längſt unbequemen Jeſuiten überhaupt die Erlaubnis zum Beichtehören.

Unter Ludwig XV. erhält der Verſailler Hof wieder einen feſtlichen Schimmer wie in des Sonnenkönigs hellſten Tagen. Das Mätreſſenweſen iſt höfiſche Sitte oder Unſitte geblieben, und der König gibt ſich dieſer angenehmen Tradition mit Begeiſterung hin. Auch die jeſuitiſchen Beichtväter bieten ſich wieder als hilfreiche Wegweiſer in den Himmel an. Auch ſie möchte der König nicht entbehren, er leidet häufig an Katzenjammer und macht ſich dann düſtere Sorgen um ſein Seelenheil. Da er langſamen Geiſtes iſt, flüchtet er um ſo lieber in die jeſuitiſche Tröſtung, wo ſich dem frommen Gemüte alles ſo einfach klärt. Doch die Patres ſind nicht mehr ſo großzügig bei der Vergebung der Ehebrüche, man hat ihnen in der katholiſchen Welt deswegen überall Laxheit vorgeworfen. Das freie Liebesleben am franzöſiſchen Hofe iſt ja längſt ſchon bei den kleinſten europäiſchen Potentaten das bewunderte Vorbild einer vornehmen Lebensführung geworden; und die römiſche Kirche

sieht mit Sorge das christliche Sittengesetz in den feurigen amourösen Launen der Fürsten dahinschmelzen. Darum sollen und wollen die Jesuiten in Frankreich jetzt wieder die „sexuelle Ordnung im Sinne des heiligen Sakramentes" erneuern.

Die Stimmungswünsche des Königs schwanken zwischen Sinnengelüst und gläubiger Zerknirschung durch die Jahrzehnte. Fühlt er sich frisch und munter, so stehen die Geliebten seinem Herzen am nächsten. Befällt ihn aber ein Unwohlsein, und das kommt bei diesem Leben voller Vergnügungsstrapazen häufig vor, dann lechzt er nach beichtväterlichem Zuspruch, nach frommer Entsühnung. Die Patres haben ihm die Höllenqualen im Jenseits mit ganz fürchterlichen Schreckbildern ausgemalt, und er glaubt an die Nöte in der Verdammnis wie an ein schlimmstes körperliches Übel. Seine Jesuiten stellen ihm vor, es lohne sich doch nicht, das bißchen Sinnenkitzel mit der ewigen Marter zu bezahlen. Als er auf einer Reise mit schwerem Fieber daniederliegt und Todesgedanken ihn beschleichen, will ihm der Beichtvater das letzte Sakrament nicht reichen, solange die ihn begleitende Mätresse bei ihm weilt. Der König schickt sie sofort nach Paris zurück und empfängt nun die Absolution. Aber kaum ist er wieder genesen, da läßt er schon einen Boten hinter ihr hereilen, der sie wieder ins Hoflager rufen soll.

Zu seinem Minister Choiseul äußert der Herrscher einmal allen Ernstes, Gott werde es wohl nicht gleich bemerken, wenn er sich noch ein weiteres Liebchen anschaffen würde, denn es gäbe ja bei Hofe so viele wechselnde Liaisons, daß man im Himmel nicht jede einzelne Affäre genau unterscheiden könne. Aber dem jesuitischen Aufpasser entgehe nichts, entgegnet der Minister ironisch belustigt. Vor der nächsten Osterkommunion könne er ja der Dame wieder den Abschied geben, dann sei die Sünde nicht mehr so schwer.

wiegend, grübelt der König weiter. Man bedenke: dieser Ludwig XV. ist ein Zeitgenosse Voltaires, er steht an der Spitze der Nation, die in diesen Jahrzehnten dem Geiste der Aufklärung die Kulturwelt erobert. Aber die Jesuiten suchen den König von Frankreich in einen Vorstellungskreis zu ketten, der auch in einer weit rückwärtigen, altkirchlich bestimmten Epoche naiver Unfug wäre. Wenn der kritische Voltaire voraussagt, die französischen Könige gefährdeten sich durch ihre geistige Ahnungslosigkeit mehr als durch ihre Verschwendung, so ist das den jesuitischen Seligmachern und Heilswaltern ins Stammbuch geschrieben.

*

Der moralische Zorn der Patres richtet sich immer heftiger gegen die Marquise von Pompadour, die es meisterlich verstanden hat, ihre Mätressenstellung zu einer großen diplomatischen Weltrolle zu erweitern. Die lebenskluge Pompadour will den Jesuiten gar nicht im Wege sein, sie buhlt sogar um deren Gunst, doch die Beichtväter tun, als sei sie geradezu die Inkarnation der Sünde. Um diese geschickte Frau vom Hof zu entfernen, die sie wegen ihres politischen Verstandes hassen, wenden sie alle Druckmittel an, die ihnen das Beichtamt bietet. Die Marquise soll für einen Monat ins Kloster gehen, damit der König derweilen in Ruhe zur Beichte vorbereitet oder mit andern Worten zu ihrem Sturze gedrängt werden könne. Als dieser Anschlag fehlgeht, verlangen sie ihre Rückkehr zu ihrem früheren Gatten; doch der Kavalier verzichtet, und die gedemütigte Madame de Pompadour erhält deshalb auch nicht die erbetene Absolution, deren sie schon aus gesellschaftlichen Gründen bedürftig ist, weil die Beichte ja mit zum Zeremoniell eines katholischen Hofes gehört.

Zuletzt spielen ihr die Patres einen Streich, der sie durch eine pikante Lächerlichkeit unmöglich machen soll. Sie stellen

ihr die Sündenvergebung in Aussicht, wenn sie die Treppe umbauen läßt, die ihre Wohngemächer im Schlosse mit denen des Königs verbindet. Sie geht wohl oder übel darauf ein, und nun mündet die Treppe nicht mehr in ihr Schlafzimmer, sondern in ihren Salon. Die Hofleute amüsieren sich wirklich königlich, besonders als sie erfahren, daß die Pompadour auch damit genasführt ist, weil ihr der Hofbeichtiger nach wie vor die Kommunion verweigert. Da entschließt sich Madame, die Hofetikette einfach zu durchbrechen, sie fährt in die Stadt zu einem ganz gewöhnlichen Weltpriester, der sie ohne Umstände absolviert. Und das war gewissermaßen das Ei des Kolumbus. Man sagt jetzt bei Hofe: Wozu brauchen wir eigentlich diese eingebildeten, heuchlerischen Jesuiten! Die Notwehr der Pompadour hat den Beichtnimbus der Truppe Jesu, die wichtigste und fast schon letzte Quelle ihrer höfischen Macht zerstört. Noch ahnen die Patres freilich nichts davon, daß die französische Regierung bereits heimlich die Bestrebungen anderer großer Höfe unterstützt, die auf die völlige Vernichtung des Jesuitenordens hinzielen.

Hundert Jahre deutſcher Glaubenskrieg

Der erſte Jeſuit, der über die Alpen nach Deutſchland kommt, iſt Peter Faber, der ſavoyardiſche Hirtenknabe und älteſte Pariſer Gefolgsmann des Ordensſtifters. Loyola hat ihn wegen ſeiner bäuerlichen Derbheit und ſeiner trockenen wiſſenſchaftlichen Tiefgründigkeit gen Norden geſchickt, denn dieſe Eigenſchaften ſcheinen ihm auch die hervorſtechenden Züge der Deutſchen zu ſein. Von dem innern Reichtum der deutſchen Seele ahnen die romaniſchen Ordensleute noch nichts, ſie halten die deutſche Reformation nur für eine grobe Aufſäſſigkeit von eigenſinnigen Mönchsgelehrten und habgierigem Hochadel. Faber wohnt den Religionsgeſprächen zu Worms und Regensburg bei. Mit Entſetzen gewahrt er, daß die Evangeliſchen nicht eine kleine Ketzerſekte, ſondern die beherrſchende Reichspartei bilden, während ſich die Papſtkirche in matter Abwehr auf dem Rückzug befindet. Der hohe Klerus ſucht durch Verhandlungen zu retten, was ſich noch äußerlich retten läßt, aber die innere Glaubenskraft des römiſchen Kultes ſcheint hier völlig gebrochen zu ſein.

Deutſchland für die alte Kirche zurückzugewinnen, ſollte die heiligſte und dringendſte Aufgabe des jungen Ordens werden, ſo berichtet Faber in Rom, und Loyola ſtimmt zu, ohne freilich das Weſen der deutſchen Kulturrevolution zu begreifen. Und die Jeſuiten wurden für ein volles Jahr-

hundert das deutsche Verhängnis. In keinem andern Lande haben sie die Schicksalsentwicklung so tiefgehend beeinflußt, obwohl der jesuitische Geist dem Deutschtum immer in der Artung zuinnerst entgegenwirkte. Der Orden wurde für Deutschland zum gefährlichen Fieberherd, er brachte der Nation Erkrankungen auf Tod und Leben und hinterließ den späteren deutschen Geschlechtern die schmerzlichsten Stacheln geschichtlicher Erinnerung. Mit beißender Richtigkeit sagt ein deutscher Historiker des 19. Jahrhunderts: „Der bleierne Vogel, der während Pamplonas Belagerung durch die Franzosen im Jahre 1521 den spanischen Edelmann Don Iñigo nur verwundete, war einer der verhängnisvollsten, der je von eines Schützen Hand entsendet wurde. Hätte er ihn diesem irdischen Jammertale entrückt oder ihn gänzlich verschont, beides wäre eine Wohltat für die Menschheit und für Deutschland gewesen. Im letzteren Falle würde er höchstens als tapferer spanischer Hauptmann glänzen ... Unglücklicherweise wurden ihm, während den Kriegsuntauglichen seine Wunden ans Krankenlager fesselten, Heiligengeschichten zur Unterhaltung gegeben."

Die Jesuiten haben in der Tat in deutschen Landen wie ein böser Zufall von außen gewirkt, nicht wie eine unumgängliche innere Vorsehung. Auch ihre bleibenden Teilerfolge bieten ein ganz willkürliches Bild, denn es ist auf keine Weise einzusehen, warum etwa die Düsseldorfer ein anderes Gottbekenntnis als die Kölner haben müßten. Die Geschichte der Jesuiten in Deutschland beschreibt wohl diese wirren kirchenpolitischen und kulturkämpferischen Wege, aber sie erweist dieses Geschehen keineswegs als innere Zwangsläufigkeit.

*

Die jesuitischen Intrigen auf deutschem Boden setzen mit dem Augsburger Interim im Jahre 1548 ein. Kaiser Karl V

hat die proteſtantiſchen Fürſten vorläufig beſiegt, und ein halbrömiſches Glaubensgemiſch ſoll einſtweilen in Deutſchland von Amts wegen als Religion gelten. Die Unklarheit der Situation ermuntert die Truppe Jeſu zu ihren erſten deutſchen Unternehmungen. Obwohl ſie ſämtlich Landfremde ſind und noch kaum die deutſche Sprache beherrſchen, wollen ſie ſogleich die Ausbildung der katholiſchen Geiſtlichen in ihre Hand bringen.

Die beiden großen deutſchen Territorialfürſten, die ſich noch zum römiſchen Kultus bekennen, ſind der Habsburger Ferdinand in den öſterreichiſch-böhmiſchen Kronländern und der Bayernherzog Wilhelm IV. Sie ſind auch faſt ſchon die einzigen noch katholiſch gerichteten Potentaten; auch in den geiſtlichen Kurfürſtentümern am Rhein ſind die Stimmungen und Machtverhältniſſe ſchon ſchwankend geworden. Loyola erkennt ſtrategiſch ganz richtig, daß Köln, München und Wien die Zentren der Jeſuitenarbeit in Deutſchland werden müßten, und dieſe Städte blieben ja auch bis in die Gegenwart hinein die Mittelpunkte katholiſchen Lebens.

Peter Faber geht an den Rhein, wo die Nähe der ſpaniſchen Niederlande einen katholiſchen Rückhalt bietet. Der proteſtantiſch geſinnte Kölner Erzbiſchof iſt von den kaiſerlichen Truppen vertrieben; die leichtherzige, weltfrohe Bevölkerung fürchtet die Spanier und iſt in Glaubensdingen läſſiger als anderswo. Hier ſetzt Faber mit ſeiner Bekehrung ein. Als Exerzitienmeiſter erſchreckt er die unſichern Herzen mit der furchtbaren Ausmalung der Höllenſtrafen und bildet wieder leidenſchaftlich entflammte Gemeinden der alten Kirche. Er ſammelt die verſtreuten Prieſterzöglinge zu einem römiſchen Studentenbund, in dem der Geiſt der jeſuitiſchen Ordensanfänge nun auch hier lebendig wird. Schon vorher hat Faber einen jungen Gelehrten aus dem holländiſchen Nymwegen gewonnen, der zu den beſten Hoff-

nungen berechtigt, Peter Canis, genannt Caniſius, einen Mann von geſchmeidiger Kraft, phantaſievoll und propagandiſtiſch geſchickt, den ſie ſpäter den deutſchen „Antiluther" nennen.

In Bayern macht der verträgliche Herzog gleich mit den erſten Patres ſchlechte Erfahrungen, ſie hetzen gegen das Interim, das den Reichsfrieden anbahnen ſoll, und das geplante Jeſuitenkolleg kommt vorerſt nicht zuſtande. Aber inzwiſchen öffnet ſich in Wien ein pädagogiſches Arbeitsfeld, denn es gibt in Öſterreich keinen Klerikernachwuchs mehr. Der franzöſiſche Loyolajünger Lejay begründet eine Unterrichtsanſtalt für angehende Theologen und ſchmeichelt ſich in das Vertrauen König Ferdinands ein, der ihn zum Biſchof von Wien zu machen wünſcht. Der Pater ſchützt, von Loyola gezwungen, ſeine Demut als Grund für die Ablehnung vor. Der Ordensgeneral hat nämlich eben verfügt, daß die Mitglieder ſeiner Truppe niemals ein hohes Kirchenamt annehmen dürfen, denn das vertrüge ſich nicht mit dem Gehorſam, den ſie in erſter Linie dem Haupte des Ordens ſchuldet. So entziehen ſich die Jeſuiten von vornherein aller Verantwortung für die Diözeſen, ſie wollen immer nur ein unſichtbares kirchliches Nebenregiment ausüben, niemals aber die bodenſtändigen Intereſſen des Sprengels behüten.

*

Inzwiſchen kommt 1555 der Augsburger Religionsfriede zuſtande, in dem der Kaiſer, der wieder vor der Proteſtantenmacht zurückweichen mußte, die Freiheit des lutheriſchen Bekenntniſſes verbrieft. Das iſt natürlich nicht nach dem Herzen der Jeſuiten, ſie erheben in Süddeutſchland lärmenden Widerſpruch. Kaiſer Karl läßt den heftigen Pater Bobadilla, der in Bayern gegen den Frieden hetzt, verhaften und nach Italien zurückſchaffen. Die andern fangen es ſchlauer und heimlicher an; ſie verbreiten, der neue Bayern-

herzog Albrecht V., der ſeinem Vater Wilhelm gefolgt iſt, habe zu dem ſchimpflichen Kirchenfrieden geraten. Als Vermittler tritt jetzt der junge, wendige Caniſius in Erſcheinung, er beſtimmt den Herzog, durch Übergabe der Ingolſtädter Hochſchule an den Orden den Verdacht ſeiner katholiſchen Läſſigkeit abzutun. Das Manöver gelingt, und der Orden hat nun im Süden des Reiches feſten Fuß gefaßt, er richtet im bayriſchen Herzogsgebiet ſeine Bollwerke auf, um von dort nach Schwaben und Franken weiterzuſtoßen. Der dankbare Loyola ernennt noch kurz vor ſeinem Tode Caniſius zum deutſchen Provinzial; das Vorſpiel zur Rückeroberung Deutſchlands iſt damit beendet.

*

Caniſius hat richtig erkannt, daß die evangeliſchen Kirchen ihre Lehrerfolge in der Volksbreite vor allem dem Katechismus verdanken, den Luthers plaſtiſche Wortkraft geſchaffen hat. Das wichtigſte techniſche Werbemittel der Reformationsbewegung war die Druckerpreſſe geweſen; die Wittenberger Flugſchriften hatten das neue Bekenntnis durch die Lande gewirbelt. Der jeſuitiſche Gegenreformator macht ſich nun ebenfalls an die publiziſtiſche Arbeit, die bisher in der katholiſchen Seelſorge noch keine volkstümliche Rolle geſpielt hatte. „Inbegriff der chriſtlichen Lehre" nennt Caniſius ſeinen katholiſchen Katechismus, in dem er den Segen der „guten Werke" beſonders hervorhebt; von ſolchen Werken will ja der römiſche Kampforden zu allermeiſt profitieren. Der Kaiſer ſelber ſchreibt dem „Inbegriff" ein empfehlendes Vorwort, das Buch wird von allen deutſchkatholiſchen Fürſten als Leitfaden eingeführt, es ſoll die „heilige Milch für die Jugend" ſein. Bald wird es in alle Weltſprachen überſetzt und wandert im jeſuitiſchen Miſſionsgepäck bis ins ferne Aſien und Amerika.

Für die Schulpropaganda des Ordens, der die huma-

niſtiſch-weltlichen Lateingymnaſien überall zu verdrängen ſucht, iſt Caniſius' lateiniſche Grammatik bezeichnend. In die Lehrtexte der alten Sprache werden katholiſche Gebete auf deutſch eingeflochten, und zwar ſo, daß die deutſchen Formulierungen eine Art Eſelsbrücke zu den lateiniſchen Wendungen darſtellen. Der Schüler wird alſo gerade, wenn er ſich's bequem machen will, in den religiöſen Bann gezogen. Auch ein „Mahn- und Erbauungsbuch für Fürſten" arbeitet Caniſius mit liſtiger Geſchicklichkeit aus. Die Herrſcher ſollen bei allen ihren Morgen- und Abendgebeten Gott darum bitten, daß er auch ihre abtrünnigen Standesgenoſſen zum wahren Glauben zurückbringe. Dieſer Fürſtenſpiegel hat auf die junge Prinzengeneration in öſterreich und Bayern recht unheilvoll eingewirkt, er wurde das tägliche Brevier der beiden Herrſcher, die den großen Krieg in Deutſchland entfeſſelten. Auf Betreiben des organiſatoriſch unermüdlichen Caniſius wird in Rom das jeſuitiſche Collegium Germanicum gegründet, eine Ausbildungsanſtalt für begabte deutſche Jünglinge von fünfzehn bis zwanzig Jahren, die für die Ketzerbekämpfung in Deutſchland beſonders dreſſiert und der Seele ihres Volkes planmäßig entfremdet werden. Aus dieſem ſcheinbar nationalen, in Wahrheit den deutſchen Bürgerkrieg vorbereitenden Inſtitut iſt der berüchtigte Fürſtbiſchof von Würzburg, Echter von Meſpelsbrunn, hervorgegangen, der das kulturell ſo reich blühende Franken in eine ſcholaſtiſche Exerzitienanſtalt und einen Geſpenſterwald des Aberglaubens umwandelte.

Die ſüddeutſchen Biſchöfe ſtehen zunächſt den jeſuitiſchen „Reformen" innerlich ablehnend gegenüber, ebenſo wie auch die Magiſtrate und das Kirchenvolk. Der geſunde Inſtinkt der gebildeten und der handwerkerlichen Schichten wehrt ſich gegen die Schleichereien der „ſpaniſchen Prieſter", die ſchon in Trient gegen alle deutſchen Erneuerungswünſche mit reaktionärer Entſchiedenheit aufgetreten ſind. Ihre Stütze

sind anfangs nur der bayrische Hof und als bischöfliche Ausnahme der ehrgeizige Otto Truchseß von Augsburg, der den fremden Patres seine neue Universität Dillingen zur Verfügung stellt, die bald zur Musteranstalt für unduldsame Lehrscholastik wird. Im herzoglichen Bayern suchen die Patres die Verwaltung unter ihren Einfluß zu bringen, um sich reichen Landbesitz, geräumige Häuser und Gelder für Kirchenbauten zu sichern. Es gäbe hier, klagen sie, viel mehr Wirtshäuser als Gotteshäuser, und auf den Pfarren träfe man mehr uneheliche Pfarrkinder als Erbauungsschriften an. Gewiß, die Jesuiten prägen dem gemütlichen Bajuwarenlande manche strengeren Formen auf, das Leben bekommt eine krampfhaft starre Decke, und der Hof bemäntelt jetzt die Freude am Spieltrubel und am „vollen Zapfen" mit bigotter Frömmelei.

Als Wilhelm V. 1579 seinem Vater Albrecht folgt, gelingt es den Jesuiten, als herzogliche Hofbeichtiger die heimliche Leitung des Landes an sich zu reißen. Wilhelms Beichtvater, der hoffärtige Mengin, hat die Herzogin zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht, er verfügt jetzt über alle kulturellen Aufwendungen und Gnadenbeweise. Aber die Kassen sind leer, das Herrscherhaus ist den Untertanen schwer verschuldet, die „Reformen" der Jesuiten, ihr maßloser Aufwand für kirchliche Repräsentationszwecke haben alles verschlungen. Da stellen sich die Patres, um die Hofschatulle zu entlasten, auf die Kanzeln und verkünden heuchlerisch, alles Zinsennehmen sei sündhafter Wucher und schon von den Kirchenvätern verdammt. Damit niemand Schaden an seiner Seele leide, werde der Herzog für die Anleihen keine Zinsen mehr bezahlen. Doch damit ist die Bevölkerung keineswegs einverstanden, der Unwille macht sich stürmisch Luft, zumal der Orden sich gerade jetzt in München eine Prunkkirche baut, die mit den großartigsten spanischen und römischen Vorbildern wetteifern soll. Diese Art von „guten

Werken" wird offen als die ſchlimmſte Auswucherung bezeichnet. Und die geſchäftstüchtige Kanzelpfäfferei verſagt, die Zinſen müſſen weiterbezahlt werden. Die Kirchenbauten werden freilich weitergeführt, die Güter und Studienhäuſer des Ordens mehren ſich von Jahr zu Jahr; die Patres überziehen das Land mit immer dichterem Netz, die „ſpaniſchen Burgen" nennt das Volk ihre Niederlaſſungen.

*

Der geſchäftige Caniſius und ſeine Trabanten haben unterdeſſen auch den deutſchen Nordweſten mit ihrer Reformarbeit heimgeſucht. In Weſtfalen hatte ſich das blutkräftige Bürgertum von ſeinem verderbten biſchöflichen Landesherrn abgewandt und evangeliſche Paſtoren eingeſetzt. Seit ein blindergebener Freund der Jeſuiten den Biſchofsſitz von Paderborn erklommen hat, ſuchen die Patres hier die Macht des Krummſtabes wieder zu feſtigen. Als „Jeſuwider" werden ſie vor den Kirchentüren begrüßt, das übermütige Volk ſpielt den Schwarzkutten allerhand Narrenspoſſen.

Sie tragen das mit ingrimmiger Geduld und ſtreuen, als ſie mit den örtlichen Zuſtänden vertraut ſind, aufregende Gerüchte aus. Dort hat eine Proteſtantin ein mißgeſtaltetes Kind zur Welt gebracht, und einem ketzeriſchen Ratsherrn iſt das Vieh an der Seuche krepiert. Sollten das nicht göttliche Strafen ſein? Aber ein anderer, der zum alleinſeligmachenden Glauben zurückkehrte, hat Gnade gefunden, ſein Hausſtand gedeiht, ſeine Tochter wurde geſund. An den katholiſchen Feſttagen veranſtalten die Jeſuiten prunkvolle Aufzüge; auf der Schauwieſe ſtellen ſie lebende Bilder, für ihre Muſikchöre ſuchen ſie Trompeter und Sänger, ſie verteilen Brezeln und Blutwürſte, und ganz allmählich ſchlägt die Volksſtimmung um. Der Biſchof hilft ein bißchen mit Gewaltakten gegen die proteſtantiſchen Prediger nach, ſie

werden eingekerkert oder des Landes verwiesen. Hier und da gibt es zwar noch eine kleine Revolte, aber die ehrsam spießbürgerliche Protestpolitik ist der pfäffischen List nicht gewachsen. Die Bistümer Paderborn, Hildesheim, Osnabrück und Münster gehen dem Luthertum wieder verloren.

*

Aber die Jesuiten bleiben sich darüber klar, daß ihre norddeutschen Erfolge nicht den Ausschlag geben. Der deutsche Schwerpunkt liegt noch in den Habsburger Landen, auf die kaiserliche Herrscherfamilie kommt es vor allem an. Habsburg und Wittelsbach müssen in der Ketzerbekämpfung eng zusammengehen. Wilhelm V. von Bayern handelt schon streng nach dem Grundsatz, den ihn die Patres gelehrt haben: „Gottes Ehre und das Seelenheil gehen allen weltlichen Rücksichten vor." So denken aber die Habsburger vorläufig durchaus nicht. Sie wollen ihre Erblande keineswegs wie Bayern durch Massenausweisung von Protestanten entvölkern. Auf den katholisch gemäßigten Kaiser Ferdinand I. ist mit Maximilian II. ein verständiger, gerecht denkender Machthaber gefolgt, der die freie Religionsübung des Augsburger Friedens ehrlich gelten läßt und die guten Seiten des protestantischen Kulturlebens anerkennt. Der Orden schickt seine klügsten Diplomaten nach Wien, sie umgarnen die Kaiserin, doch der Kaiser selbst bleibt standhaft; die Jesuiten müssen in Wien, wo sie viele altklösterliche Liegenschaften an sich gerafft hatten, den erschlichenen Raub größtenteils wieder herausgeben.

Als Maximilian leider viel zu früh für die Beruhigung des Donaulandes die Augen schließt, überwiegt in Österreich und Böhmen das evangelische Bekenntnis bei weitem, besonders der Landadel und das Bauerntum halten sich zum neuen Glauben. Nach des Kaisers Tode steigt die Verwirrung in den Kronländern an, wo jetzt mehrere Habsburger-

fürſten mit wechſelnder Religionstaktik nebeneinander regieren. Kaiſer Rudolf II. auf ſeinem Prager Hradſchin iſt ein verſchloſſener, unberechenbarer Sonderling, den die düſtere Erziehung in Spanien verdorben hat. Er will in ſeinem phantaſtiſchen Zeitvertreib nicht geſtört ſein, man kann bei ihm alles erreichen, wenn man ſeine Hofkreaturen zu nehmen weiß. Die Jeſuiten ſind ſelbſtverſtändlich nicht ſchüchtern, ſie gewinnen Rudolfs zahlreiche Buhldirnen durch üppige Geſchenke, die ſich zehnmal bezahlt machen, denn ſie heimſen dafür eine Beſitzverſchreibung nach der andern ein. Daß Rudolf als Führer einer großen katholiſchen Kampfbewegung ebenſowenig wie ſein abenteuernder Bruder Matthias zu brauchen iſt, haben ſie gleich erkannt, und ſo ſuchen ſie nach einem Habsburgerzweig, den ſie in Zukunft an die Spitze des geplanten Gewaltunternehmens ſtellen könnten.

Die ſteiriſche Linie ſcheint ihnen am meiſten geeignet zu ſein, ſie haben den in Graz reſidierenden Erzherzog Karl mit der bayriſchen Prinzeſſin Maria verheiratet, die man nicht zu Unrecht „die Mutter des Dreißigjährigen Krieges" genannt hat. Dieſe Schweſter des Münchener Wilhelm iſt nicht nur eine bis zur Hyſterie verſtiegene Betſchweſter, ſondern auch eine fanatiſch ehrgeizige Herrin und Mutter. Ihr Gatte hat mit den ſchlimmſten Geldnöten zu ringen, ſeine faſt ganz proteſtantiſchen Landſtände bewilligen ihm die Mittel immer ſpärlicher, ſeit die Jeſuiten in Graz agitieren. Notgedrungen muß der Erzherzog ſeinem Generallandtag eine weitgehende Religionsfreiheit verbriefen, ſehr zum Ärger der Gattin, ihrer geliebten Jeſuiten und des ganzen Hofes.

Doch die Patres ſchaffen Rat und Hilfe, ſie holen Subſidiengelder aus Rom herbei, der Orden und die Kirche wollen ſich die Befreiung des Fürſten aus den Fängen der Ketzer etwas koſten laſſen. Der Erzherzog ſoll nicht ver-

pflichtet ſein, den Feinden des heiligen Glaubens das Wort zu halten. Nun werden die evangeliſchen Pfarrer durch jeſuitiſch geſchulte Prieſter erſetzt, das Grazer Jeſuitenkolleg wird zur Landesuniverſität erhoben. Von den Städtern verlangt man einen katholiſchen Bürgereid. Die Bevölkerung murrt, aber ſie leiſtet keinen bewaffneten Widerſtand, obwohl ſie an Machtmitteln der Hofclique unendlich überlegen iſt. Sie behält die evangeliſche Achtung vor der Obrigkeit bei, obwohl das Regiment zu jedem Treuverrat fähig iſt. Karls Gewiſſensſkrupel beendet ein früher Tod, er hinterläßt einen Erbſohn Ferdinand, der vom Vater den hinterhältigen Wankelmut, von der Mutter die bigotte, eitle Leidenſchaft überkommen hat. Sein geringer geiſtiger Horizont und ſeine bald ſcheue, bald aufglühende, aber meiſt heuchleriſch gut verhüllte Weſensart machen ihn zur idealen Monarchenfigur der jeſuitiſchen Drahtzieher. Sie ſorgen dafür, daß er endlich ihr Kriegskaiſer wird.

*

Die Patres bringen ihren Erwählten zur ſorgfältigen Ausbildung nach ihrer bayriſchen Studienhochburg Ingolſtadt. Dort ſitzt in den Vorleſungen neben ihm ſein Vetter Maximilian von Bayern, der Erbe des Herzogtums. Der Bayer neidet dem Erzherzog ſeinen höheren Rang, ſie fühlen ſich als Rivalen und werden miteinander nicht warm. Maximilian iſt klüger, tatkräftiger, von hohen Herrſcherzielen durchdrungen; der junge habsburgiſche Vetter wirkt neben ihm nur als Duckmäuſer. Aber in ihrer heißen Hingabe für die katholiſche Sache ſind ſie ſich gleich. Die Jeſuiten pfropfen die beiden jungen Leute, die einmal als die Hauptträger der römiſchen Macht in Deutſchland zuſammenwirken ſollen, mit ihrer Staatsweisheit voll, deren doppelte Moral ganz auf den beabſichtigten klerikalen Mißbrauch der beiden deutſchen Prinzen zugeſchnitten iſt. Solange ſie der

Kirche gehorsam sein würden, könnten sie mit ihren Völkern nach Gutdünken schalten; als abtrünnige oder im Glauben lässige Fürsten hätten sie hingegen die Treupflicht der Untertanen verwirkt. Darf ein gut katholischer Fürst auch die Ketzer des Nachbarstaates unter seine rechtgläubige Fürsorge bringen?, so fragt der lebhafte, von kühnen Träumen bewegte Maximilian. Ein Kaiser, dem das Seelenheil über alles geht, sollte es ihm mit Freuden gestatten, lächelt der Jesuit.

Bei seiner Heimkehr nach Graz findet Ferdinand die Protestanten wieder im Machtvorteil. „Ich will lieber ein verwüstetes als ein verdammtes Land", ruft der gelehrige Jesuitenschüler. Jetzt werden die letzten evangelischen Lehr- und Kultstätten geschlossen, die Führer der Ketzerbewegung kurzerhand verjagt, die übrigen Lutheraner erhalten eine Gnadenfrist. Schwören sie inzwischen nicht ab, so müssen sie auswandern, und ein Teil ihres Besitzes verfällt dem Staat. Aus diesen beschlagnahmten Werten lassen sich die Jesuiten kräftig dotieren, und die flüssigen Mittel stecken sie in das nächste Bekehrungsunternehmen, das jetzt von Wien aus das österreichische Kernland ins Unglück stürzt. Ihr Wiener Vertrauensmann ist der Bischof Klesl, ein protestantischer Bäckerssohn, dessen robuste Seele die Patres noch rechtzeitig retten konnten, um sich jetzt seiner bei allen üblen Geschäften um so sicherer zu bedienen. Klesl ist ein bis zur Komik ehrsüchtiger Mann, der, auf volkstümliche Biederkeit getarnt, bei den Umtrieben innerhalb des Erzhauses eine dunkle Rolle spielt. Ein unglücklicher Aufstand protestantischer Bauern in Oberösterreich liefert den Vorwand zu einer gewalttätigen Gegenreformation an der Donau. Nur in Böhmen behaupten sich die protestantischen Stände als geschlossene Machtgruppe.

*

Erzherzog Matthias lebt mit seinem kaiserlichen Bruder Rudolf seit langem in Unfrieden; des Kaisers Schrullen sind in der Tat für die andern Familienglieder unerträglich geworden. Dieser Zwist im Hause Habsburg ist die letzte Hoffnung der Protestanten. Auf jesuitisches Betreiben einigt sich die ganze Verwandtschaft auf eine Akte; darin wird der Kaiser wegen „Gemütsblödheit" als Oberhaupt der Familie abgesetzt, und Matthias tritt an seine Stelle. Der leichtsinnige, bedenkenlose Matthias benutzt die Vollmacht, um mit seinen Freunden, den protestantischen Ungarn, Verträge zu schließen, die ihnen volle Religionsfreiheit zusichern. Seither ist Matthias im ganzen evangelischen Lager beliebt und demgemäß den Jesuiten, die ihn vorerst für das kleinere Übel gehalten hatten, zum schwersten Ärgernis geworden. Sie nähern sich wieder dem verwahrlosten Kaiser und hetzen jetzt bei Rudolf in Prag gegen den verhaßten Bruder.

Rudolf will Matthias um die Nachfolge auf dem Kaiserthron bringen und begünstigt auf Vorschlag der Patres den jungen Grazer Ferdinand; und damit scheint der Orden schon einen beträchtlichen Schritt weitergekommen zu sein. Nicht Matthias, sondern der bisher im Reiche noch wenig anerkannte Ferdinand wird als offizieller Vertreter des Kaisers auf den Regensburger Reichstag entsandt. Aber der erzürnte Matthias verfügt über die tatsächliche Macht. Mit einem ungarischen Heere, dem sich die österreichischen Protestanten anschließen, zieht er nach Prag und zwingt den hilflosen Rudolf zum Verzicht auf Ungarn, Österreich und Mähren. Die Jesuiten haben diesen Bruderkampf im Hause Habsburg vorerst verloren, sie müssen warten, bis sie hinter Matthias ihren Ferdinand durchsetzen können, und dazu werden noch viele intrigante Anstrengungen nötig sein.

*

Daß Ferdinand als fürstlicher Glaubenskämpfer bereits auf verdienstliche Leistungen pocht, spornt seinen Vetter

Maximilian zur Nacheiferung an. Aber wo soll er beginnen? Sein eignes Land ist ja längst der Jesuitenfuchtel untertan. Er hat ein stark gerüstetes Kriegsvolk zusammengebracht, das er zum Kummer seiner bedrückten Stände dauernd unter Waffen hält; angeblich ist es gegen die Türken gerichtet, die immer vorgeschützt werden, wenn ein deutscher Landesfürst kriegerische Anschläge auf seinen Nachbarn plant.

Da sich ihm noch keine blutige Kampfmöglichkeit bietet, will er erst einmal ein friedliches Bekehrungsmanöver versuchen. Der Herzog hat sich dazu seinen Stammesvetter, den lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, als Opfer ausersehen. Sie kommen überein, in Regensburg ein Religionsgespräch abzuhalten, jeder hofft die andere Seite überzeugen zu können. Maximilian hat seine Hofjesuiten, der Pfalz-Neuburger seine lutherischen Prediger mitgebracht.

Schon am zweiten Tage hat sich der Glaubensstreit festgefahren, doch beileibe nicht einer christlichen Grundlehre wegen. Theologengezänk hat immer den Trieb, zu nebensächlichen Dingen abzuschweifen und dort steckenzubleiben. Der Regensburger Disput überbietet freilich alle andern trüben Erfahrungen. Bei der Auslegung der Heiligen Schrift behauptet der Jesuit Gretser, daß der Hund, der dem Tobias nachgelaufen sei, mit dem Schwanze gewedelt habe. Die Lutheraner bestreiten das heftig, sie meinen, ein Christ könne auch zur Seligkeit eingehen, wenn der Hund des Tobias den Schwanz beim Laufen ruhig gehalten habe. Darüber erhitzen sich die Köpfe derart, daß die Sitzung vertagt werden muß. Bei einer neuen Session verrennen sie sich in der Frage, ob ein guter Christ überzeugt sein müsse, daß den Jüdinnen des Alten Testaments die Seligkeit versagt bleibe, weil man an ihnen nicht das Sakrament der Beschneidung vollziehen könne. Wie dürfen sie ohne diese Glaubensweihe im Himmel anlangen? Der Jesuit Adam Tanner meint dazu, man hätte den Juden empfehlen sollen, ihre

Mädchen vielleicht an einer andren Stelle, etwa an der Naſe, zu beſchneiden. Aber auch darüber iſt keine Einigung zu erzielen.

So müſſen alſo die Disputanten über Hundewedeln und Mädchenbeſchneidung ohne Bekehrungserfolge nach Hauſe gehen. Man nahm aber ein ſolches „Religionsgeſpräch" damals vollkommen ernſt; ſchon die Tatſache, daß darüber im Jahre 1602 mehr als zwanzig gelehrte Schriften erſcheinen konnten, beweiſt es. Der Kampf zwiſchen den Konfeſſionen iſt theologiſch auf lächerliche Abwege geraten, die geiſtliche Auseinanderſetzung zum Unfug entartet. Man tüftelt über Einfälle, die mit den religiöſen Kernfragen überhaupt nichts zu tun haben. Auch die tiefgläubige, draſtiſche Schimpfpolemik der Lutherzeit iſt verlorengegangen. Wo jetzt die Jeſuiten mit Schmähſchriften eingreifen, handelt es ſich nicht um religiöſe Glaubensſätze, ſondern um rein politiſche Agitation. So beſchimpfen die Patres die proteſtantiſchen Fürſten auf kräftig irdiſche Weiſe; in ihren Erbauungsbriefen nennen ſie den Kurfürſten von Sachſen die „durchlauchtige Sau zu Dresden", den Kurfürſten von der Pfalz die „Beſtie von Heidelberg", den Landgrafen von Heſſen das „hochgelahrte Schwein", den Herzog von Württemberg den „reichen Tempelräuber zu Stuttgart". Wirklich lebendig ſind von dem großen Bekenntnisſtreit nur die Gefühlskräfte der Kulturpolitik geblieben, die man nicht in Programme faſſen kann. Die gegneriſchen Geſinnungen ſind echt, die im Kampfe angewandten Mittel aber beſtimmt nicht mehr das rein religiöſe Herzensbedürfnis.

*

Auf eine politiſche Eroberung zielt auch Maximilian ab, nachdem ſein Theologengeſpräch ſo kläglich geſcheitert iſt. Die Patres lenken ſeine begehrlichen Blicke auf die freie Reichsſtadt Donauwörth, die vor Jahrhunderten einmal den

Wittelsbachern gehörte und dann die reichsunmittelbaren Rechte erhalten hatte. Donauwörth bekennt sich zum Luthertum, die Äbte des katholischen Klosters haben sich still verhalten, bis jetzt die Jesuiten den neuen, von ihnen berufenen Abt Leonhard zu Demonstrationen bestimmen. Der Magistrat und die Bürger wollen die aufreizenden Prunkprozessionen des Klosters nicht dulden und entreißen den Anhängern des Abtes die Heiligenfahnen. Das Kloster beschwert sich beim kaiserlichen Reichshofrat in Prag, der nach längerem Prozeßstreit und neuen Zwischenfällen den Bayernherzog mit dem „Schutz" der Donauwörther Katholiken beauftragt. Die Städter weisen Maximilians Abgesandte trotzig und höhnisch zurück, der Herzog verlangt zur Sühne die Zulassung der Jesuiten in der Reichsstadt, die selbstverständlich verweigert wird. Die Patres setzen es durch, daß die freie Stadt der Reichsacht verfällt, und daß Maximilian mit der Vollstreckung beauftragt wird.

Dieses scharfe Vorgehen widerspricht in allen Punkten den Reichsgesetzen. Das Beschwerderecht des städtischen Reichsstandes beim Reichstag wird grob mißachtet, Donauwörth liegt außerdem im schwäbischen Reichskreis, wo der Bayer nichts zu suchen hat. Aber Maximilian rückt sogleich mit großer Truppenmacht vor die Mauern der Stadt, die nach kurzer Belagerung die Tore öffnet, da man ihre Religionsfreiheit angeblich nicht verletzen will. Aber was gilt ein Jesuitenwort, das Ketzern gegeben ist! Die Patres rauben mit bayrischer Waffenhilfe die Kirchen und Schulen, und Maximilian entzieht dem Rat sogar die Regierungsgewalt. Donauwörth wird bayrische Landstadt; mitten im Reichsfrieden hat sich der Herzog ein freies Gemeinwesen unterjocht.

Durch die protestantischen Lande gellt der Schrei der Entrüstung. Wo bleibt der Reichstag? Der verweigert dem Kaiser die Steuern, aber was nützt das! Die Freiheit der

evangeliſchen Reichsſtände iſt in Gefahr! Der römiſche Antichriſt ſteht mit ſtählerner Rüſtung gewappnet, um das fremde Pfaffentum zu einer allgemeinen deutſchen Landplage zu machen! Unter kurpfälziſcher Führung ſchließen ſich evangeliſche Fürſten und Reichsſtädte zur „Union" zuſammen, um im Notfall ein Bundesheer aufzuſtellen. Die Jeſuiten betreiben ſogleich eine Gegengründung unter Maximilians militäriſcher Leitung. Sein Name, der ſeit Donauwörth in Deutſchland gefürchtet iſt, und ſeine ſchlagfertige Kriegsmacht bilden die bedrohliche Vormacht dieſer „heiligen Liga". Die vielen übrigen Mitglieder zählen nicht recht, es ſind die Prieſterfürſten der geiſtlichen Herrſchaften. Dieſe regierenden Biſchöfe und Prälaten mögen ihren Säckel nicht auftun, ſie betrachten ihre Stellung als Pfründe, nicht als Verpflichtung.

Wenn ein kirchlich Geweihter aus adligem Hauſe das Glück gehabt hat, geiſtlicher Reichsfürſt zu werden, ſo beutet er das Ländchen für ſeine Familie aus; denn die günſtige Gelegenheit, ſeiner Sippe zu einem großen Vermögen zu verhelfen, kommt wohl ſo bald nicht wieder. Und nun ſollen dieſe Biſchöfe ſogar für die jeſuitiſchen Kriegsdiplomaten ihre Schätze herausrücken. Der Erzbiſchof Wolf Dietrich von Salzburg macht ſeinen Unwillen über dies neue Manöver des habgierigen, machtlüſternen Ordens in Briefen und Reden Luft, er wagt es ſogar, den Patres ſein Land zu verbieten. Da beſtimmen die Jeſuiten ihren Kriegshauptmann Maximilian zu einem Überfall auf das Salzburger Hochſtift. Die Bergfeſte wird im Sturm genommen, der Erzbiſchof entflieht, man greift ihn auf fremdem Gebiet und kerkert ihn als Gefangenen der Liga ein; er bleibt bis an ſein Lebensende Gefangener des Jeſuitenherzogs.

So haben ſich die Soldknechte der heiligen Liga zuerſt gegen einen Glaubensgenoſſen gerichtet. Nicht nur der Ketzer iſt der Feind, ſondern jeder der den Jeſuiten im

Wege ſteht. Die Truppe Jeſu beſitzt jetzt eine ſtets bereite und zuverläſſige Kriegsmacht, der Orden iſt nun nicht mehr allein auf ſeine Intrigen geſtellt, ſondern kann ſeinem Willen mit den Waffen Nachdruck verleihen. In den Krummſtabländern zittert man vor einem ähnlichen Schickſal, wie es Salzburg erlitt; die Patres können jetzt auch in Bamberg, Paſſau, Eichſtädt und Konſtanz nach Willkür ſchalten und walten.

*

Einen neuen, überaus liſtig angelegten Erfolg erringen ſie durch die Bekehrung des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg und Cleve. Dieſer ſtreng lutheriſch erzogene Sohn jenes Neuburger Pfalzgrafen, der ſich einige Jahre zuvor auf das Hundeſchwanz-Kolloquium einließ, hat zuſammen mit Kurbrandenburg das reiche Jülich-Cleveſche Rheinland geerbt. Am Kaiſerhof hat man dieſe Mehrung der proteſtantiſchen Macht höchſt ärgerlich aufgenommen, am liebſten hätte man das Reichslehen für erledigt erklärt und einen Habsburger dort eingeſetzt. Wenn aber ſchon ein Fürſt aus anderm Hauſe, dann doch wenigſtens ein katholiſcher! Wolfgang Wilhelm, ein ehrgeiziger und unruhiger Geiſt, möchte die Alleinherſchaft an Rhein und Ruhr gewinnen, wozu bei der Stärke des Brandenburgers vorerſt keine rechte Ausſicht beſteht. Als ſich Wolfgang Wilhelm darüber mit ſeinem Mitregenten bei der Weintafel auseinanderſetzt, ſchlägt ihm der berauſchte Berliner Kurfürſt eine ſaftige Ohrfeige. Eine höchſt verhängnisvolle Maulſchelle; ſie leitet das Vorſpiel zu dem weſtdeutſchen Glaubenskriege ein.

Der ſchwer gekränkte Neuburger brütet Rache und ſieht ſich nach Hilfe um. Die Jeſuiten haben von der Ohrfeige Wind bekommen und bieten ihm die Unterſtützung der Liga an, wenn er zum alten Glauben zurückkehren wolle. Das iſt für den Neuburger ein fürchterlicher Entſchluß, man hat

ihn daheim zu einem besonders strammen Protestanten gedrillt, er mußte bereits fünfundzwanzigmal die Bibel von vorn bis hinten aufs genaueste durchlesen, und alle zur Widerlegung des Gegners dienlichen Stellen je nach ihrer Wichtigkeit mit roter, blauer oder grüner Tinte bezeichnen. Vielleicht genügt es, wenn er Maximilians Schwester zur Ehe nimmt? Der Bayer würde doch wohl dem Schwager seine Heeresmacht ausleihen. Aber in München muß er erfahren, daß die Hand der Prinzessin Magdalena nur für einen katholischen Fürsten zu haben sei. Wolfgang Wilhelm fühlt einen Stich im Gewissen, er möchte weder auf sein Bekenntnis noch auf die politische Hilfe verzichten.

Während seines Gastaufenthaltes am Münchener Hofe, wo der innerlich Zerrissene eine höchst unglückliche Figur macht, werden die Patres seine seelenkundigen Berater und Lehrmeister. Er schwankt und windet sich, doch endlich haben sie ihn überwunden; heimlich schwört er seinem Glauben unter der Bedingung ab, daß bei Lebzeiten seines alten Vaters sein Übertritt nicht bekannt werden dürfe. Der Neuburger Pfalzgraf soll sich sogar der Hoffnung hingeben, daß seine künftige Schwiegertochter Magdalena lutherisch würde. Aber bald nach der Hochzeit sorgen die Jesuiten dafür, daß der Abfall Wolfgang Wilhelms in allen katholischen Kirchen mit feierlichem Jubel begangen wird. Der Vater in Neuburg ist so schmerzlich erschüttert, daß er sich schon nach wenigen Wochen aufs Sterbebett legt. Um sein Gewissen zu betäuben, lebt sich der Konvertit in eine wilde römische Bekennerwut hinein; er schreibt an den Papst, daß er entschossen sei, „das Ketzertum auszureuten, der Römischen Kirche Säule zu sein, die Freistellung des Glaubens abzuschaffen, das Äußerste gegen die Protestanten zu tendieren und für sie Verderben und Untergang zu suchen".

Daran läßt es der Neubekehrte nicht fehlen. Schon am Abend seiner Ankunft in Neuburg übergibt er die Schloß-

kirche dem Pater Reihing, der in München sein Exerzitienmeister war und ihn jetzt als Beichtvater begleitet. Ehe der Jesuit den katholischen Kultus eröffnet, läßt er Altar und Kanzel mit Ruten peitschen, damit der böse lutherische Aftergeist gründlich vertrieben werde. Den widerspenstigen Untertanen werden bayrische Truppen so lange ins Quartier gelegt, bis sie allmählich mürbe werden. In Düsseldorf setzen sich die Patres freilich viel weniger durch. „Behüt uns, Herrgott, vor Calvinern und Jesuitern", beten dort sogar die Altgläubigen. Vergebens bemüht sich der Hofjesuit Reihing, die Bevölkerung zu unbedingter Papsttreue zu bringen. Er studiert die ältesten Kirchenschriften, um die Zweifelnden zu überzeugen; doch er erreicht sein geistliches Ziel ebensowenig wie sein Fürst das politische. Maximilian und seine Ratgeber halten ihre Versprechungen nicht, der Brandenburger weicht nicht von seinem rheinischen Erbbesitz, Liga und Union stehen sich abwartend gegenüber, und der enttäuschte Wolfgang Wilhelm reist vergeblich von Hof zu Hof. Aber er tröstet sich wenigstens mit dem Seelenheil, das ihm die römische Messe eingebracht hat. Indessen, auch wenn es im Westen losgehen wird, soll gerade sein Opfer unbelohnt bleiben.

Der Mann, der den Fürsten zum Abfall bewog, der Hofpater Reihing, ist eines Tages verschwunden. Er hat so lange im Schrifttum der katholischen Kirche geforscht, bis er selbst vom Gegenteil dessen, was er den Ketzern beweisen wollte, zuinnerst überzeugt ist. Ohne Aufsehen zu machen, geht er davon. Nach einiger Zeit taucht der Exjesuit als Professor der lutherischen Theologie in Tübingen auf. Eine Chronik erzählt, der Herzog habe von der Verwandlung seines Bekehrers keine Kenntnis erhalten und sei ihm dann plötzlich begegnet. Wolfgang Wilhelm habe seinen geistlichen Vater gerührt in die Arme schließen wollen, der aber sei entsetzt zurückgewichen und habe sich wegen seiner jesui-

tiſchen Sünden verflucht. Sie hätten ſich nun beide gegenſeitig mit leidenſchaftlichen Beteuerungen angefleht, zum früheren Bekenntnis zurückzukehren. Ricarda Huch hat in ihrer dichteriſchen Geſtaltung des großen Krieges aus dieſer Geſchichte eine packende Szene geſchaffen. Hiſtoriſch verbürgt iſt die fieberhafte Mühe des Ordens, den abtrünnigen Reihing zurückzugewinnen, der Ordensgeneral Vitelleſchi bot ihm ſogar Erfüllung aller ſeiner Wünſche an. Man fürchtete, der Abtrünnige könne aus der Jeſuitenſchule plaudern. Doch der ehemalige Pater hat weder das eine noch das andere getan, er lebte fortan zurückgezogen in der Welt ſeiner Bücher.

*

Die großen, entſcheidenden Kriſen der Religionspolitik breiten ſich in den Stammlanden des Kaiſers aus. Der halb entmachtete, hinfällige Rudolf ſieht ſich immer tiefer in die Intrigen ſeiner Verwandten und ihrer jeſuitiſchen Kuliſſenſchieber verfangen. Zu den Gegenzügen der Kreaturen des Kaiſers gehört neuerdings eine überraſchende Großzügigkeit in Glaubensfragen. Die Böhmen erhalten in dem denkwürdigen Majeſtätsbrief von 1609 die vollen religiöſen Freiheitsrechte. Ein proteſtantiſches Konſiſtorium übernimmt die kulturelle Verwaltung des Landes, und die Patres büßen in Prag faſt allen ihren Einfluß ein. Doch eine politiſche Beruhigung ſchafft dieſer beſpöttelte „Mauſebrief" nicht. Rudolf hat Söldner geworben und bedroht bald die böhmiſchen Stände, bald ſeinen Bruder Matthias, der die Umtriebe der Prager Hofburg mit einem neuen Feldzug gegen ſeinen kaiſerlichen Bruder beantwortet. Kaiſer Rudolf verliert nun auch noch die böhmiſche Krone und ſtirbt, von allen verlaſſen, im Elend, ein Opfer der doppelzüngigen Politik, die durch die Patres in den Habsburgerlanden allmählich zur Modekrankheit geworden iſt.

Auch Matthias, jetzt als Böhmenkönig und Kaiſer auf der Höhe des Glücks, wird dieſer Wirren nicht Herr. Den Böhmen muß er den Majeſtätsbrief beſtätigen, und in Wien betreibt Kleſl, den die Jeſuiten jetzt zum erſten Hofminiſter und Kardinal gemacht haben, ſeine grotesken Durchſtechereien.

Wieder geht es um die Nachfolge in der kaiſerlichen und habsburgiſchen Macht. Der einſt ſo ungeſtüme Matthias iſt im Genuß des Erreichten bald erſchlafft, er fürchtet von Ferdinand als feſterkorenem Thronfolger das gleiche Schickſal, das er früher ſeinem Bruder Rudolf geſponnen hat. Auch im Reiche beſteht keine Neigung, den bigotten Ferdinand zum römiſchen König zu wählen. Dann ſchon lieber Maximilian von Bayern, der wenigſtens tüchtig iſt und außerhalb des Familienchaos der Habsburger ſteht! Jetzt leiſten die Jeſuiten ihr Meiſterſtück. Sie ſetzen die Krönung ihres Ferdinand in Böhmen und Ungarn durch, ſie wiſſen ihm auch im Reiche die Kurfürſtenmehrheit zu ſichern. Wie ſie das durch ihre fürſtlichen und biſchöflichen Mittelsmänner zuwege bringen, wie ſie von Ungarn bis Spanien ihre Hebel anſetzen, zeigt ein beiſpielloſes Falſchſpielergeſchick. Den Spaniern verſprechen ſie die Reichslande Elſaß und Breisgau, den Ungarn und Böhmen alles, was proteſtantiſche Herzen begehren, und die katholiſchen Kurfürſten ſollen alle Gebiete einſtecken dürfen, die ſie den Ketzern abgewinnen.

Als Böhmenkönig hat Ferdinand den Majeſtätsbrief beſchwören müſſen, und zwar mit der Formel, er wolle lieber ſein Leben laſſen, als ſein Wort brechen. Aber ſeine Patres haben ihn ſogleich in verſchwiegener Kapelle von dieſem Eide entbunden. Matthias muß Böhmen räumen, und Ferdinand beginnt ſeine Regierung mit Schikanen gegen die proteſtantiſchen Stände. Burggraf wird an Stelle des proteſtantiſchen Grafen Thurn der von den Jeſuiten bekehrte Martinitz. Der weltgeſchichtliche Kampf bricht im Mai 1618 bei einem unbeträchtlichen Anlaß, dem Streit um einen

kleinen Kirchenbau, los. Als Martinitz und sein Amtsgenosse Slawata in der Prager Burg zum Fenster hinausfliegen, ist das Signal zum Aufstand gegeben. Der böhmische Adel bemächtigt sich schnell des ganzen Landes, die Losung heißt Verteidigung „gegen den Sklaven Spaniens und der Jesuiten". Die Parole zündet auch in Mähren und Niederösterreich. Der Aufruhr lodert von den Sudeten bis zur Donau. Ferdinand und seine Ratgeber vertrauen auf fremde Waffengewalt. Klesl, der zum Frieden mahnt, wird jetzt auf Jesuitenbefehl gefangengesetzt und nach Tirol verschleppt, er erntet den schlimmen Dank der Patres, die ihn nicht mehr als Mittler brauchen.

*

Die neuen Herren von Böhmen setzen Ferdinand ab und werfen die spanischen Truppen zurück, das Land macht sich selbständig und wählt den protestantischen Kurfürsten von der Pfalz zum König. Die Hauptschuldigen sehen die böhmischen Stände mit Recht in den Jesuiten, die das Volk bei Ferdinands Wahl so schändlich betrogen haben. Das Dokument, in dem die Verbannung des Ordens verfügt wird, redet eine deutliche Sprache: „Wir Abgesandten wissen insgesamt, in welchen großen Gefahren dies Königreich Böhmen die Jahre her, seit die scheinandächtige Jesuitensekte allhier eingeführt worden, immerhin gestanden. Wir haben auch in Wahrheit befunden, daß die Urheber all dieses Unheils obgedachte Jesuiten seien, die sich ganz dahin verwenden, wie sie den Römischen Stuhl befestigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen mögen; die sich zu solchem Zwecke der unerlaubtesten Mittel bedienen; die Regenten gegeneinander verhetzen; unter den Ständen eines jeden Landes, sonderlich in solchen, deren Religion verschieden ist, Aufruhr und Empörung anspinnen; Obrigkeiten gegen Untertanen, Untertanen gegen

Obrigkeiten aufhetzen. Da sie nun solchergestalt die Urheber des Übelstandes sind, unter welchem das Königreich erliegt, so haben sie von Rechts wegen verdient, nicht mehr in besagtem Königreiche geduldet zu werden."

Ferdinand, eben jetzt nach Matthias Tode legitimer Alleinherrscher geworden, befindet sich in der schwierigsten Lage. Soll er Verständigung suchen? Er bittet den Papst um sein Gutachten, und in Rom hat der Orden die Scharfmacher in Bewegung gesetzt. Ferdinand als der angestammte Monarch würde sich noch immer mit seinen Untertanen versöhnen können. Aber die Jesuiten haben von den Landständen keine freiwillige Duldung mehr zu erwarten, darum sind sie gegen jedes Zugeständnis. Sie haben ja im Habsburgerreiche jetzt nichts mehr zu verlieren, aber alles zurückzugewinnen. Der neue Kaiser hat sich seinem Beichtvater Becanus verpflichtet, keinerlei politische Schritte ohne das Einverständnis des Ordens zu tun. Wenn das Schwert entscheiden soll, kann nur Maximilian von Bayern wirkliche Hilfe bringen. Zwischen ihm und Ferdinand herrscht Eifersucht und Verstimmung, keiner will den andern zu groß werden lassen. Die Patres gleichen das aus, Becanus überredet den Kaiser zur Annahme des hohen Preises, den der Bayer für die Waffenhilfe verlangt: Maximilian will die Kurwürde und Teile der Rheinpfalz.

Im Frühjahr 1620 treffen die feindlichen Heere zusammen, die protestantischen Truppen des pfälzischen „Winterkönigs" werden am Weißen Berge bei Prag vernichtend geschlagen. Maximilian und sein Feldherr Tilly haben die Entscheidung herbeigeführt und versprechen bei ihrem Einzug in Prag den Besiegten christliche Schonung, denn sie wollen Habsburg nicht zu mächtig machen. Den Jesuiten paßt solche politische Milde nicht, sie verbreiten, daß nicht das bayrische Heer, sondern ein wundertätiger Bußapostel den Sieg herbeigeführt habe, der dem Kaiser gebühre.

Ferdinands Heldentum soll in der katholischen Welt erstrahlen; Gott habe kundgetan, so flüstern sie den frömmelnden Gemütern am Kaiserhof ein, daß die Ketzer mit den abschreckendsten Strafen gerichtet würden. Ferdinand zögert, er möchte lieber der Gnadenkaiser als der Bluthund genannt werden. Doch die beiden Hofjesuiten Becanus und Lamormain setzen ihm so lange zu, bis er die Todesurteile gegen die böhmischen Häupter und die Enteignungsedikte gegen alle landgesessenen Empörer bestätigt.

*

Nun wütet der Terror durch Böhmen, Mähren und Schlesien. Die adligen Führer verbluten auf dem altstädtischen Ring zu Prag unter den Streichen des Henkers, Tausende fliehen und verlieren ihr Gut. Auch einer der vornehmsten und reichsten katholischen Edlen, Czernin von Chudenitz, muß ohne Schuld aufs Schafott, die Jesuiten haben es nämlich auf seine Schloßherrschaften abgesehen, die sich besonders gut zu Kollegs inmitten entketzerter Gegenden eignen. Es sei nur zu wünschen, berichtet der böhmische Delegat des Ordens nach Wien, daß auch ein katholischer Edelmann falle, damit das Blutgericht nicht der Kirche zur Last gelegt werde, sondern einen weltlich-politischen Anschein behalte. Die kaiserlichen Reiter durchziehen plündernd, mordend und brennend das geschlagene Land, das Volk wird mit Hetzpeitschen und Bullenbeißern zur Messe getrieben.

Wer zur Partei der Jesuiten gehört, kann jetzt die schönsten Besitztümer beinahe umsonst erhalten, eine neue Nutznießerschicht steigt über dem Elend empor. Hunderte von Herrensitzen und achtzigtausend Bauernstellen werden beschlagnahmt und an Anhänger des alten Klerus verteilt. Die „Seligmacher", wie die Patres jetzt allgemein heißen, richten sich in Böhmen über dreißig Kollegien ein; natürlich bringen sie auch die altberühmte Prager Hochschule in ihre

Gewalt. Johann Hus, der böhmische Nationalheilige, wird feierlich von den Jesuiten entthront, die Husdenkmäler verwandeln sich in Statuen Nepomuks, dessen kirchliche Heiligsprechung jetzt in Rom mit Eile betrieben wird, damit die verführten Böhmen doch immer einen rechten Glaubenströster vor Augen hätten. Und wie in Böhmen, geht es nun, wenn auch weniger blutig, in den übrigen Habsburgerländern. Die kulturpolitische Absonderung Österreichs vom übrigen Deutschland beginnt, sie ist ein durch und durch jesuitisches Werk. Mit Recht hat Bismarck die Schlacht am Weißen Berge die Schicksalsstunde Großdeutschlands genannt.

*

Durch die Niederlage des pfälzischen Böhmenkönigs ist bald der deutsche Norden und Westen in die Kriegshändel verwickelt, die im Namen des Glaubens geführt werden. Es geht nicht nur um die Zukunft der Pfalz, der Rheinlande und der mitteldeutschen geistlichen Stifte, sondern um die Zukunft der gesamten Reichsordnung. Maximilian und sein tapferer Haudegen Tilly streiten für die Vormacht des bayrischen Hauses, die norddeutschen Reichsstände für das alte deutsche Verfassungsleben, der Kaiser will sich auch in den protestantischen Regionen zum diktatorischen Gebieter machen. Die Glaubensfrage wird mehr und mehr zum Vorwand für weltliche Machtpolitik. Auch in den jesuitischen Hofzirkeln kommt das zum Ausdruck; die Beichtväter des Kaisers und des neuen bayrischen Kurfürsten betreiben ihre Geschäfte jetzt wie Landesminister.

Der Wiener Pater Lamormain fühlt sich als Habsburger Diplomat, der Münchener Pater Contzen als Beauftragter Bayerns. Sie geraten wegen der gegensätzlichen Fürsteninteressen sogar heftig aneinander; der Ordensgeneral muß sie zum Gehorsam rufen, sie sollen den römischen Willen vollziehen und sich nicht als Diener der Souveräne be-

trachten. Lamormain will doch nicht etwa der österreichische Richelieu werden? Wenn er das wollte und könnte, wäre er freilich kein echter Jünger Loyolas. Was Lamormain aber einzig im Sinne hat, ist Herrschmacht, ist die nackte Macht, die über den wechselnden Vorgängen schwebt. Da der Beichtvater aber zugleich im geheimen den Reichsminister des Auswärtigen spielt, reißen ihn die Kriegsaffären immer wieder in die Staatsinteressen Österreichs hinab.

Lamormains Briefwechsel mit den Höfen, Standespersonen und politischen Agenten in allen Landen häuft sich bald ins Ungemessene. In seinem Arbeitsraum türmen sich die diplomatischen Aktenstücke bis zur Decke hinauf, jedes Land und jedes Ressort hat gesonderte Fächer. Man spricht in Wien, in Deutschland, in ganz Europa von dieser großen politischen Registratur eines Paters und nimmt daran Anstoß. Echt jesuitisch schreibt ihm sein römischer Ordenschef: „Man tadelt Ihren großen Briefverkehr, und es scheint mir doch angebracht, dieses Briefarchiv entweder ganz zu entfernen oder doch wenigstens durch einen Vorhang den Augen der Besucher zu entziehen."

Die katholischen Waffen sind auch in Niederdeutschland siegreich, das kaiserliche Banner weht an der Ostsee und in Westfalen. Der Stern des Wallensteiners ist aufgegangen; auch er verdankt seinen Aufstieg der böhmischen Raubpolitik der Jesuiten, die ihm zu ungeheuren Besitztümern verholfen haben. Der Kaiser kann das „Restitutionsedikt" wagen, das den Protestanten alle eingezogenen vorreformatorischen Kirchengüter wieder abnehmen will. Bei der Verteilung dieser gewaltigen Machtwerte zeigt sich der Zwiespalt zwischen geistlichen Wünschen und weltlichen Ansprüchen, zwischen Rom und Wien, zwischen dem Kaiser und den Patres auf der einen und dem Bayernfürsten mitsamt den andern katholischen Ständen auf der andern Seite zum ersten Male

unverhüllt. Die Kurie will kein zu mächtiges Habsburg, das dem Papste selbstherrlich gegenüberträte, der Kaiser aber möchte die Stände entmachten, die sich dagegen unter bayrischer Führung zur Wehr setzen.

*

Dieser Sorge werden sie alle miteinander enthoben, als sich mit dem Erscheinen des Schwedenkönigs die ganze Sachlage völlig verschiebt. Wahrscheinlich wäre der deutsche Frieden vor der Landung Gustav Adolfs zustande gekommen, wenn die Patres den Kaiser nicht auf der Höhe seines Triumphs verblendet hätten. Sie wissen aber, daß die Protestanten nicht Frieden schließen wollen, solange nicht ein Reichsgesetz die Jesuiten als die Urheber des Krieges aus Deutschland verbannt. Da sie sich nicht selber preisgeben können, müssen sie die Fortsetzung des Kampfes bis zum endgültigen Siege erstreben. Und die protestantischen Gegner müssen bis zur Erschöpfung der äußersten Kampfmittel durchhalten, denn jeder Friedenschluß bliebe Scheinfriede, solange der jesuitische Grundsatz gilt: Ein Wort, das man den Ketzern gibt, ist null und nichtig.

Als der Kaiser durch den schwedischen Sieg über Tilly in neue, schwere Bedrängnis gerät, soll Wallenstein ihn retten. Die einzigartigen Vollmachten, die der Friedländer fordert, sind den Patres ein Dorn im Auge. Der gelehrige Schüler der Jesuiten und die römischen Machthaber in Wien durchschauen sich gegenseitig genau. Während Wallensteins Absichten den weltlichen Hofleuten des Reichskriegsrates immer rätselhafter werden, kennen sich die Jesuiten in den ganzen Hintergründen aus. Der Generalissimus kämpft wie sie selbst um eine absolute Herrschaft, er will nicht dem Kaiser, nicht der Kirche, nicht Deutschland, auch nicht den Protestanten dienen, sondern die Macht an und für sich allein behaupten und mehren. Die Patres erraten

Wallenſteins geheimſte Gedanken wie er die ihren. Sie beſtaunen gegenſeitig die Größe ihrer Prinzipien. Solange ſie einander nicht die Bahn verſperren, ſondern am gleichen politiſchen Strange ziehen, behandeln ſie ſich als Verbündete. Aber einmal müſſen ſie Feinde werden; die Jeſuiten wittern Wallenſteins Abfall, ehe er ihn plant. Sie überſehen eine längere politiſche Wegſtrecke als dieſer Augenblicksmenſch, der ſich fälſchlich für den Mann der Zukunft hält und in hemmendes Grübeln darüber verſinkt.

So fällt den Jeſuiten der Sturz des Feldherrn nicht ſchwer, ſie ſind längſt darauf eingerichtet. Als Wallenſtein die Überlegenheit ihrer Intrigen zu ſpüren beginnt, kann ſich ſeine dämoniſch getriebene Natur dagegen nicht praktiſch wehren. Er äußert ſeinen Unmut über die Patres in grämlichen Worten, aber er nimmt ihre Treibereien als dunkles Verhängnis hin. Ihre Rolle bei ſeiner Abſetzung liegt offen zutage. Daß ſie an ſeiner Ermordung beteiligt waren, iſt nur zu vermuten. Das Blutbad von Eger, in dem Wallenſtein und ſeine Getreuen gemeuchelt werden, wurde zwar im Prager Jeſuitenkollegium beratſchlagt, doch haben die Patres ſorgſam alles beſeitigt, was ihre Mordſchuld erhärten könnte. Der Orden gab nach Wallenſteins traurigem Ende die Weiſung, nur Rühmenswertes über ihn zu verbreiten. Die frommen Heucheleien nach blutiger Tat gehörten ja ſtets zur jeſuitiſchen Praxis; hatten ſie doch dem Kaiſer während der böhmiſchen Hinrichtungen die ſchwerſten Buß- und Betübungen auferlegt.

*

Die Friedensſehnſucht der deutſchen Fürſten und Stämme wächſt nun von Jahr zu Jahr. Die kaiſerliche Kampfkraft erlahmt, keine Partei kann einen vollſtändigen Sieg erzwingen. Die Schweden kämpfen nach Guſtav Adolfs Tode mit franzöſiſcher Hilfe ohne feſten Plan. Sachſen ſchließt

einen Sonderfrieden, Heſſen will folgen. Nur die Jeſuiten wollen den Kampf verewigen. Konnten ſie die Verſtändigung mit Sachſen nicht hindern, ſo bringen ſie doch den Vertrag mit der verſtändigen Kaſſeler Landgräfin noch in letzter Stunde zum Scheitern. Denn Heſſen iſt reformiert, und die Calviner ſind doch noch ſchlimmere Teufel als die Lutheraner! Der Widerſtand der Kaiſerlichen verhindert 1640 auf dem Regensburger Reichstag eine allgemeine Reichsamneſtie; das hieße, reden die Patres dem Kaiſer ein, die Sünden der Ketzer auf gut katholiſche Schultern laden und damit vor Gott ſo ſtraffällig wie die Verfluchten ſelber werden.

Den dritten Ferdinand, den Sohn ihres erwählten Kriegskaiſers, haben ſie in den angeblich geiſtlichen Dingen noch ebenſo feſt in der Hand wie den Vater. Nur ſind die Zeiten für die deutſchrömiſche Einheitsidee jetzt viel ungünſtiger als damals vor zehn Jahren, als Deutſchland dem Kaiſer zu Füßen lag. Nun möchte Wien der katholiſchen Kurfürſtenmehrheit einen Ausgleich anheimgeben, doch die Jeſuiten haben, als man ſich dazu in Frankfurt vereint, wieder jede Möglichkeit vereitelt. Den proteſtantiſchen Ständen wird es immer klarer, daß man leider ohne die Mithilfe der ausländiſchen Mächte nie zum deutſchen Frieden kommen würde. Franzoſen und Schweden müſſen beim Friedensſchluß mitwirken, weil nur der Druck der fremden Staaten die jeſuitiſchen Kriegsverlängerer beiſeiteſchieben kann. Lieber wollen die Habsburger unter deutſchen Landverluſten den Franzoſen weichen, als ſich freiwillig zu einer Verſöhnung mit den deutſchen Ketzerſtänden bequemen.

Maximilian, der alte bayriſche Kämpfer, deſſen Land die Hauptlaſt des Krieges getragen hat und nun ausgeblutet daniederliegt, ſchließt endlich mit Franzoſen und Schweden den Waffenſtillſtand. Da ſpielen die Jeſuiten dem Fürſten, der ſeit faſt fünfzig Jahren ihr Gönner und ihre Schwert-

hand war, noch einen Schurkenſtreich. Sie überreden den bayriſchen Befehlshaber Johann von Werth, einen emporgekommenen Draufgänger, zum Landesverrat; er verſucht, die bayriſchen Truppen den Habsburgern zuzuführen. Mit dieſer Heeresmacht hoffen die Patres, noch einmal den Krieg für die römiſche Kaiſerdiktatur in großem Stile aufnehmen zu können. Doch das ſchnöde Beginnen bringt neues Unglück für Wien wie für München. Die Waffen haben gegen die alten katholiſchen Vorſtreiter und ihre „Seligmacher" entſchieden.

Seit 1643, dem fünfundzwanzigſten Jahre des deutſchen Unheils, tagen in Münſter und Osnabrück die verſchiedenen Ausſchüſſe, die den Frieden vorbereiten ſollen. In beiden Städten beſitzen die Jeſuiten Kollegienhäuſer und damit die beſten Vorbedingungen für eine großzügige Wühlagitation und Spionage. Da faſt alle katholiſchen Kabinette Europas in dieſer Zeit jeſuitiſch beeinflußt ſind, können die Patres als diplomatiſche Zwiſchenträger jahrelang alle Vorſchläge und Pläne immer wieder durchkreuzen. Der ſpaniſche Geſandte baut ſich neben dem Garten der Jeſuiten in Münſter ein Haus, um jederzeit ungeſehen mit ihnen verkehren zu können. Den allerſchwerſten Stand hat der friedenswillige öſterreichiſche Vertreter Graf Trautmannsdorff, gegen den die Patres die übelſten Quertreibereien in Gang ſetzen.

Den Schweden fällt ein Brief des münſteriſchen Jeſuitenrektors an den kaiſerlichen Beichtvater in Wien in die Hände; da heißt es, alle Bemühungen, Trautmannsdorff mit Androhung der hölliſchen Strafen das Gewiſſen zu rühren, wären fruchtlos geblieben. Die den Ketzern bereits gewährten Zugeſtändniſſe ſeien ſo ruchlos, daß keine Notwendigkeit ſie zu entſchuldigen vermöchte. Der Beichtvater müſſe den Kaiſer ſofort zur Abberufung des Grafen bewegen und ihm die weitere Fortſetzung des Krieges als den Willen Gottes bekunden. Trautmannsdorff wird in der Tat

zum Rücktritt gezwungen, aber Gott hilft dem Kaiser deshalb nicht weiter. Noch einmal ergießen sich die französischen und schwedischen Truppen über Süddeutschland, und jetzt zwingt der erschöpfte Maximilian den Kaiser zur Abschüttelung der jesuitischen Hetzer, die ja selbst nicht die Lasten und Leiden zu tragen haben. Der Bayer hat auf seine alten Tage endlich ihre Selbstsucht erkannt.

Ein protestantischer Antrag beim Friedenskongreß, die jesuitische Kampftruppe für immer aus Deutschland zu verbannen, findet nicht die Unterstützung der Schweden. Sie wollen nach Hause, und ihnen als ausländischer Macht ist auch an der wirklichen Befriedung Deutschlands nichts gelegen. Als im Oktober 1648 die Friedensglocken läuten, bietet Deutschland ein trostloses Bild der Verwüstung. Nur in den Habsburgerländern hat die katholische Sache die Anfangserfolge behauptet, das übrige Reich ist zerrissener denn je zuvor. Aber die Gewissensfreiheit und damit der Weg in die Zukunft blieb den Stämmen erhalten, die fortan die Weiterbildung der nationalen Geschichte besorgen sollten. Der große römische Anschlag auf Deutschland ist zunichte geworden, aber mit welchen Opfern und Verlusten! Und manche der schlimmen kulturpolitischen Folgen ließen sich auch in Jahrhunderten nicht wieder gutmachen.

*

Die Jesuiten haben den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges stets als ihre schwerste Niederlage im Glaubenskampf betrachtet, und sie war das auch, wenn man ihren ungeheuren Einsatz, ihre Hoffnungen und weltgeschichtlichen Ziele in Deutschland bedenkt. Ihre späteren Anstrengungen auf deutschem Boden trugen zwar noch immer ihren alten gefährlichen Intrigencharakter, aber sie konnten nur noch am Rande der großen Ereignisse wirksam werden. Mit

einem äußerlich eindrucksvollen Triumph kann ſich der Orden bald nach dem Kriege noch einmal vor aller Welt brüſten. Die Tochter des großen proteſtantiſchen Retters, die Thronerbin Guſtav Adolfs, Königin Chriſtine von Schweden, tritt bald nach dem Abſchluß des Weſtfäliſchen Friedens zur alleinſeligmachenden Kirche über. Die Majeſtät, in deren Namen das Vertragswerk zuſtande kam, das den Mißerfolg des Ordens in Deutſchland beſiegelt, wird ein Opfer der jeſuitiſchen Rache. Zwei Patres, als reiſende italieniſche Edelleute verkleidet, erſcheinen an ihrem Stockholmer Hof und umgarnen die exzentriſche Frau. Sie muß der Krone entſagen und folgt den Verführern nach Rom.

*

In Deutſchland gibt der Orden nach der vergeblichen Gewaltaktion eines Menſchenalters die Taktik der Maſſenbekehrung allmählich auf. Die Proſelytenmacherei im einzelnen Falle, auf die man ſich jetzt zumeiſt beſchränkt, hat keine breiteren kulturpolitiſchen Folgen, auch wenn es ſich dabei um regierende Fürſten handelt. Der Friede von Münſter hatte den Religionsſtand der erſten Kriegszeit beſtätigt. Der Grundſatz „cuius regio, eius religio“ gilt weiter, die Landesherrſchaft beſtimmt das kultiſche Gepräge in ihrem Gebiet. Wenn aber ein Potentat ſein Bekenntnis wechſelt, darf er ſeine Untertanen nicht mehr, wie das einſt Wolfgang Wilhelm von Neuburg tat, zum Übertritt zwingen. Ganz ohne Bedeutung bleibt eine fürſtliche Konverſion freilich nie, denn wenigſtens die höfiſchen Kreiſe pflegen mit ihrem Herrſcher gemeinſame Sache zu machen. In den konfeſſionell gemiſchten Territorien kommt es noch hie und da zu Ketzerverfolgungen, wenn es den Jeſuiten gelingt, einen katholiſchen Machthaber beſonders zu fanatiſieren.

Vom Hauſe Habsburg erwarten die Patres nichts Großes

mehr, sie lohnen dem Kaiser mit schnödem Undank und wenden ihre hoffenden Blicke nach Frankreich, wo der alternde Ludwig XIV. sich doch noch der klerikalen Kampfpolitik verschrieben hat. Am Kaiserhof nehmen sie daher vorwiegend die Interessen der gegnerischen Mächte wahr. Da Wien die absolute Herrschgewalt in Mitteleuropa nicht erringen konnte, wünschen die Patres jetzt ein schwaches Österreich, das sich leicht zu Kompromissen versteht. Sie wollen mit ihrem diplomatischen Intrigennetz bald hier bald dort im katholischen Europa im trüben fischen, und dazu brauchen sie Unklarheiten in den Beziehungen zwischen Österreich, Bayern, Oberitalien, Spanien und Frankreich. Das Zeitalter der Kabinettskriege mit seinen Erbfolgestreitigkeiten und seinem territorialen Schacher entwickelt sich in der diplomatischen Jesuitenschule zu voller Blüte.

Der tapfere, aufrechte Prinz Eugen von Savoyen hat die jesuitischen Umtriebe in den Habsburgerlanden oft genug zu spüren bekommen, wenn er das Reich gegen die beutelustigen Nachbarn im Westen und im Südosten, also gegen Franzosen und Türken, verteidigte. Das für Mitteleuropa so gefährliche Zusammenspiel zwischen Paris und Konstantinopel wird von den Patres immer wieder in Schwung gebracht, wenn es zu erlahmen scheint. Schicken die Gegner Wiens diplomatische Sendboten nach dem Bosporus, so reisen Patres in Bedientenkleidern mit, um dann hinter verriegelter Tür die geistige Führung zu übernehmen. Sie wollen Frankreich um jeden Preis gefällig sein, auch wenn sie dazu mit den mohammedanischen Feinden der Christenheit paktieren müssen, die Loyola einst bis hinter Jerusalem zurückdrängen wollte.

*

Die Gesundheit Kaiser Leopolds I., einer phlegmatischen, nervenkräftigen und zu Abenteuern nicht geneigten Mittel-

mäßigkeit, verſpricht eine den Jeſuiten allzu beſtändige Regierung. Da verfällt der Kaiſer im Jahre 1670 in eine unerklärliche Krankheit; er iſt abgezehrt und bis zum Niederſinken erſchlafft, Schwindelanfälle und unlöſchbares Durſtgefühl plagen ihn. Schließlich beruft man den Mailänder Borro, einen berühmten, wegen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Schriften von der Inquiſition verfolgten Arzt. Borro entdeckt, daß die beiden brennenden Wachskerzen auf dem Schreibtiſch des Kaiſers eine gelblich flackernde Flamme haben, aus der ein feiner Dunſt zur Decke aufſteigt, wo ſich davon eine graue Ablagerungsſchicht gebildet hat. In den andern Räumen brennen die Kerzen röter und ruhiger, auch fehlt der giftgeſchwängerte Dunſt.

Die Unterſuchung, die der chemiſch erfahrene Borro mit den kaiſerlichen Leibärzten anſtellt, hat ein überraſchendes Ergebnis. Der Docht der Kerzen, die in Leopolds Arbeitszimmer Verwendung finden, iſt mit einer Arſenikl̈ſung getränkt, ehe er mit Wachs umzogen wurde. Ein Hund, dem man kleine Stückchen des zerſchnittenen Dochts in das Freſſen mengt, ſtirbt in wenigen Stunden unter Qualen. Für den Kaiſer war ein beſonderer Vorrat an Lichtern beſorgt worden; dieſe Kerzen ſollten angeblich von beſſerer Beſchaffenheit ſein als die andern. Bei der Aufſchmelzung des Kerzenſtapels fördert man über zwei Pfund Arſenik zutage. Und wer iſt der Lieferant geweſen? Der Pater Prokurator der Wiener Jeſuitenniederlaſſung!

Der Kaiſer, der nun raſch wieder geſundet, läßt den Schuldigen verhaften; doch der Beichtvater beſchwört ihn, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, denn der Attentäter ſei für ſein Verbrechen allein verantwortlich, und der Orden habe damit nichts zu tun. So wird die niederträchtige Affäre vertuſcht, aber kein Geringerer als der ehrenhafte Prinz Eugen hat ſie der Nachwelt überliefert. Der ruchloſe Pater verſchwindet aus Wien, der Orden verwiſcht ſeine

Spur in Europa und schickt ihn nach Südamerika in seinen Missionsstaat Paraguay. Doktor Borro, der Retter des Kaisers, aber wird ein Opfer der jesuitischen Rache; sie locken ihn, der sich mit dem kaiserlichen Schutzbrief sicher fühlt, unter falschen Vorspiegelungen nach Rom, wo sie ihn bis an sein Lebensende in den Kerkern der Engelsburg gefangenhalten.

Was hatte der Orden mit dem zweifellos abgekarteten Mordanschlag bewirken wollen? Kaiser Leopold besaß damals noch keinen männlichen Erben, mit ihm wäre das Haus Habsburg im Mannesstamme erloschen, und die Thronansprüche der weiblichen Glieder des Hauses waren umstritten. So hätte also damals beim Tode Leopolds ein Erbfolgekrieg ausbrechen können, wie er dreißig Jahre später um die spanische Krone entbrannte. Die Jesuiten planten, die römisch-deutsche Kaiserwürde beim Aussterben der Habsburger Ludwig XIV. zu verschaffen, dem sie einen neuen imperialistischen Krieg um die Zukunft Europas unter dem Vorwand der Rechtgläubigkeit aufdringen wollten.

*

In den protestantischen deutschen Ländern besitzen die Patres natürlich keinen unmittelbaren Einfluß auf die Staatsgeschäfte; sie müssen sich hier, wo sie auch keine eignen Anstalten haben, mit viel bescheideneren Rollen begnügen. Der Orden verfügt, daß sich an jeder evangelischen Universität ein paar Brüder als Studenten der juristischen und medizinischen Fakultäten einschreiben lassen, um die Professoren zu beobachten und unter den Hörern unauffällig katholische Saatkörner auszustreuen. Sie treten auch als Sprachlehrer und junge weitgereiste Magister auf, die das Loblied fremder kultureller Einrichtungen singen und die Anschauungen der hiesigen Kreise in Zweifel ziehen. Bei theologischen Unterhaltungen geben sie sich als Synkretisten,

als Freunde der konfessionellen Verständigung aus. Eine solche Bewegung war gegen Ende des großen Krieges von der braunschweigischen Universität in Helmstedt ausgegangen. Professor Georg Calixt, ihr Begründer, hatte sich mit dem Idealismus eines Stubengelehrten für einen solchen Ausgleich eingesetzt; er wies zwar mit Recht darauf hin, daß auch das Luthertum schon wieder verknöchert und reformbedürftig geworden sei, aber er und seine Anhänger täuschen sich bei ihren Vorschlägen völlig über das wahre Wesen der katholischen Kirche.

Diese Strömung machen sich die Patres zunutze. In den akademischen und höfischen Zirkeln der protestantischen Städte werben sie eifrig für ein angeblich überkonfessionelles Christentum. Haben sie ihre Opfer dafür gewonnen, so lüften sie die Maske ein wenig und schlagen vor, man wolle gemeinsam Anschluß an katholische Geistliche suchen, denn von der alten Mutterkirche aus ließen sich die edlen Ziele besser verwirklichen. Die calixtinischen Gedankengänge begünstigen also diese individuellen Bekehrungsversuche der Jesuiten. Der Konvertit findet ideale und scheinbar überlegene Rechtfertigungsgründe für seinen Schritt. Doch ist der Erfolg bei den kulturtragenden Schichten recht dürftig geblieben. Aufsehen erregen nur wenige Fälle, so der Übertritt des schlesischen Dichters Johann Scheffler, der als Angelus Silesius zur Blütenlese der deutschen Lyrik gehört, und der Abfall des Helmstedter Kirchengeschichtlers Christian Blume, der mit einigen seiner Schüler in die Jesuitenfalle gerät.

Das verwerflichste Mittel zum Seelenfang bilden die sogenannten „Konvertitenkassen" und „Konversionscomptoire" des Ordens, die nach dem Religionskriege in den süddeutschen Landen mit gemischtem Bekenntnis gegründet wurden und bis weit in das 18. Jahrhundert hinein bestanden. In diesen Comptoiren kann man gegen klingende

Münze den Glaubenswechsel vollziehen; natürlich wissen die Patres um die Nichtswürdigkeit und den religiösen Unfug dieser Übertritte Bescheid, aber sie brauchen steigende Statistiken, um ihre kulturellen Ansprüche, etwa in Schulfragen, erweitern zu können.

Überall, wo sich die Bevölkerung auf beide Konfessionen verteilt, wacht man argwöhnisch über die Parität. In einer schwäbischen Reichsstadt hat nun ein Pater herausgefunden, daß die beiden Stockknechte des paritätisch besetzten Magistrats Protestanten sind. Er entfesselt einen Proteststurm, und die Sache kommt bis vors Reichskammergericht. Wie kann man es wagen, katholische Rücken, auch wenn sie Missetätern gehören, nur von Ketzern prügeln zu lassen! Endlich wird eine paritätische Stockprügelordnung erlassen, die Schläge müssen in gerader Zahl verordnet werden, die eine Hälfte verabfolgt ein protestantischer, die andere ein katholischer Stockbüttel.

Oft geht es freilich um sehr viel ernstere Dinge, und jede Änderung des prozentualen Verhältnisses der Glaubensrichtungen gibt den Jesuiten Anlaß, öffentliche Unruhe zu erzeugen. In Zeiten der Not und Teuerung kommen die Besitzlosen scharenweise zum Konversionscomptoir gelaufen, um gegen einen blanken Silberling ihr ewiges Heil der römischen Kirche anzuvertrauen und dafür wenigstens das irdische Heil garantiert zu erhalten. Haben die Überläufer aber für längere Zeit den katholischen Kultus brav mitgemacht, so erhalten sie als Bedürftige aus der Konvertitenkasse regelmäßige Unterstützung oder auch Kredite zur Existenzgründung.

*

Am meisten ist den Jesuiten natürlich an der Bekehrung fürstlicher Standespersonen gelegen; auch wenn diese nicht regieren, so beeinflussen sie doch die Haltung ihrer

Häuser und die allgemeinen Machtverhältnisse. Nun sind die an sich schon so zahlreichen deutschen Fürstenfamilien meist noch mit überreichlichem Nachwuchs gesegnet, mit legitimem und in dieser liebesfrohen Zeit erst recht mit illegitimem. In der katholischen Weltordnung stehen den armen, beschäftigungslosen Prinzchen und Gräflein annehmliche Pfründen vom Domherrn bis zum Kardinal zur Verfügung. In protestantischen Ländern gibt es das nicht, und so fühlt sich mancher junge Feudale verlockt, den Glauben der Väter abzuschwören und mit jesuitischer Hilfe in der Laufbahn der Papsthierarchie sein Glück zu versuchen.

Charakteristisch für ein solches Konversionsunternehmen ist ein Fall, der sich im Herzogtum Sachsen-Zeitz ereignete, wo zeitweilig eine albertinische Nebenlinie selbständig regierte. Der zweitgeborene Sohn, Prinz Christian August, tritt, da ihm sein regierender älterer Bruder, Herzog Moritz Wilhelm, nur eine kümmerliche Apanage zahlt, in Paris zum Katholizismus über und wird Domherr in Lüttich, Domprobst in Köln, Bischof von Raab in Ungarn und schließlich dort Erzbischof von Gran, Reichsprimas und Kardinal mit einem jährlichen Einkommen von über hunderttausend Talern. Er schickt den gewandtesten Proselytenmacher jener Tage, den Jesuiten Franz Schmeltzer, als seinen Vertrauten nach Zeitz, wo sich dieser als ungarischer Legationssekretär vorstellt und den Herzog Moritz Wilhelm ebenfalls zur katholischen Kirche bekehren soll. Den Herzog reizen die materiellen Vorteile, die ihm der Verführer in leuchtenden Farben schildert. Hat nicht die katholische Kirche sogar seinem Bruder, dem Habenichts, unerhörte Schätze in den Schoß geworfen! Auch läßt sich der Übertritt mit der calixtinischen Verständigungslehre entschuldigen.

Als der Herzog unter den Fittichen des brüderlichen Kardinals den Glaubenswechsel vollzogen hat, wird er freilich von seinem Beichtvater Schmeltzer mit der Aussicht auf die

himmlischen Wonnen abgefunden. Er verliert sogar seine beste Einkommensquelle, das Stift Naumburg-Zeitz, denn nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens muß jeder Inhaber bei einem Religionswechsel auf die Verwaltung verzichten. Serenissimus wurmt das schlechte Geschäft, und allmählich fruchtet die evangelische Mahnung zur Rückkehr, er bekennt sich in Hoffnung auf Wiedergewinn seines Stiftes aufs neue zu Luther. Als er wenige Tage darauf ganz plötzlich die Augen schließt, halten die Katholiken das für ein Strafgericht Gottes; die Protestanten glauben, daß ihm Schmeltzer nach berüchtigten Mustern ein tödliches Gift gereicht habe.

*

Der bekannteste Bekehrungstriumph der katholischen Kirche ist die Schwenkung, die der Kurfürst August der Starke von Sachsen vollzog, um König von Polen zu werden. Die Jesuiten sind daran nur indirekt beteiligt, sie hatten die polnischen Reichsstände zu dem Gelöbnis gebracht, daß kein Ketzer die polnische Krone tragen dürfe. Der Heros der Saxe galante war eine viel zu sinnenberauschte, frivole Natur, um sich über den Glauben tiefere Gewissensgedanken zu machen. Sachsen, das Ursprungsland der lutherischen Reformation, läßt sich durch seinen Fürsten nicht irremachen, sondern bleibt bei der evangelischen Lehre. Der Kurfürst hat den sächsischen Ständen feierlich bekräftigt, daß er den Erbprinzen protestantisch erziehen lasse, aber zugleich verspricht er dem Papste ebenso feierlich das Gegenteil. Man schickt aus Rom den eleganten Salonjesuiten Salerno, der dem Hofstaat des Kurprinzen zugeteilt wird. Salerno geht mit seinem Zögling auf die Auslandsreise, sie besuchen die glänzendsten Kultstätten der alten Kirche, und bald hat er ihn so weit, daß er angeblich ganz freiwillig und ohne das Zutun des Vaters in Bologna seinem Seligmacher erliegt.

Das brandenburgisch-preußische Haus hat sich den katholischen Einflüsterungen stets geflissentlich ferngehalten, ohne deshalb in Glaubensdingen intolerant zu sein. Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für sein preußisches Erbland die Königswürde erwerben will, glauben die Jesuiten, jetzt sei hier ihre Stunde gekommen. Kaiser Leopolds Einwilligung erscheint jahrelang aussichtslos; es würde freilich etwas anderes sein, wenn das Herrscherhaus zur katholischen Kirche zurückkehren wollte. Man schickt den in Polen wirkenden Jesuiten Karl Moritz Vota, einen Mann von vielen Talenten, wiederholt an den kurfürstlichen Hof nach Königsberg und Berlin. Friedrich unterhält sich oft und gern mit dem weltkundigen Pater, der sich auch eifrig um die Besserung der Beziehungen zwischen Preußen und Polen bemüht, die sich sehr verschlechtert hatten, seit der Große Kurfürst die Unabhängigkeit Preußens von Polen erzwang.

Vota entwickelt dem Kurfürsten in mehreren Denkschriften seine Pläne; die Hohenzollern seien von der Vorsehung dazu bestimmt, vielleicht sogar den führenden Einfluß in Deutschland zu gewinnen, aber das vermöge nur ein katholischer Staat. Friedrich solle die Königskrone nicht vom Kaiser, sondern aus den Händen des Heiligen Vaters in Empfang nehmen. Der kluge Vota täuscht sich in seiner Prophezeiung, soweit sie sich auf den Glauben bezieht, und erst recht in der Beurteilung des Monarchen, dessen Sinn für repräsentative Prachtentfaltung er für die römische Sache ausbeuten will. Aber Friedrich, der Vota trotz seines unmöglichen Ansinnens gewogen blieb, ist im Grunde ein nüchterner Norddeutscher, der sich interessante Phantasien lächelnd anhört und dann doch in seiner Wirklichkeit lebt.

Viel derber ist sein Sohn, der Soldatenkönig, gegen die Patres aufgetreten. „Jesuwitter", schreibt er in seinem Testament, „müsset Ihr in eure Lender nicht dulden; sein Deuffels, die da kapable zu viellen Böhses, unter was

preter sie sich auch wollten einnisteln in eure Länder." Und als die Jesuiten den Kaiser zu einem scharfen Beschwerdebrief wegen Benachteiligung preußischer Katholiken veranlassen, gibt er dem Gesandten zur Antwort: „Ich mache es wie Wallenstein. Wenn der vom Kaiser Ordre bekam, so küßte er das Siegel und warf dann das Schreiben ungelesen zum Fenster hinaus."

*

Die letzte große Glaubensverfolgung auf deutschem Boden setzen die Jesuiten um das Jahr 1730 im Erzbistum Salzburg ins Werk. Die urwüchsigen Gebirgsbauern der Hochtäler hatten sich ihr reines Evangelium zweihundert Jahre der Krummstabregierung zum Trotz erhalten können. Die Errichtung protestantischer Kirchen ist ihnen verwehrt, die gottesdienstlichen Zusammenkünfte werden auch durch die abgeschiedene alpine Lage der Höfe behindert. So hat sich bei ihnen ein Laienpriestertum entwickelt, das in der Hauptsache aus täglicher Verlesung von Bibelstellen besteht. Das heilige Buch ist der Inbegriff ihres religiösen Erlebens; von Kerzen und Sträußen umgeben, ruht es auf der Familientruhe wie auf einem Altar, und wenn es der Hausvater ehrfürchtig aufschlägt, steht die Sippe und das Gesinde mit gefalteten Händen daneben aufgereiht.

Die Erzbischöfe haben diesen bodenständigen Kult bisher mit Stillschweigen geduldet, es genügte ihnen, friedliche und arbeitsame Untertanen zu haben. Da kommt im Jahre 1727 mit dem Freiherrn von Firmian ein katholischer Kirchenfürst von unersättlicher Genußsucht und Geldgier zur Herrschaft. Mit der Frau seines Oberstallmeisters, der schönen Gräfin von Arco, führt er ein verschwenderisches Leben im Versailler Hofstil. Seine Jesuiten sollen ihm die Mittel heranschaffen, und wenn sich damit ein gottgefälliges Kampfunternehmen gegen die Ketzer verbinden läßt, um so besser.

Als Bußprediger ziehen die Patres in die Bergwelt hinauf, an den Kreuzwegen bauen ſie Gerüſte mit bunten Heiligenbildern; das Volk wird unter Androhung von Geld- und Leibesſtrafen vor die Bretterbühnen zitiert. Und die Pfaffen verkünden, wer auch nur „aus Neugier" einen einzigen Satz in der Hausbibel leſe, begehe eine Todſünde. Als die Bauern widerſtreben, beginnen die Patres mit ihren Schergen Jagd auf die Bibeln zu machen, die Höfe werden durchſucht, und alle Heiligen Schriften wandern ins Feuer. Wer unbekehrt ſtirbt, darf nicht auf dem Friedhof beſtattet werden. Neugeborene, die man nicht zur katholiſchen Taufe bringt, gelten als Hurenkinder und als enterbt.

Aber die erzbiſchöflichen Behörden warten vergeblich auf eine Volksrebellion, die den Vorwand zu äußerſten Maßnahmen liefern könnte. Da laſſen die Jeſuiten das Zeughaus in Werffen aufbrechen und die Waffen rauben, um erklären zu können, das hätten die ketzeriſchen Bauern getan. Der Anſtifter der Schurkerei, der Pater Michael Zech, von ſeinem Orden als der „große Salzburgermiſſionar" gefeiert, beſtimmt den Erzbiſchof zu einer Aktion beim Kaiſer. Die Untertanen des Erzſtifts hätten ſich gegen den Reichsfrieden vergangen, ihre Vertreibung aus dem Lande ſei daher gerechtfertigt, er erbitte kaiſerliche Dragoner zur Vollziehung. Nun hebt ein wilder Raubterror an. Wer nicht binnen wenigen Tagen die bibliſchen Ketzereien abſchwört, muß mit dem Bettelſack das Land verlaſſen. Über dreißigtauſend Menſchen werden ihrer Heimat beraubt und ins Elend geſtoßen. Doch Firmian wird ſeiner Beute nicht froh; die katholiſchen Siedler, denen er die eingezogenen Höfe verpachten will, ſind nichtsnutziges Volk, und das bisher ſo blühende Salzburger Land verarmt.

Die Flüchtlingskolonnen der vertriebenen Bauern finden in den proteſtantiſchen Gauen gaſtliche und begeiſterte Aufnahme. Auch in vielen katholiſchen Kreiſen mahnt der Miß-

erfolg des brutalen Manövers zur Beſinnung. Die Reichsſtände planen neue Garantiegeſetze gegen die unzeitgemäße Wiederholung ſolcher böſen jeſuitiſchen Streiche. Den Salzburger Emigranten bereitet der Hohenzollernſtaat im dünn bevölkerten öſtlichen Preußen eine zweite Heimſtatt, in der ſie es zu Anſehen und Wohlſtand bringen. Die Wellen der religiöſen Verfolgung ſind damit in Deutſchland verebbt. Habsburg verliert in den heraufziehenden politiſchen Kriegswirren die Kraft und den Willen zur gewalttätigen Unterſtützung konfeſſioneller Abenteuer.

Ein „Mulikstaat“ im Urwald

Die spanischen Konquistadoren zertrümmerten bei ihrem Vormarsch durch die „Neue Welt“ die alten Inkakulturen mit einer Schnelligkeit, die ebenso grauenvoll wie unverständlich erscheint. Wie kam es, daß auch die hochentwickelten Eingeborenenvölker Amerikas bald nach der Ankunft der Europäer zu „Wilden“ herabsanken? Die Bewohner von Mexiko oder Peru etwa waren, den spärlichen Chroniken und Steindenkmälern nach zu urteilen, im Besitze einer vielfältig durchgebildeten Zivilisation. Während aber die ostasiatischen Völker ihre Eigenständigkeit gegenüber den Weißen behaupten konnten, vermochten die amerikanischen Indios nur noch in barbarischer Tiefe ihr Dasein zu fristen, sofern sie nicht überhaupt ausgerottet wurden. Es gibt für diesen Vorgang natürlich genug erklärende Einzelgründe, aber das Wesentliche bleibt die Tatsache selbst, die weltgeschichtliche Fügung, der Zug des Schicksals. Der neue Erdteil wurde das große Auswanderungsland für die arische Rasse. Die Europäer begannen schon frühzeitig ganz instinktiv diese ungeheuren Landstriche als ein ihnen verliehenes Eigentum zu betrachten und die ursprünglichen Inhaber als völlig rechtlos anzusehen.

Nur eine kleine Gruppe von weißen Amerikafahrern wollte sich diesem gewaltigsten Umwälzungsprozeß von vorn-

herein bewußt entgegenwerfen: es waren die Jeſuiten. Was bewog ſie dazu? Sie ſind doch ſonſt nie als Träumer in die Ferne gegangen, ſondern immer mit klaren Abſichten und Plänen. Auch bei dieſen Unternehmungen leitet ſie ein zunächſt ganz folgerichtiger Gedanke: ſie ſagen ſich, daß ein zweites Europa auf amerikaniſchem Boden der Weltmacht der katholiſchen Kirche nur wenig botmäßig ſein wird. Soll ihre geiſtliche Koloniſation in Amerika feſten Fuß faſſen, ſo dürfen die Glücksritter der Alten Welt drüben nicht unumſchränkt gebieten, denn dieſe Leute werden eher alles andre als religiöſe Vorkämpfer ſein. Wenn man hingegen den Indios, dieſen unverdorbenen Seelen, dieſer beſonders leicht zu lenkenden Raſſe, eine chriſtliche Staatsordnung brächte, ſo würde ſich unter jeſuitiſcher Führung ein ganzer Kontinent für Rom gewinnen laſſen. Der Orden will daher die Sache der Urbevölkerung vertreten, um ſo Amerika für ſeinen papiſtiſchen Machtgedanken zu erobern. Dabei müſſen die Patres bald mit ihren europäiſchen Raſſegenoſſen in Konflikt geraten, die den harten Pionierkampf doch nur aufnehmen, um die unbeſchränkte Herrenſchicht zu werden.

Von den Küſten beider Ozeane aus ſind die ſehr unheiligen „weißen Heilande" in Ritterrüſtung der Lockung des Goldes gefolgt, erſt Staunen und dann Schrecken vor ſich her verbreitend. Die Indios flüchten vor den furchtbaren Göttern zu Pferde, denen ſie nicht ſtandhalten können, in die Steppen und Berge. Von befeſtigten Plätzen aus unternehmen die Koloniſten ihre Raubzüge, um die fabelhaften Erdſchätze, die edlen Metalle und Steine in ihre Hand zu bringen. Als nun die Jeſuitenpatres auf friedlichen Pfaden dieſe rieſigen Länderweiten durchſtreifen, nehmen die Eingeborenen auch vor ihnen Reißaus, denn ſie halten die fremden Männer in der Kutte natürlich für ebenſolche Räuber wie die im Koller. Allmählich faſſen ſie aber Zutrauen zu den weißen Prieſtern, die bald mit ihnen in der heimiſchen

Sprache verkehren, die auch niemanden totschlagen und ausplündern. Die Missionare erforschen nun planmäßig die Binnengebiete von Texas bis Kalifornien, von Peru über Bolivien bis zur La-Plata-Mündung.

Es sind ungeheure Expeditionsleistungen, die sie in kleinen Trupps, ohne die Hilfsmittel staatlicher Großorganisation, vollbringen. In den Schlupfwinkeln der Stämme spricht es sich herum, wie freundlich und hilfreich diese Priester seien, und so können sie das Volkstum wirklich studieren, die Stammesunterschiede erkennen und genauere Landkarten zeichnen. Ihre geographische Arbeit kommt leider auch den Eroberern zugute, die sich nun überall nachdrängen. Die ethnographische Erkundung sollte einzig dem künftigen Missionsziel dienen, der Sammlung der zerstreuten Eingeborenenhaufen zu christlichen Gemeinden, zu größeren Siedlungskörpern und endlich zu bodenständiger Volksautonomie. Sogar die gefürchteten Kannibalen lassen sich von den milden, immer geduldigen „Schwarzröcken" zähmen, obwohl sie anfangs nicht selten in die Gefahr gerieten, von den Menschenfressern verspeist zu werden. Die Missionare können freilich den Nomaden, die sich von Jagd und Raub nähren, nicht immer in ihre Wüsteneien nachfolgen. Darum gestatten die Könige von Spanien und Portugal den Patres, die indianische Bevölkerung der einzelnen Landstriche in sogenannten „Reduktionen" zusammenzuschließen, damit das Bekehrungswerk leichter vonstatten gehe. Die Pläne der Jesuiten knüpfen bei den höherstehenden Stämmen an die Kulturbestrebungen der alten Inkahäuptlinge an, die schon versucht hatten, eine südamerikanische Einheitssprache zu schaffen. Jetzt verfassen die Patres Sprechtexte und Grammatiken zur Vereinheitlichung der Dialekte, sie verbreiten auf diese Weise nicht nur die christlichen Glaubensgeschichten, sondern auch die europäischen Fertigkeiten in Ackerbau und Hausgewerben. Sie wollen freilich gleich viel zuviel, denn

vielen Stämmen ist noch der Pflug und die Haustierzucht ganz unbekannt.

*

Die weißen Kolonisten beobachten das alles mit Scheelsucht und Unbehagen; hier werden die Indios zu Selbstbewußtsein und Eigenwirtschaft erzogen, während die Einwanderer billige und unterwürfige Arbeitskräfte brauchen, um zu Wohlstand zu gelangen. Die Gouverneure, die Siedler und die Händlergenossenschaften sehen in den Reduktionen eine künstliche Behinderung ihrer nicht nur gewinnsüchtigen, sondern auch patriotischen Absichten, denn Südamerika soll spanisch und portugiesisch, nicht aber indianisch sein. So gibt es ständige Reibereien zwischen den jesuitischen Indioterritorien und den europäischen Unternehmern. Diese können freilich offen nicht viel dagegen tun, denn die Missionare pochen auf die königlichen Privilegien. Mitunter vertreiben die Eingeborenen die kolonialen Machthaber, dann setzen die Jesuiten eine vorläufige Ordnung nach ihren Wünschen ein. Kommen die weißen Siedlungsbehörden zurück, so gibt es Zwist und Durcheinander, und manchmal werden die Patres von ihren erzürnten Landsleuten gefesselt und verschleppt. Durch diese jesuitische Schutzpolitik, die aus ihren Indios freie Leute machen will und sich so menschenfreundlich ausnimmt, entsteht ein empfindlicher Mangel an Arbeitsleuten für die Pflanzungen und Minen. Und nun kommen die portugiesischen Überseehändler auf den verhängnisvollen Gedanken, an der Westküste Afrikas Neger einzufangen, in die Schiffe zu pferchen und nach Südamerika als Sklaven zu verkaufen.

Jetzt erhebt sich die Streitfrage, ob dieses „schwarze Vieh in Menschengestalt" auch eine Seele besäße, die der christlichen Religion bedürftig sei. Zum Ärger der Händler und Kolonisten bejahen das die Jesuiten entschieden, nicht nur

aus theologischen Gründen, sondern auch der Kontrolle wegen, die ihnen damit zufällt. Die Einrichtung der Sklaverei, obwohl dem Geist nach durchaus unchristlich, wagen die Patres nicht direkt zu bekämpfen und entschuldigen sich mit einem recht dürftigen Pauluswort über die Knechtschaft. Aber sie wollen durch die Aufsicht über die Sklavenseelen die soziale Struktur regulieren und damit ihren Machteinfluß stärken. Sie schaffen sich selber zahlreiche Sklaven an, denen sie als Zeichen der geistlichen Hörigkeit ein Kreuz in die Stirn brennen lassen. Die Jesuitensklaven dürfen ein faules Leben führen und werden gut verpflegt, daher möchte bald jeder Schwarze die Patres zu Herren haben.

Trifft in den Häfen eine neue Ladung Sklavenware ein, so gehen sie auf die Schiffe, um die Neger sogleich zu „bekehren"; und sie haben ein Gesetz erzwungen, nach dem keiner weiterverkauft werden darf, ehe er nicht „mit Erfolg" am Taufunterricht teilgenommen hat. So können sie die Transporte nach Gutdünken zurückhalten oder freigeben, und sie haben damit die Marktregelung im Sinne ihrer Interessen ganz in der Hand. Die Altarbilder der Sklavenmission zeigen den weißen Himmelsherrn im trauten Bunde mit Negern, und die Schwarzen entnehmen daraus, daß sie sich mit den Weißen auf eine Stufe stellen dürfen. Das fördert die Rassenvermischung, die den europäischen Kolonialherren höchst unerwünscht ist, denn die mischblütigen Bastarde, weil nirgends zugehörig, entwickeln sich zu Banditen, machen das Land unsicher und setzen die Rassenverschlechterung fort.

Vom Papst und den Königen haben sich die Jesuiten gegen den Willen der Kolonialbehörden das Recht erwirkt, jederzeit an den Arbeitsstätten der Sklaven Katechetenkurse abzuhalten, die sie nach geistlichem Ermessen gestalten und ausdehnen können. Das untergräbt Arbeitsordnung und Disziplin, sofern sie es nur darauf anlegen, und sie tun es,

um unbußfertige Grundbesitzer zu strafen, und sogar ganz allgemein, um die kolonialen Wirtschaftspioniere nicht zu mächtig werden zu lassen. Doch die Unternehmer wissen sich mit Gegenmitteln zu helfen, sie veranstalten zur Rache Menschenjagden auf die besonderen Schützlinge der Jesuiten, auf die einheimischen Indios, die friedlich zurückgezogen in ihren Dorfdistrikten leben. Ursprünglich galt es den Europäern als selbstverständlich, daß sie für ihre Arbeitshöfe nach Belieben Indios einfangen können. Dann erhielten die Kolonisten aus Lissabon die einschränkende Befugnis, alle in „gerechten Kriegen" gefangenen Indianer zu knechten und als Sklaven zu verkaufen. Nun werden solche „gerechten" Raubjagden auf die Rothäute ins Werk gesetzt, und schließlich finden es die Sklavenhalter am bequemsten, sich ihr Menschenwild aus den dörflichen Umfriedungen der Jesuiten zu holen. Auf die Dauer wendet sich die schlimme, aber zwangsläufige Sozialentwicklung deutlich gegen die Patres. Ihr Prinzip: „Amerika den eingeborenen Amerikanern", läßt sich immer weniger durchführen, aber sie geben das Spiel nicht auf, sondern bereiten sich gerade auf eine besondere Leistungsprobe im Süden des Erdteils vor.

*

Inzwischen hatte auch die Kolonisierung Nordamerikas Fortschritte gemacht; sie begann später als die des Südens und stieß auf stärkere Widerstände der Eingeborenen, die hier im härteren Klima der offenen nördlichen Ebenen viel kriegerischer geartet waren. Es sind religiöse Emigranten aus England, die sich seit Anfang des 17. Jahrhunderts an der amerikanischen Ostküste niederlassen. Da sich die englische Staatskirche gegen zwei entgegengesetzte Bekenntnisgruppen, gegen Puritaner und Katholiken richtete, so wird die christliche Kirchenspaltung auch gleich in die Neue Welt übertragen. Daß die katholischen Auswanderer von Jesuiten

begleitet und teilweise geführt werden, versteht sich eigentlich schon von selbst. An der Mündung des Potomak gründen sie die Kolonie Maryland, und zunächst gilt es in schwerer Farmerarbeit die Versorgung zu sichern. Dann können sich die Patres endlich ihrer Missionspolitik widmen. Gegen die kampftüchtigen Rothäute können sich die Siedler noch nicht weit vorwagen, bei den Überfällen gibt es keine Schonung, eine Seite hat immer wieder an der andern Rache zu nehmen. Da begeben sich die Patres mit friedlichen Lockmitteln hinüber, sie angeln sich die Indianer, die noch keine Angelhaken kennen, buchstäblich, auch die süßen Honigkuchen der Jesuiten schmecken den Naturkindern vorzüglich, und ein Schluck „Feuerwasser" ist ein Vorgeschmack auf die Seligkeit. Schon werden die ersten Friedenspfeifen geraucht.

Der Oberhäuptling der umwohnenden Indianerstämme läßt sich von den weißen „Medizinmännern" unterweisen, entsagt der Vielweiberei und läßt sich schließlich taufen, er erhält sogar den Namen King Charles, den der englische König trägt, und seine Squaw wird zur Queen Mary erhoben. Die rote Fürstenfamilie schultert ein Holzkreuz, die Patres singen die Litanei, und statt auf dem Kriegspfad ziehen sie nun in der Prozession. Die dankbaren Indianer haben den Patres große Landstriche geschenkt, was den andern Siedlern immer weniger behagt, da die Priester es auch hier mehr mit den Eingeborenen als mit den Farmern halten. Die Kolonie, in der allmählich der puritanische Geist den klerikalen verdrängt, will den reichen Missionsbesitz gesetzlich einziehen, doch die Patres haben das Land schon ihren engeren Anhängern heimlich in die Hände gespielt. In allerlei Verkleidungen ziehen die Jesuiten aus Maryland fort, um bald hier, bald dort zwischen Rot und Weiß die verschiedensten Mittler- und Hetzerrollen zu spielen.

Da das Schulwesen noch völlig im argen liegt, suchen sie auch als Lehrer auf das heranwachsende Geschlecht Ein-

fluß zu gewinnen. Sie möchten europäiſche und indianiſche Kinder gemeinſam erziehen, denn damit würden ſie beide in ihrer Volkstradition ſchwächen und zu willfährigen Werkzeugen jeſuitiſchen Kultwillens umprägen. Das Beginnen ſcheitert aber an den geſunden Raſſeinſtinkten. Die Patres müſſen überhaupt die trübe Erfahrung machen, daß auch die katholiſchen Einwanderer ſich dem Papismus mehr und mehr entfremden. Das nordamerikaniſche Farmerland züchtet einen trotzigen Freiheitsſinn, und die römiſchen Beichtängſte fechten die ſtählernen Herzen nicht an. Das ſchlichte, praktiſche Chriſtentum der Puritaner iſt dieſer jungen, werdenden Welt viel lebensnäher als das alte lateiniſche Regelwerk und das unverſtändliche Myſterium des Meßopfers. Wenn die Patres bei den Indianern Bekehrungserfolge in ſechsſtelligen Zahlen verzeichnen, ſo beſagt das kulturell doch faſt gar nichts. Man könnte den Roten ebenſo jede beliebige andere Gottesoffenbarung predigen, ſie würden die Gebräuche nachahmen, ſobald ſie überzeugt wären, daß der weiße Medizinmann einen ſtärkeren Zauber hat. Die fremden Eindringlinge ſcheinen übrigens, wie die Indianer beobachten, ſich ſelber über ihren Glauben nicht im klaren zu ſein, ſonſt würden doch nicht die einen ſo und die andern wieder ganz anders beten. Zweierlei Miſſionsbotſchaft in demſelben Kolonialkreis lockert und verflacht auf die Dauer das religiöſe Bewußtſein.

*

Mißlingt auch den Patres ihr geiſtliches Heiligungswerk, ſo wiſſen ſie ſich doch in den Weltgeſchäften unentbehrlich zu machen. Sie betätigen ſich ſozuſagen als Landsknechte der kolonialen Diplomatie; heute ſchicken die Anſiedler die Jeſuiten zu Verhandlungen mit den Rothäuten, morgen treten die Kutten anderswo als Abgeſandte der Indianer auf, um den Bleichgeſichtern Friedensbedingungen anzubieten. Der

Orden kennt in solchen Fällen keine grundsätzliche Parteinahme, er folgt dem ewig römischen Prinzip: divide et impera, spalte die Machtsphäre, und du wirst über die streitenden Teile herrschen. Die jeweilige Religionspolitik der europäischen Großmächte wirkt auch auf die jesuitischen Amerikaunternehmungen hinüber. In Kanada und am unteren Mississippi haben die Franzosen Fuß gefaßt; wenn nun die Patres am Pariser Hof in hoher Gunst stehen, erhalten sie auch mit Leichtigkeit koloniale Vollmachten und treten den Eingeborenen so gegenüber, als ob sie allein im Namen der Weißen zu bestimmen hätten. Dann reisen sie als „weiße Häuptlinge" mit großem Gefolge. Fallen die Patres an den europäischen Höfen in Ungnade, so schütteln die Gouverneure sie schleunigst ab, und die Missionare verdrücken sich als Medizinmänner und Parteigänger der Roten ins andere Lager hinüber.

In der britischen Kronkolonie Neuyork sind sie während der katholischen Herrschaft Jakobs II. obenauf, gründen Kollegs und spielen den englisch-amerikanischen Handel ihren Anhängern zu. Als aber England nach der glorreichen Revolution dem Papstglauben endgültig absagt, schlagen sich die Jesuiten ganz zur Partei der Franzosen. Nordamerika soll nun unter französische Oberhoheit kommen, und sie bekämpfen fortan die angelsächsische Expansion mit List und Gewalt. Von Kanada aus mobilisieren sie die Indianer zum Einfall in die englische Zone. Den menschenreichen, kriegswilden Stamm der Huronen haben sie zur Kampftruppe für ihre Franzosenpolitik ausersehen, sie wollen ein christlich zivilisiertes Huronenreich aufbauen, das als Vasallenstaat des Pariser Sonnenkönigs alle indianischen und weißen Parteigänger der britischen Interessen in Schach hält. Was die Patres bei der „Seelenjagd" auf die Huronen an Strapazen und Entbehrungen aushalten, ist wirklich eine außerordentliche Expeditionsleistung des kleinen römischen Vortrupps.

Diese felsige, von Sturzbächen und dornigem Buschwerk durchzogene Landschaft ist noch völlig ungebahnt. Die Kanus auf dem zerstochenen Rücken, müssen die Patres durch Geröll und Schlinggewächs, bis sie der nächste Stromlauf ein Stück weiterträgt. Der Aufenthalt in den rauchigen, von Schmutz und Ungeziefer starrenden Wigwams der Huronen ist für Europäer eine wahre Qual. Sie haben erst gegen die blutrünstigen Sitten, die wilden Hunde, gegen die Sommerglut, die Winterkälte, die Seuchen und das Mißtrauen den Kampf aufzunehmen, ehe die rohen huronischen Horden sich für die imperialistischen Zwecke der fremden Seligmacher gebrauchen lassen.

Tapfer tragen die Huronen dann ihre Haut für Frankreich zu Markte, und zur Belohnung richten die Patres ihnen glänzende Hochzeiten mit reichen Geschenken aus. Sie sollen nun aber auch die Ehe ernst nehmen und den katholischen Ritus erfüllen. Doch populärer als die Bibel wird der Schnaps und das Kartenspiel, überhaupt sinkt ihre Volkskraft unter den neuen europäischen Sitten und Unsitten schnell herab. Die englischen Kolonisten haben sich zur Abwehr der Huronen die noch völlig ungebändigten Irokesen geworben, die nun das Huronenvolk barbarisch siegreich bekriegen und allmählich nahezu vernichten. Vier jesuitische Führer oder richtiger Verführer der Huronen werden von den Irokesen skalpiert und am Marterpfahl verbrannt. Aber andern Patres gelingt es in irokesischer Gefangenschaft, die Wächter durch allerhand Taschenspielereien zu verblüffen, sie dürfen ihre Kunststücke vor versammelter Kriegsmannschaft wiederholen, werden dafür von den Roten „adoptiert" und richten sich nun als Brüder der Irokesen in deren Wigwams ein.

So werden nun die Irokesen zu Vorkämpfern für die heilige Sache Frankreichs. Die Patres wollen die bisherigen Fehler der Zerrüttung durch die Zivilisation vermeiden und

ihren neuen roten Freunden vor allem das Feuerwasser entziehen. Aber das ist durchaus nicht nach dem Geschmack der weißen kanadischen Händler, die für eine Flasche schlechten Rum einen ganzen Haufen Biberfelle eintauschen. Wenn die Jesuiten ihren Zöglingen einreden wollen, die Branntweintrinker kämen alle in die ewige Höllenqual, so schütteln die Indianer den störrischen Kopf, denn dann müßten ja auch alle die großen weißen Herren in der Hölle braten, die sich doch in keiner Weise vor dem Zaubertrank scheuen. Schließlich verordnet der französische Gouverneur, die Indianer dürften zwar Feuerwasser kaufen und genießen, aber sich nicht betrinken; wer berauscht angetroffen würde, müsse Fronarbeit leisten. Es gibt wüsten Aufruhr bei den Roten und wirre Verlegenheit bei den Weißen, die Patres schlichten oder intrigieren, den Schaden haben auf die Dauer immer die Prärieföhne, die durch das „Gnadengeschenk der göttlichen Lehre" nicht glücklich werden, und die darunter überhaupt nur die erschlaffenden Genüsse und die praktischen Errungenschaften verstehen, die ihnen die Weißen beibringen.

*

Die bedrängten und oft schon verzweifelten Rothäute suchen als französische „Kolonialtruppen" für ihre verlorenen Weideplätze auf englischem Siedlungsboden Ersatz zu finden. Das haben ihnen ihre jesuitischen Freunde geraten, die es allmählich immer besser verstehen, indianische Mietlinge zum Kampf gegen die angelsächsischen Ketzer aufzubieten. Eine Zeitlang sieht es so aus, als würde Amerika den Franzosen zufallen; von oben und unten treibt die französische Kolonialmacht ihre Keile tief in das gewaltige Landmassiv hinein, und die Organisation der einheimischen Hilfsvölker übernehmen die Patres, die sich am Mississippi, dessen Oberlauf sie entdecken, wie am Hudson und Ontariosee mit Land und Leuten gründlich auskennen. Da setzen die

englischen Gouverneure Kopfprämien auf die Jesuiten; für jeden Pater, der ihnen tot oder lebend abgeliefert wird, wollen sie den Indianern hundert Dollar zahlen. Aber die Ordensleute haben wohlweislich mit den befreundeten indianischen Häuptlingen Blutsbrüderschaft getrunken, und auf diesen heidnischen Treuschwur ist mehr Verlaß als auf die christliche Verbundenheit.

Wenn die Franzosen trotz der wertvollen Unterstützung durch die Papsttruppe und die getauften Rothäute sich zuletzt doch nicht in Amerika behaupten, so liegt das an dem lockeren Expeditionscharakter ihrer Unternehmungen. Sie entfernen sich allzu weit von ihrer Basis, schweifen durch ungeheure Räume, ohne durch Siedlung Wurzel zu fassen; mißglückt ein strategisches Manöver, so ist gleich allzuviel in Frage gestellt. Man spürt in dieser kolonialen Fehlleitung den allgemeinen Grundfehler jesuitischer Tätigkeit, die sich überall auf die abenteuerlichsten Manöver einläßt, ohne in irgendeiner gesicherten Begrenzung zu Hause zu sein. Die englischen Farmer und Kaufleute aber, die ohne religiöse und diplomatische Phantastereien von ihrem home and castle aus den Boden besetzen, sollen mit der Zeit die alleinigen Inhaber dieses ganzen Nordkontinents werden. Die französische Jesuitenmission bleibt in ihrer konfessionellen Befangenheit stecken. Der Nachschub aus Frankreich hört auf, weil dort nur die Hugenotten auswanderungslustig sind, und sie haben natürlich keine Lust, die jesuitischen Quälgeister in Paris mit denen in Kanada zu vertauschen.

*

Die kolonialen Wirren in Südamerika haben dagegen keinen christlichen Konfessionsstreit als Hintergrund, sie sind vorwiegend sozial bedingt, es handelt sich ja zumeist um die Beschaffung von Fronknechten für die Ausbeutung des Bodens im Großbetrieb. Spanien und Portugal, die beiden

hier im Wettbewerb stehenden europäischen Mächte, sind beide streng katholisch, auch sonst in vielem artverwandt, auch ihre politischen Rivalitäten in der Neuen Welt bestehen nur in gelegentlichen Reibereien und Plänkeleien. Das Interesse der Jesuiten wendet sich daher in Südamerika immer mehr der „Lösung der sozialen Frage" zu. Oder um ein neues Schlagwort aus jener soziologischen Ideenwelt zu gebrauchen, sie möchten einen „Zukunftsstaat" errichten, wollen ein Gemeinschaftsgebilde schaffen, das die bisherigen irdischen Unzulänglichkeiten, das Klassenwesen, die Habgier, die Existenznot, die Genußleidenschaften, beseitigt und in abgeschlossenem Bezirk eine ideale Lebensordnung verwirklicht.

Bisher hatten nur die Philosophen solche glückliche Eilande erdichtet; im Zeitalter der Renaissance sind verschiedene phantasievolle Schriften berühmt geworden, die solche edlen Träumereien zur romanhaften Darstellung brachten. Warum gerade damals solche sehnsuchtsvollen Vorstellungen die Geister bewegten, ist für den Kulturbeobachter leicht zu ersehen: das mittelalterliche Abendland trug gegenüber der neuzeitlichen Unrast idyllische Züge. Damals lebte die christliche Menschheit in seelischer Einheit, und die Erwerbsgier war durch feste ständische Bindungen eingedämmt. Dann aber zerriß ein tolles Glücksrittertum das alte, fromme Gefüge; Reichtum und Elend, Despotismus und Knechtschaft klafften schroff auseinander. Kein Wunder also, daß romantisch fromme Gemüter dem Traum von einer besseren Welt prophetisch nachhingen und das verlorene Paradies erneuern wollten. Diese schwärmenden Flüchtlinge aus einer ketzerisch gewordenen Gegenwart fühlten naturgemäß durch und durch katholisch, denn ihre Klage galt ja dem Zusammenbruch der kirchlich bevormundeten Eintracht der Anschauungen.

Der Dominikanermönch Campanella hatte einen „Sonnenstaat", eine Republik unter priesterlicher Führung, er-

funden. Hier sollte aller Besitz der Gemeinschaft gehören, die Verteilung der Arbeit und der erzeugten Verbrauchsgüter gottesdienstlich geregelt sein. Die „Solarier" betrachten ihr ganzes Dasein als Dankopfer, das Gesetzbuch besteht aus einer Sammlung geistlicher Lieder, die bei der Arbeit und bei den Festen gesungen werden. Ein anderer poetischer Denker, der papsttreue englische Kanzler Thomas More, ist der Vater der „Utopie", die von seiner Märcheninsel „Utopia" den Namen hat. Dort gibt es ein Netz von Städten, die sich in gleicher Größe und bestimmten Abständen über das Land hinziehen. Jede Stadt ist von einem Ackergebiet umgeben, das die Gemeinschaft stückweise an die Bürger verpachtet. Vom Felde beziehen sie ihre Nahrung und entrichten die Pacht durch gewerbliche Erzeugnisse, denn jeder muß noch ein städtisches Handwerk ausüben. Voraussetzung für diese Gemeinwesen ist ihre völlige Abgeschiedenheit von aller übrigen Welt; nur in der Anbetung Gottes sind sie mit dem ganzen diesseitigen und jenseitigen Kosmos verbunden.

*

Die Jesuiten wollen in Südamerika etwas ähnliches verwirklichen; auch ihr geplantes Experiment zielt auf einen religiösen Kommunismus. Die geographischen und kolonialpolitischen Vorbedingungen scheinen gegeben zu sein. Man braucht nur eine jener großen Niederungsbreiten zwischen den beiden Ozeanen zu wählen, die durch Urwaldsümpfe, Bergmauern und Wasserfälle schwer zugänglich sind. Ihre Absicht entspringt freilich keiner reinen philosophischen Theorie, sondern mehr den praktischen Machtzielen, die sie mit ihrer Eingeborenenpolitik verfolgen. Sie hatten die Indios in Reduktionen gesammelt, um sie zu selbsttätigen Verwaltern ihres Heimaterbes so heranzubilden, daß sie sich gegenüber den Europäern behaupten könnten. Die Reduk-

tion soll die Zelle einer ganz neuartigen Staatsordnung werden. In den ersten losen Formen hat sich die Sache aber nicht bewährt. Die Sklavenjäger brechen immer wieder in die Schutzgebiete ein, fangen die Indios weg, verwischen ihre Herkunft und führen sie den Großgrundbesitzern zu, denen gesetzlich gestattet ist, eine gewisse Anzahl Eingeborener „zur praktischen Anleitung im christlichen Leben" als Leibeigene zu halten. Auch die Freiheit nützt ihnen dann später nichts mehr; sobald sie erst unter der Fuchtel der rohen europäischen Spekulanten gewesen sind, bleiben sie verdorbenes Lumpenpack.

Daher wollen die Patres jetzt die Reduktionen auf einem abgegrenzten Großterritorium zu einem politischen Eigengebilde ausgestalten. Das Zukunftsparadies, von dem Campanella und More fabuliert hatten, soll nicht mehr „Utopia" bleiben, sondern Tatsache sein. Die Missionare betreiben daher ihre „Seelenjagd", die berühmte „conquista de almas", nach großzügigem Verwaltungsplan. Die bedrohten Reduktionen werden aufgelöst, ihre Bewohner wandern unter Führung der Patres Tausende von Meilen den neuen, geschützteren Siedlungsgebieten entgegen. Nur noch Reste langen an, denn die Tücken der Natur und die Überfälle der weißen Raubbanden reiben die abenteuerlichen Wallfahrerzüge mit ihren Heiligenbildern an der Spitze und ihren kultischen Umständlichkeiten allmählich auf. Als die Führer sich am Ziele wähnen, haben sie die meisten ihrer Gefolgsleute verloren und müssen also erst neue „Seelen" für das Rettungswerk herbeischaffen. König Philipp IV. von Spanien bewilligt die Gesuche der Jesuiten um eigene Kolonialprivilegien, denn sie versprechen dem geldbedürftigen Herrscher, für jedes Mitglied des künftigen Gemeinwesens eine Kopfsteuer zu zahlen, während die Indios bisher keinen Tribut entrichteten. Der Orden erhält also die Befugnis, einen fast unabhängigen Staat zu gründen, der

nur durch die Abgabenpflicht im Vaſallenverhältnis zur ſpaniſchen Krone ſteht. Man hat die Gebiete gewählt, die hinter den Katarakten des Parana und des Uruguayfluſſes beginnen, weite jungfräuliche Steppen und Urwaldlandſchaften, die ſpaniſche Großſchiffe nicht zu erreichen vermögen. Auch iſt den Europäern das Betreten des neuen Staatsgeländes ohne jeſuitiſche Erlaubnis ſtreng verboten. Es ſind das die Flußebenen und Bergtäler, die ſich heute vom braſilianiſchen Südzipfel über einen argentiniſchen Streifen nach Paraguay und Bolivien hinüberziehen, ein Gebiet, ſo groß wie das halbe Europa.

*

Mit kleinen Booten durchfahren die Patres jene unendlichen Gaue, die ſie ſogleich mit ihren Meßinſtrumenten topographiſch beſtimmen. Dabei ſingen und flöten ſie milde, geiſtliche Weiſen, um die Indios aus dem Dickicht hervorzulocken. Überall, wo ſie über die verzweigten Waſſerläufe gleiten, nahen ſich ihnen die Naturkinder vertrauensſelig, von der Macht der Töne bezwungen. Im Banne dieſer ſchönen, fremden Melodien tun ſie alles, was die Weißen von ihnen wünſchen. Der klerikale franzöſiſche Dichter Chateaubriand hat anderthalb Jahrhunderte ſpäter das Loblied des jeſuitiſchen „Muſikſtaates" geſungen. „Die Indianer fielen", ſo ſagt er, „in die ſüße Falle, viele ſtürzten ſich ins Waſſer und folgten ſchwimmend dem Zauberboot. Pfeil und Bogen entglitten den Händen der Wilden, und in ihre Seelen zog die Süße der Menſchlichkeit ein." So beglücken ſie hauptſächlich die Stämme der Guaranis und Chiquitos, zu denen ſich bald noch andere geſellen, und alle ſind noch von der europäiſchen Ziviliſation unberührt, alſo „echte Wilde" mit ſehr geringer Eigenkultur, ſo daß die Patres ſie ganz nach ihren Erziehungsideen bilden kön-

nen. Sie ſollen weder Spaniſch noch Portugieſiſch lernen, die Patres ſprechen und ſingen mit ihnen indianiſch und lateiniſch. Sie tragen einen Schurz aus Wildfellen und ſchmücken die Ohren mit Federn, den Hals mit bunten Stein- und Knochenſchnüren.

Die ſchweifenden Sippen werden in Dörfern ſeßhaft gemacht, die erſte größere Ortſchaft heißt nach dem Ordensgründer St. Ignacio; mit den Siedlungen Loretto und St. Anna werden ſie zum Zentrum des jungen Staates, an den Ufern des breit dahinſtrömenden Parana gelegen. Es ſind im Durchſchnitt nicht mehr als zweihundert Patres, die eine tauſendmal ſtärkere Bevölkerung von Grund auf umformen, und dazu noch in wüſten Regionen ohne alle Landwege, wo Entfernungen wie von Wien nach Madrid keine Seltenheit ſind. Das einende Band, das ſich immer wieder am beſten bewährt, iſt die Muſik. Die Indios hören nicht nur mit wahrer Inbrunſt die klanglichen Darbietungen der Miſſionare, ſondern ſie erweiſen ſich auch ſelbſt als hochmuſikaliſch und lernbegierig.

Daher laſſen die Ordensbrüder aus ihren europäiſchen Niederlaſſungen Muſikinſtrumente aller Art in großen Mengen kommen. Sie ſchaffen Geſangschöre, aus denen vielſtimmig und rein die Jeſuslieder, die Hymnen auf die Gottesmutter durch den ſtillen Urwald rauſchen. Sie richten große Orcheſter ein, in denen Trompeten, Hörner, Harfen, Flöten, Klarinetten, Violinen, Bäſſe und Pauken ertönen. Die Muſiklehrer und Kapellmeiſter ſind zumeiſt deutſche Patres, die an den katholiſchen Fürſtenhöfen ihre Ausbildung empfingen, ſie üben nicht nur geiſtliche Choräle und Motetten, ſondern auch ſchneidige Märſche und zierliche Tänze. Jedes Dorf erhält eine Kapelle aus Poſaunenbläſern, Fagottiſten, Violinſpielern und Trommlern, die Soloſänger ſchmettern ihre Arien, und nach getaner Arbeit wird zum Volkstanz aufgeſpielt. Am frühen Morgen rufen Trom-

petenklänge die Indios zur Meſſe, ſingend lernen ſie Glaubensſätze und Heilandsgeſchichte. „Nirgends erfüllt ſich das Reich Gottes auf Erden ſo lieblich wie hier", berichten die Miſſionare ſtolz nach Rom.

Um ihre Erfolge vor aller Welt kundzutun, laden die Patres bisweilen Freunde aus Europa zu Gaſt, und die Reiſeberichte erregen dann in der Alten Welt gewaltiges Aufſehen. So ſchildert beiſpielsweiſe der Tiroler Pater Sepp, wie ſie die wehrhaften Übungen mit dem Kultus verbinden: „Am Ufer ſtand der Pater Superior mit zwei Schwadronen Kavallerie und zwei Kompagnien Fußvolk, alles Indianer, aber überaus reizend gekleidet. Ihre Waffen waren Säbel, Pfeile und Bogen, Schlingen und Keulen, ſie führten einen Scheinkampf auf, ſprangen auch in den Fluß und kämpften bald über, bald unter dem Waſſer. Unterdeſſen ſchwangen die vier Fähnriche ihre Fahnen, vier Trompeter blieſen Alarm, die Hörner, Fagotte und Schalmeien ſpielten fröhliche Stücke. Wir traten aus den grünen Laubhütten, umarmten uns und zogen unter Glockengeläut, von etlichen tauſend Indianern begleitet, zur Kirche. Der Weg ging durch Triumphbögen aus Blumen und Baumzweigen, an die man lebende Vögel gebunden hatte, und in ſteinernen Waſſerbehältern ſchwammen ſchillernde Fiſche. Das alles ſollte ſo ausſehen, als ob die ganze Natur an der Huldigung für das Sakrament teilnähme." In den Quartieren der Eingeborenen wird dem Beſucher aus Europa freilich des „unleidlichen Dampfes" wegen recht unwohl, weil es hier „von Kindern und Kindeskindern, von Hunden, Katzen, Mäuſen und Ratten wimmelt, von Grillen und Schwaben in ganzen Schwärmen". Er hält ſich lieber in dem „großen, ſchönen Kraut-, Blumen-, Baum- und Weingarten" der Brüder und am Friedhof auf, den Palmen und Zitronenbüſche umgeben.

*

Die Wirtschaftsverfassung des Staatswesens schaltet das Privateigentum nicht völlig aus, weist ihm aber nur eine untergeordnete Rolle zu. Es gibt den „Acker des Mannes", zu dem das Familienhaus gehört. Hier kann jeder frei schalten und anpflanzen, was ihm beliebt. Aber auch dieser Sonderbesitz vererbt sich nicht, jeder erhält einen solchen Wohnacker zugeteilt, wenn er mündig wird. Daneben hat jedes Dorf seinen Gemeindebesitz, den „Gottesacker", über dessen Bestellung die Missionare entscheiden. Hier gibt es Pflanzungen, die mit Mais, Tabak, Weizen, Bohnen und Erbsen bestellt sind, an günstigen Stellen baut man Zuckerrohr, Baumwolle und Tee. Der Ertrag kommt in das Vorratshaus, aus dem jeder den nötigen Zusatzbedarf erhält. Die Witwen und ihre unverheirateten Töchter wohnen in Witwenhäusern, wo sie die Baumwolle spinnen und weben. Alle Gemeindeglieder erhalten zweimal jährlich neue Kleider. Drei Tage in der Woche hat jeder leistungsfähige Erwachsene für den Gottesackter zu arbeiten, wer zu Hause faul ist und mehr aus den gemeinsamen Vorräten braucht, wird dann länger draußen für die Gesamtheit beschäftigt.

Der Begriff Geld bleibt den Indianern völlig fremd, sie bekommen nie eine Münze zu sehen, außer bei der Trauung, wo das Paar die silbernen Schaustücke mit den Bildern des Königs und der Königin von Spanien austauscht. Untereinander dürfen sie Tauschhandel treiben, doch nur für ihren Besitz und Verbrauch, nicht zu kaufmännischen Zwecken. Ein Stahlmesser kostet ein Pferd, ein Topf Honig einen Ledergürtel, ein Angelgerät ein Kalb. Der gemeinwirtschaftliche Warenüberschuß wird an bestimmten Stapelplätzen aufgespeichert, die unter der direkten Verwaltung der Patres stehen. Sie stellen auch die Geleitscheine für europäische Händler aus, die sich längstens drei Tage an ihrem Zielort in der Jesuitenrepublik aufhalten dürfen, und zwar nur in abgesonderten Fremdenhäusern und ohne mit den Einge-

borenen irgendwie zu verkehren. Sie werden auf Schritt und Tritt von Posten bewacht, bis sie mit den gekauften Gütern die Grenze wieder überschritten haben. Sie bezahlen die wegen ihrer Qualität sehr begehrten Landeserzeugnisse teils mit technischen Artikeln, die aus Europa stammen, teils auch mit barem Gelde, das sie in den Küstenstädten abliefern. Von diesen Summen werden auch die Kopfsteuern an den König von Spanien erlegt, ohne daß die Besteuerten irgend etwas davon merken.

*

Die Indios wissen auch nicht, daß sie in den alten Kulturerrungenschaften Europas geschult werden, sie sehen in den Patres die alleinigen Kenner aller dieser Künste und verehren sie als gottgesandte, allmächtige Wesen. Die Missionare haben natürlich bald erfaßt, wo die besonderen Talente ihrer Schüler liegen. Es gibt bei ihnen überhaupt keine unmusikalischen Menschen, und darüber hinaus zeigen fast alle eine ungewöhnliche Universalbegabung für alle nachahmende Kulturübung. Ihre zeichnerische Geschicklichkeit befähigt sie, die alten lateinischen Religionsbücher mitsamt den Initialen und Holzschnittbildern vollendet zu kopieren, sie bringen es auch zu ganz eigentümlichen Leistungen mit Stift und Pinsel. Als Goldschmiede und Töpfer entwickeln sie feinen plastischen Formensinn und dekorativen Geschmack. Ihre Gobelinwebereien, ihre Spitzen, Uhren und Spielinstrumente stehen bald nicht mehr hinter den Stücken zurück, die ihre Lehrmeister als Mustervorlagen aus Europa kommen ließen. Hingegen versagen sie völlig in ökonomischen Dingen, sie bleiben schlechte Rechner, die keine Zahlen im Kopf behalten und bei Abzählen auf die Finger angewiesen sind. Sie können auch nicht mit ihren Vorräten haushalten und ergeben sich, solange sie Überfluß haben, der Völlerei. Sie schlürfen den Tee aus großen Bottichen und legen sich dann aufgedunsen in die Sonne. Wenn sie

mit Pflugochsen hinausgeschickt werden, um den Acker zu bestellen, kommt es häufig vor, daß sie ohne die Zugtiere heimkommen, denn sie haben sie unterwegs geschlachtet und aufgefressen.

Diese guten und schlechten Anlagen werden durch das künstliche, von den Jesuiten erfundene Lebenssystem besonders bestärkt, und alle diese Erscheinungen erklären sich ziemlich einfach aus den Grundsätzen dieser Staatsutopie. Wirtschaftlichkeit und Mäßigkeit erlernt man nur im scharfen Daseinskampf, der ihnen hier völlig erspart bleibt. In solchen Naturkindern schlummern gewöhnlich reiche kunsthandwerkliche Fähigkeiten, die sich überraschend entfalten, wenn sie in ungestörter Pflege geweckt werden. Der Nachahmungstrieb naiver Seelen fördert Schöpfungen zutage, die für eine gewisse Zeit sogar den Eindruck einer eigenen Gestaltung machen. Aber mit allen solchen hübsch ersonnenen Experimenten wird keine Volkspersönlichkeit herangebildet, die sich in den Bewegungen und Spannungen der wirklichen Welt behaupten kann. Diesem Indianerstaat fehlt mit einem Wort die Politik, der Wille zur tätigen Verantwortung. Die jesuitischen Vormünder sind Götter ex machina, vom Himmel gefallene Zauberer. Die Priesterherrschaft hat nicht die Nation im Auge, sondern ein theologisch erklügeltes Reich Gottes auf Erden. Sie nehmen ihr Erleben nur als ein seltsames Mirakel hin. Die Indios werden zwar zur Selbstverwaltung angehalten, sie bekleiden in den Reduktionen die Würden von Korregidoren und Alkalden, von Amtmännern und Bürgermeistern, sie dürfen auch zu Gericht sitzen, aber das ist nur Spielerei und Zeitvertreib. Sie sollen alle Zwischenfälle in christlicher Milde schlichten, Beichte und Buße ersetzen den Realismus des irdischen Strafgesetzes. Es gibt keine Todesstrafe und keine Ausstoßung, daher auch kein durchgreifendes Mittel der Abschreckung.

*

Wer Menschenblut vergießt, soll die Qualen der ewigen Verdammnis erleiden. Doch wie reimt sich das wieder mit der Landesverteidigung zusammen? Der Staat wird seine Grenzen nicht schützen können, wenn er den Feind nicht mit der Waffe abwehrt, er liegt ja nicht in einem Märchenland, sondern inmitten raublustiger Nachbarn. Es wäre ein Wunder, wenn die „auswärtige Politik" des Jesuitenstaates, die ja eigentlich nur in der listigen und ängstlichen Isolierung besteht, auf längere Dauer von Erfolg sein könnte. Sollen die weißen Siedler der Randkolonien es sich gefallen lassen, daß sich quer über den Kontinent ein riesiges Territorium als Sperrblock hinlagert? Das Jesuitenreich hindert den Durchgangsverkehr, unterbietet, weil nicht auf Profit angewiesen, die Warenpreise, macht die sonst überall in Südamerika geknechtete „Arbeiterklasse" zu Nutznießern und weckt in den Sklaven der kolonialen Erwerbsbetriebe das begehrliche Streben, auch ein solches Paradies zu gewinnen.

Allmählich hat sich die Indiorepublik weit über die ursprünglichen Pläne der Jesuiten hinausgedehnt, immer mehr Indianerstämme schließen sich an, und das Hauptwerbemittel ist dabei nach wie vor die Musik. Mag diese Expansion auch noch so friedlich vor sich gehen, die herumwohnenden weißen Kolonialherren sehen darin einen für sie unerträglichen priesterlichen Imperialismus. Die Patres scheinen die Herrschaft über den Kontinent zu erstreben, was man ihnen auch als letztes Geheimziel mit gewissem Recht unterstellen kann. Die Kolonialregierungen der Küstenstriche können freilich den Jesuitenstaat nicht offen bekriegen, denn er steht unter der förmlichen Oberhoheit des spanischen Königs. Sie begünstigen daher die Banden der Sklavenjäger, die in den Grenzbezirken des indianischen Gemeinwesens das willkommene Beutefeld sehen. Es sind mestizische Mischlinge, von den Spaniern „Mameluken"

genannt, durch die jetzt die Weißen den sozialen und rassischen Vernichtungsfeldzug gegen den verhaßten „Musikstaat" eröffnen lassen. Die jesuitischen Führer treffen zunächst keine Abwehrmaßnahmen, sie lassen es zu, daß Tausende und aber Tausende ihrer Staatsbürger bei derartigen Einfällen in die Sklaverei verschleppt werden. Schließlich räumen sie die am meisten gefährdeten Gebiete und bringen die Bewohner im Innern in Sicherheit. Doch die Mameluken werden frecher und wagen sich immer tiefer ins Land hinein.

Endlich müssen die Patres ihre Theorie der Gewaltlosigkeit aufgeben und eine kampfkräftige Militärmacht organisieren. Bislang war das Soldatenspielen ein unschuldiges Sportvergnügen gewesen, ein malerischer, lustiger Schein, denn zu der Idee dieser geistlichen Staatsgemeinschaft gehörte auch die absolute Friedfertigkeit nach außen. Wenn die Patres jetzt den Pazifismus von ihrem Programm streichen müssen, so geben sie damit ihrem Staate die volle Realität, die erst durch den Verteidigungswillen geschaffen wird. Mit der Einsicht, daß kein Staat für sich allein besteht, daß er nur durch die kämpferische Auseinandersetzung mit den andern bestehen kann, ist auch der Gedanke des Gottesreiches auf Erden als Utopie entlarvt.

Sobald die Missionare erst mit dem Prinzip der reinen Friedfertigkeit gebrochen haben, betreiben sie die Aufrüstung mit gewohnter Tatkraft. Der König von Spanien gestattet ihnen, ein stehendes Heer zu halten, nachdem sich der Orden verpflichtet hat, der spanischen Krone auch gegen fremde Kolonialmächte Kriegshilfe zu leisten. Nun kommen große Schiffsladungen mit Gewehren an, die Patres errichten Pulvermühlen und Geschützgießereien, sie üben die Truppen im Gebrauch der modernsten Feuerwaffen, die Missionare verwandeln sich in Offiziere und Festungsingenieure. Die Mameluken werden besiegt und niedergemacht, denn die roten Christen lernen schnell um, nachdem ihnen die Patres

im Gegenſatz zu der früheren Unterweiſung beigebracht haben, daß Blutvergießen jetzt ein heiliges Gottesgebot ſei. Damit geht freilich auch die einfältige Scheu, das beſchauliche Kulturleben verloren, ſie ſind jetzt halbziviliſierte Wilde, die ſich unter fremdem Kommando herumſchlagen. Mit den erſten Erfolgen wächſt die kriegeriſche Unternehmungsluſt. Und wie die Jeſuiten immer, wenn ſie eine neue Sache in die Hand genommen haben, durch ihre fanatiſche Einbildungskraft ins Extrem geriſſen werden, ſo ſtürzen ſie ſich jetzt in militäriſche Abenteuer.

*

Die Portugieſen ſind mit den Spaniern in einen Grenzkampf geraten; ſchon greifen die Patres mit einem Kavalleriekorps und einem Schützenbataillon in die Kriegshandlung ein. Bei einem kühnen Sturmangriff auf die portugieſiſchen Befeſtigungen läßt der jeſuitiſche Führer mit ſechshundert ſeiner Indios das Leben. Man rühmt zwar das Draufgängertum der „Pfaffentruppe", aber die beiden weißen Kolonialnationen haben nicht die Abſicht, ihre Händel in einem langwierigen Feldzug auszutragen. Liſſabon und Madrid verſtändigen ſich bald; in dem Friedensvertrag tritt Spanien den öſtlichen Landſtreifen der Jeſuitenrepublik an das portugieſiſche Braſilien ab. Man könnte die Einigung auf Koſten des Verbündeten von Spanien undankbar finden, aber es handelt ſich um ein unruhiges Gebiet, das ſchon lange der Zankapfel war. Die Patres hätten, da ſie noch immer ein rieſiges Territorium behalten ſollten, um des Friedens willen nachgeben müſſen.

Doch ihre Kriegsleidenſchaft treibt ſie zur Rebellion gegen den königlichen Oberherrn, ſie tun, als hätten ſie eine nationale Volksehre gegen einen fremden Tyrannen zu verteidigen. Ihre Heldenrolle entbehrt dabei durchaus der inneren Wahrhaftigkeit. Da ihre Staatskonſtruktion einer fried-

lichen Gottesgemeinschaft zwangsläufig in die Brüche gegangen ist, haben sie auch keine heiligen Errungenschaften durch Auflehnung gegen das politische Diktat der übergeordneten Staatsraison zu schützen. Die Pfaffenarmee aber nimmt gegen Portugal und auch gegen Spanien in eigener Sache den Krieg auf. Es gibt Zusammenstöße, Aufstände, Verhandlungen und neue, ernstere Gefechte. Die Patres fordern schließlich alle südamerikanischen Indios zum Freiheitskampf gegen die Weißen auf. Sie haben sich damit selbst von Europa losgesagt, sie sind nur noch Freibeuter für ihre Fiktion.

Das Rebellenheer wird von den auch soldatisch tüchtigen Patres hervorragend geführt, die Spanier und Portugiesen erleiden, auch nachdem sie ihre Kräfte vereint haben, eine Niederlage nach der andern. Der jesuitischen Strategie gelingt es sogar, ein großes spanisches Reiterkorps gefangenzunehmen. Sie erfinden auch ein ganz neuartiges Kampfmittel, indem sie den ersten „Generalstreik" der Weltgeschichte organisieren. Kein Indianer darf den Weißen eine Handreichung leisten, in den Kampfgebieten vernichten die Roten auf Geheiß der Patres die Brotbäume und schütten die Brunnen zu. Auch den Beichtstuhl mobilisieren sie gegen die Katholiken im andern Lager, sie verbreiten als Kriegslist einen gefälschten Bischofserlaß, der angeblich allen Priestern verbietet, den Kämpfern gegen die Jesuitenrepublik Absolution zu erteilen.

Allmählich erlahmt freilich die militärische Schlagkraft der indianischen Mannschaften. Das sorgfältige Erziehungswerk der Patres hält dem Kriegschaos nicht mehr stand. Die Indios, die früher von der bösen Welt dort draußen nichts ahnten, erliegen der moralischen Zersetzung. Auch in den Kernreduktionen von Paraguay löst sich die fromme Ordnung. In den jetzt schlecht beaufsichtigten Heimstätten vertilgen die Zurückgebliebenen freßwütig den ganzen Pro-

viant. Die Truppe erhält keinen Nachschub, sie hängt in der Luft, übergelaufenes Gesindel verführt die Getreuen, und schließlich bleibt von der Armee so wenig übrig wie von dem Gefüge des ganzen Musikstaates. In wenigen Jahren, man schreibt jetzt 1760, ist das einzigartige Staatsgebilde zerstört, das in anderthalb Jahrhunderten aufgebaut war und mehrere Menschenalter hindurch in voller Blüte stand.

Als letzter Akt folgt der großen conquista spiritual die Jagd der Kolonialbehörden auf die geflüchteten jesuitischen Aufrührer. Viele werden an der Küste aufgegriffen und gefesselt in den Laderäumen der Schiffe nach Europa geschafft, um dort in den Staatskerkern zu verschwinden. Unter den südamerikanischen Weißen geht der Glaube um, die Jesuiten hätten in Paraguay ungeheure Schätze an Gold und Smaragden aufgehäuft. Die Gerüchte wissen auch von geheimen Silberbergwerken der Patres. Man durchsucht in den Hauptsiedlungen des vernichteten Staates jeden Winkel und findet nichts; aber in der Wut über diesen Mißerfolg werden die meisten baulichen und kunstgewerblichen Schöpfungen des musischen Reiches zertrümmert. Die Goldschätze seien, so heißt es noch nach Generationen im Volksmund, von den letzten Getreuen zwischen den Felsblöcken des großen Stromes versteckt worden, um bei der Auferstehung des heiligen Reiches wieder hervorgeholt zu werden. Der Traum vom schönen Utopia im Urwald beschäftigt noch lange die Phantasie der armen, wieder in der Wildnis oder der Sklaverei lebenden Indios.

„Der Zweck heiligt das Mittel“

Der groteske Streit zwiſchen den Schwärmern von Port Royal in Paris und den franzöſiſchen Jeſuiten iſt durchaus keine bloße Modeerſcheinung geweſen. Der theologiſche Zwiſt, der hinter dieſem bunten und wirren Zeitgewebe zum Vorſchein kam, entſtammt ſogar der Urzelle aller Religionsphiloſophie. Die bis zum Kopfſchütteln eigenartigen Morallehren der Jeſuiten ſind nur zu erfaſſen, wenn man ſich die Grundlagen und die kulturgeſchichtliche Entwicklung der allgemeinſten menſchlichen Glaubensgedanken vergegenwärtigt. Alles religiöſe und weltliche Moraldenken knüpft an uralte Vorſtellungen und Fragen an, mag es noch ſo abſonderlich auftreten.

Wenn ſich der betrachtende Menſch in ſein Weſen verſenkt, ſtößt er zuallererſt auf die Frage, ob er aus freiem Entſchluß zu wollen vermag, oder ob ihn dunkle Kräfte zu ſeinen Lebensäußerungen zwingen. Iſt unſer Wille frei, oder ſind wir mächtigeren Welten unterworfen? Das älteſte Bekenntnis zur Unfreiheit iſt die primitive Religionsvorvorſtellung. Die Gottheit beſtimmt unſer Los, ſie muß durch Opfer zufriedengeſtellt werden, damit ſie das Geſchehen gnädig lenkt.

Der natürliche Anſchein ſpricht aber dafür, daß der Menſch bei vielen, womöglich bei allen ſeinen Handlungen die freie Wahl habe, daß er ſich für das Ja oder Nein, für das Tun

oder Laſſen entſcheiden könne. Man macht uns ja hinterher für unſere Taten und ſogar für unſere Abſichten verantwortlich. Aus der Freiheit des Wählens ſcheint die ſittliche Pflicht zu erwachſen. Mit welchem Rechte dürfte man uns moraliſch ſchuldig ſprechen, wenn die böſe Tat nicht der Ausfluß unſeres freien Willens wäre? Wie ſollten wir die Forderungen einer Moral erfüllen, wenn unſer Wille ohnmächtig bliebe? Aber wir fühlen uns auch in eine „Urſchuld" verſtrickt, von Trieben bedrängt, von unerbittlichen Gewalten auf Bahnen, die wir nicht gewählt haben, hin und her geſtoßen.

Ein Abgrund von Widerſprüchen und Zweifeln tut ſich auf. Wer überbrückt ihn? Philoſophen und religiöſe Denker ſind ſeit unendlichen Zeiten darum bemüht, aber auch Dichter wie Sophokles, Dante und Goethe haben in prophetiſcher Schau mit dem Menſchenſchickſal gerungen. Es handelt ſich hier um keine „theoretiſche" Frage, ſondern um ein tiefes, unmittelbares Lebensbedürfnis. Die Antworten lauten von Grund aus verſchieden; nur der große Dichter vermag die gegenſätzlichen Gedanken durch lebendige Geſtaltung zu binden. Die Philoſophen geben nur ihre unverbindlichen Anſichten wieder und ſuchen nach einleuchtender Begründung. Die Theologen berufen ſich zwar auf die göttliche Offenbarung, aber wenn ſie das Glaubensdogma auf die irdiſchen Bezirke übertragen, können ſie auch nur in den Begriffen ihres menſchlichen Geiſtes philoſophieren.

*

Auguſtin, die bedeutendſte Autorität unter den chriſtlichen Kirchenvätern, ſprach dem Menſchen die Freiheit zum Guten ab; nur Adam hätte ſich noch frei entſcheiden können und die Sünde, das Böſe gewählt. Durch den Sündenfall ſeien die Menſchen mit dem Hang zum Schlechten erblich belaſtet, und nur die göttliche Gnade errette ſie vom zeitlichen und

ewigen Verderben. Gleichwohl verlangt Auguſtin ein energiſches ſittliches Handeln, ohne ſich um die Widerſprüche zwiſchen ſeiner Theologie und ſeiner Morallehre zu kümmern. Er ſucht wieder den Anſchluß an die vorchriſtliche Philoſophie, wenn er die Tugend ein mit der Vernunft übereinſtimmendes Verhalten nennt, das zur Glückſeligkeit führe. Dieſe Auffaſſung hatte im Altertum Ariſtoteles am deutlichſten ausgeſprochen, ſie enthält geradezu die klaſſiſche Lehre von der Freiheit des Willens und der Freiheit zum moraliſchen Lebenswandel.

Die Chriſtenheit befaßte ſich ſtets aufs eifrigſte mit der auguſtiniſchen Lehre von der Erbſünde; darüber brach noch zu ſeinen Lebzeiten ein großer Kirchenſtreit aus. Der britiſche Mönch Pelagius hatte die Erbſünde geleugnet und behauptet, Gott habe den Menſchen die Freiheit zum Wollen und Nichtwollen gelaſſen, ihm alſo auch ein beliebiges Handeln freigeſtellt. Auf dem Konzil zu Epheſus wurde die pelagianiſche Lehre in Grund und Boden verdammt, und ſpäterhin galt es in der chriſtlichen Welt als eine beſonders ſchwere Verketzerung, wenn jemand des Pelagianismus beſchuldigt wurde. Modernen Menſchen mag der gewaltige Dogmenkampf um den Urſprung der Sünde ſchon deshalb abwegig erſcheinen, weil wir den Mythos von Adams Fall und Beſtrafung als eine unzureichende Antwort auf die Fragen nach Freiheit und Moral empfinden. Philoſophiſch betrachtet, kann Gottes Plan von vornherein nur einheitlich und ausnahmslos geweſen ſein. Entweder iſt der Menſch immer unfrei und unzulänglich, theologiſch geſprochen „verdammt" geweſen, dann findet er im höchſten waltenden Willen ſeine Rechtfertigung, theologiſch ausgedrückt, ſeine Gnade in Gott. Oder der Menſch iſt im pelagianiſchen Sinne frei, alſo in ſeinem Handeln nach der guten wie nach der böſen Seite unabhängig, dann ſtellt die Philoſophie einfach ihre Tugendgeſetze auf und iſt fertig.

Aber für die Theologie beginnt dann erſt das Dilemma. Wenn der Menſch Gutes tun kann und doch nicht tut, wie verſöhnt er dann Gott? Er kann ſich den Gnadenanſpruch erwerben, indem er die Sünden durch Werke der Buße und Beſſerung auslöſcht. Reichen ſeine eignen „guten Werke" nach Anſicht der Kirche nicht aus, um die Vergebung der Miſſetaten zu bewirken, ſo kann er aus dem aufgeſpeicherten „Gnadenſchatz" der Kirche die Entſühnung als Segensgeſchenk empfangen oder ſogar als „Ablaß" durch Bezahlung erkaufen. Das iſt die Auffaſſung und vor allem die Praxis der ſpäteren Papſtkirche geweſen. Sie beruht, auch wenn das nicht eingeſtanden wird, auf der Vorſtellung von der Wahlfreiheit des Willens, zumindeſt auf einer ſtillſchweigenden Annäherung an dieſe. Die Jeſuiten haben dieſen Gedankengang ſchärfer als jede andere neuere theologiſche Richtung herausgearbeitet. Danach können die Sünden alſo durch menſchliche Verdienſte abgetragen werden.

*

Die Lehren von der Sünde und ihrer Vergebung bezeichnen zugleich die ſtärkſte und auch die ſchwächſte Stelle im inneren Bau des Chriſtentums. Keine andere Weltreligion erfaßt das menſchliche Seelenbedürfnis nach Entſündigung, die Sehnſucht nach Einklang mit dem Willen Gottes von vornherein ſo tief. Aber die chriſtlichen Kulturträger müſſen auf zwieſpältige, zweifelhafte Weiſe philoſophieren und organiſieren, um die Kanäle von der Sündennot zur Seligkeit zu bauen. Es iſt ja allbekannt, daß die Auflöſung der abendländiſchen Chriſtenheit im 16. Jahrhundert zum großen Teil die Folge des marktſchreieriſchen Mißbrauchs mit käuflichem Sündenablaß war. Der Gnadenvorrat war geradezu ein päpſtliches Warenlager geworden; wer genügend Geld hatte, brauchte um ſein Seelenheil nicht beſorgt zu ſein, er erkaufte ſich gewiſſermaßen die Freiheit

zu einer willkürlichen, aber vor Gott gerechtfertigten Lebensführung. Dieses unwürdige, von keiner Theologie und Philosophie mehr zu billigende Verfahren führte zur Krisis und zur Spaltung, zur Rückbesinnung im Grundlegenden und zur Umstellung in den kultischen Bräuchen. Es entstanden zwei neue, völlig gegensätzliche Entsühnungslehren. Die katholische Reform der Sündenvergebung ist das Werk der Jesuiten, die protestantische Gnadenlehre schufen Kalvin und Luther.

In beiden christlichen Lagern erkannte man, daß die Kirche sich wieder als geistige Macht, als „Seelenanstalt" entfalten müßte, nachdem sie bis zur Unerträglichkeit in materiellen Interessen verschlammt war. Nicht nur die Ablaßzettel waren eine unheilige Ausbeutung der Gläubigen gewesen, sondern der „große Magen" der Kirche hatte weit über den Unfug der Ablaßschnorrerei hinaus einen Großteil des irdischen Besitzes an sich gerafft. Ein Drittel aller öffentlichen Einkünfte fiel ohne weiteres auch in weltlichen Landen dem Bischof zu. Dazu kamen die unzähligen Liegenschaften, Rechte und Schatzgüter der Kirchenfürsten, Klöster, Orden, Pfarreien. Überall fehlten die Mittel für staatlichen Aufstieg und irdische Wohlfahrt, während ungeheure Klerikermassen sich ohne eigenproduktive Arbeit aufs beste versorgen ließen. Woher stammten aber all diese überreichen Pfründen? Die Kirche hatte sie angesammelt aus den „guten Werken", aus den Stiftungen, die um der Sündenvergebung willen vom Kaiser bis zum ärmsten Bauern dargebracht worden waren. Die materielle Aufhäufung von Reichtümern und der verkäufliche Gnadenschatz des Papstes beruhten beide auf der menschlichen Sehnsucht, das in Gott ruhende Schicksal der Sterblichen gnädig zu stimmen. Und dieses Bedürfnis bestand auch fort, als die Menschen die bisherige Ausplünderung durch die Kirche satt bekamen. Sie suchten nach anderen, schlichteren, innigeren Mitteln zum seligen

Zweck, und die Geistlichen wurden in diese weltanschauliche Wende mit hineingerissen.

*

Die protestantischen Führer lehnten jede Halbheit in der Willensfrage rücksichtslos ab, das schlaue Ausweichen der Papstkirche, die Lossprechung des Sünders gegen Geschenke und Honorare zugunsten des Kirchenvermögens galt ihnen als satanisches Blendwerk. Die Unfreiheit des menschlichen Willens wurde zur dogmatischen Achse für das lutherische Bekenntnis. Der sündige Mensch kann nur durch Gottes Gnade entsühnt werden, und Gott läßt nicht mit sich handeln, er schenkt die Gnade jedem, der an die Erlösung durch das Opfer Christi glaubt. „Gleich einem Klotz, einem Stein, einem Lehmkloß oder einer Salzsäule", sei der Mensch unfähig, aus eigenem Willen Gutes zu wirken, sagt Luther. Der Sünder bleibe, „wenn er sich gleich mit guten Werken zu Tode martert", verdammt, solange er nicht durch den Glauben Gottes barmherzige Gnade erlangt. Die guten Werke sind also ohne jeden erlösenden Wert, sie sind nur eine Sache von äußerlicher, irdischer Schicklichkeit, vor Gott aber bedeuten sie nichts.

Kalvin geht sogar noch einen Schritt weiter und gelangt bis zur letzten Konsequenz der Unfreiheit des Willens. Durch „ewigen Ratschluß Gottes" sei von vornherein festgesetzt, „was aus jedem Menschen werden soll". Diese kalvinische Lehre von der Prädestination, von der Vorausbestimmung, ordnet auch die Fähigkeit zum Glauben der göttlichen Vorsehung unter. Nur der von Gott Berufene kann gläubig sein und damit den Anspruch auf Gnade erlangen. In philosophischer Hinsicht ist diese kalvinische Folgerichtigkeit zwingend; wenn der Mensch nichts Gutes frei wollen und wirken kann, so vermag er logischerweise auch ohne den Wunsch Gottes sich nicht zum Glauben auf-

zuſchwingen. Hier herrſcht alſo der Begriff der Determination mit denkeriſcher Unerbittlichkeit, es iſt derſelbe, den wir in der vulgären Weltanſchauung Fatalismus nennen.

Gegen die fataliſtiſche Vorſtellung wird von den Anhängern der Willensfreiheit gemeinhin eingewandt, ſie führe zur völligen Lähmung der menſchlichen Tatkraft. Aber die Geſchichte der kalviniſchen Bewegung beweiſt durchaus das Gegenteil: die Gläubigen dieſes Bekenntniſſes haben ſich ſtets als „Auserwählte Gottes" betrachtet und im Vertrauen auf die ihnen zugewieſene Gnade das Leben in kühner Kampfſicherheit und ſtrenger Zucht gemeiſtert. Beſonders der engliſche Volksgeiſt hat dieſes Gefühl des Auserwähltſeins, die innere Gewißheit der göttlichen Berufung in ſich aufgenommen und zur ſchöpferiſchen Leiſtung geſtaltet. Auch außerhalb des Chriſtentums hat der Fatalismus die Kräfte eher beflügelt als gefeſſelt; die kismetgläubigen Muſelmanen zeigten auf ihren Eroberungszügen eine berſerkerhafte Kriegstapferkeit, weil Gott es ſo wollte und er ihr Los ganz in ſeinen Händen hielt.

Die Propaganda gegen die determinierte und religionsdogmatiſch proteſtantiſche Weltbetrachtung wurde vornehmlich von den Jeſuiten betrieben. Unter ihrem Einfluß lehrten Descartes und Leibniz die Willensfreiheit. Für die Jeſuiten handelte es ſich freilich nicht um eine abſtrakte geiſtige Entſcheidung, ſondern um eine Bedarfsdeckung, ein Rüſtzeug für ihr kirchliches Wirken. Ihr Eintreten für die Willensfreiheit war nur eine Zweckphiloſophie des prieſterlichen Vorteils.

*

Laſſen wir einmal die Dogmen des Glaubens und die Syſteme der Philoſophie ganz aus dem Spiel. Was lehrt uns ſelbſt die innere Einſchau in unſer Daſein? Wir wiſſen nicht, wohin unſere Lebensreiſe geht; tauſendfach werden unſere Abſichten durchkreuzt und in andere Zwecke einge-

ſchmolzen. Auch wo ſich heroiſche Kräfte in uns regen, ſpüren wir ſie nicht als eine üppige Laune der freien Natur, ſondern als eine Begnadung, als einen Auftrag des Schickſals. Einen Führer, der keine höhere Sendung vorweiſen könnte als ſeinen unternehmungsluſtigen Willen, würden wir höchſtens kalt bewundern, niemals aber mit Hingabe als den Erfüller unſeres Hoffens erleben können. Wer die über uns ſchwebende Fügung leugnet, muß ſich dem Zufall und der gelungenen Machenſchaft ausliefern. In einer Welt, die allein vom freien Willen des Menſchen gelenkt ſein ſollte, würde Gott zur bloßen Phantaſieattrappe. Wer aber an das göttliche Fatum glaubt, iſt unmittelbar an Gott gebunden, er bedarf freilich auch nicht der kirchlichen Zwiſchenſchaltung, um ſeinen Platz im Plane Gottes zu finden.

*

In den proteſtantiſchen Religionsformen kommt daher der Kirche keine entſcheidende Bedeutung zu. Der Gläubige kann Gottes Gnade auch ohne ſie genießen, die Kirche ſtärkt und erleichtert ihm nur ſein Gottbekennen in zeitlicher Ordnung. Daraus erklären ſich die organiſatoriſchen Schwächen der Reformationskirchen. Da dieſe Kirche nicht von Ewigkeit iſt, da Gottesglaube und Gnade auch ohne feſte kultiſche Einrichtung dem Menſchen gegeben ſind, hat ſich das proteſtantiſche Kirchenweſen vielfältig zerſplittert. Das hat Nachteile gebracht; die Sektenbildung ſchuf manche Unruhe und Verwirrung, die Streitigkeiten wurden oft recht diſziplinlos auf dem Markte der Gedanken ausgetragen, der Einfluß wechſelnder Zeitſtrömungen machte ſich gar zu raſch und ungehemmt bemerkbar. Aber die proteſtantiſchen Kirchen waren von tiefſter ſittlicher Ehrlichkeit erfüllt und getragen. Obwohl ſie von Prieſtern gegründet und geführt wurden, haben ſie dem Prieſtertum nicht einmal in geiſtlichen Dingen die ausſchlaggebende Macht zugewieſen. Die Geiſt-

lichen wollten nur Verkünder der göttlichen Botschaft sein, nicht Statthalter des Himmels, nicht Befehlshaber und Richter im Auftrag des göttlichen Oberherrn. Ihrem schlicht-verständlichen Bekenntnis getreu, haben sie sich kein dogmatisches Recht zu pfäffischer Machtanmaßung vorbehalten.

Die katholische Kirche hat dagegen niemals dem Gläubigen seine Auseinandersetzung mit Gott anheimgegeben. Sie schaltet das Priestertum zwischen Gott und Menschen gewissermaßen als eine zweite Vorsehung ein: extra ecclesiam nulla salus, außerhalb der Kirche kein Heil. Dieser augustinische Satz mochte annehmbar sein, solange kein christliches Bewußtsein einen Widerspruch zwischen der Wesenheit Gottes und der Kirchenpraxis empfand. Damals konnten auch die Lehrmeinungen der Kirche und ihrer wissenschaftlichen Organe in der Frage der Willensfreiheit schwanken, es schadete nichts, es galt eben einfach alles als richtig, was die Kirche genehmigte. Man konnte aus Augustin und achthundert Jahre später aus Thomas von Aquino, dem scholastischen Klassiker, immer das herauslesen, was die Kirche gerade zur Unterstützung ihrer Absichten und Ansprüche gebrauchte. Determinierte Gnadenwahl und freie Willensmoral konnten behauptet und durch Zitate aus den „Autoritäten" belegt werden. Es war nämlich scholastische Gepflogenheit, bei theologischen Erörterungen die Grundprobleme nicht selbst zu untersuchen, sondern sich nur auf die älteren Schriften zu berufen, die sich der besonderen Hochschätzung der Kirche erfreuten.

*

Als der römische Klerus sich nach dem protestantischen Abfall um eine klare dogmatische Grundlage für die Zukunft des Katholizismus bemühen mußte, gerieten die Bischöfe und Doktoren in die allergrößte Verlegenheit. Das Tridentinische Konzil einigte sich schließlich auf eine Formu-

lierung, die bis zur Komik verkrampft und unwahrhaftig ist. Jeder Satz stellt das Gegenteil des vorhergehenden fest. Um die Werkheiligung, die kirchliche Ertrags- und Machtquelle zu retten, heißt es zunächst mit hochtrabender Sicherheit: „Wer da sagt, der freie Wille des Menschen sei durch die Sünde Adams verloren und ausgelöscht, der sei verflucht, anathema sit." Gleich darauf wird aber die Erbsünde wieder aufgenommen, um den Kirchenvater Augustin nicht zum Kronzeugen der Ketzer werden zu lassen. Die Christen seien also doch „ohne ihr eigenes Zutun zur Gnade berufen", der Heilige Geist vermittle diese Gnade, aber sie trete erst in Kraft, nachdem sich der Gläubige durch gute Werke gerechtfertigt habe.

Der Papst hat dieses Machwerk der schlauen Vernebelung für „unfehlbar" erklärt, aber den Heiligen Vätern ist dabei niemals wohl gewesen, sie versuchten einer theologischen Klarstellung auf jede Weise auszuweichen. Als der Löwener Professor Bajus sich in eine Auseinandersetzung mit den Kalvinisten eingelassen hatte und die prädestinierte Gnadenwahl zuletzt, ohne es recht zu merken, anerkannte, schickte der Papst eine Bulle nach Löwen, in der durch ungewöhnliche Interpunktion die Stellungnahme des römischen Diktators zweifelhaft blieb; sie konnte für oder gegen Bajus verstanden werden. Den wilden internationalen Theologenstreit um diese Satzzeichen wollte man damit schlichten, daß man den Papst um eine neue, deutliche Ausfertigung der Bulle bat. Daraufhin traf aus Rom eine Abschrift der Bulle ein, die überhaupt alle Interpunktionen wegließ. Nun konnte sich jeder denken, was er wollte. Roma locuta, aber jeder war so schlau und so dumm wie zuvor.

*

Die Jesuiten erspähen in diesem wirren Leerlauf die Möglichkeit zu einem großen Vorstoß über das Dogmatische

hinaus in die reine Machtsphäre des Priestertums. Die „guten Werke" waren spärlicher geworden, man schenkt der Kirche nicht mehr so freigebig wie früher Schlösser und Weinberge, Dörfer und Waldungen; die katholischen Fürsten und Herren finden vielmehr am Säkularisieren auch schon immer mehr Geschmack. Man mußte also die Werkheiligung verfeinern, sie in die menschliche Seele verlegen und nicht mehr die rohe Abgabe verlangen, sondern die ganze Persönlichkeit des einzelnen Heilssuchers mit Beschlag belegen. Wenn das Beichtkind seinen weltlichen Einfluß im Interesse der Priestermacht einsetzt, so kann die Kirche nicht zu kurz kommen. Das ist die Grundidee der neuen jesuitischen Seelsorge. Dazu brauchen sie die Lehre vom freien Willen, denn je weniger sich der Mensch auf das göttliche Gnadenwalten verläßt, desto eher wird er geneigt sein, aus freien Stücken dem Priester zu folgen, der ihm den Lohn für die gute Tat verheißt und die schlechte mit der Hölle bedroht. Gute Taten sind Verfolgung und Schädigung von Ketzern, Gehorsam gegenüber Papst und Klerus, Förderung der Jesuitenmacht, Gelöbnisse, Wallfahrten und Wunderanbetungen, die der priesterlichen Autorität nutzen und der weltlichen Abbruch tun. Wer ein Amt bekleidet, soll es nicht nach seinem sachlichen Ermessen ausüben, sondern nach dem Rate des Jesuiten, der ihm sagen wird, was Gott wohlgefällig und was eine kirchenwidrige, eine sündige Handlung ist und sein wird. Für alle vorkommenden Fälle, für jeden Kasus wollen die Patres eine kasuistische Auskunft bereit halten. Der Beichtstuhl ist der verschanzte Stützpunkt, von ihm aus wollen sie die Welt für die römische Kirche zurückerobern.

Zuerst aber heißt es für den Orden die theologischen Bedenklichkeiten der Päpste zerstreuen. Die römischen Oberhirten sind ängstlich, sie fürchten einen neuen Einsturz ihres Gebäudes, wenn sie entweder der Werkheiligung im freien

Willen oder der Entsühnung aus himmlischer Gnade zuviel Spielraum geben. Doch die Jesuiten wagen das Extrem; einer ihrer Professoren, der Portugiese Molina, wird vorgeschickt. Der Titel seines dicken Foliobandes: „Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis", Übereinstimmung des freien Willens mit den Gnadengaben, ist schlau getarnt, er klingt ganz tridentinisch. Aber was in dem Buche enthalten ist, scheint ja geradezu von dem alten Ketzer Pelagius zu stammen, den die Kirche schon vor über tausend Jahren abgetan hatte!

Molina behauptet, der menschliche Wille könne sich frei der göttlichen Gnade widersetzen, jeder habe es durch seine Gesinnungen und Taten in der Hand, die Gnade anzunehmen oder abzulehnen. Gottes Allwissenheit und Allmächtigkeit bestehe nur in einer „scientia media", in einer Art von halber Erkenntnis, Gott könne nur vorausſehen, daß ein Teil der Menschen geneigt sei, auf den Erwerb der Gnade zu verzichten. Damit haben die Jesuiten Gott im Entsühnungsprozeß tatsächlich beiseite geschoben, um sich, also die Beichtpriester, an seine Stelle zu schwingen. Gottes Rolle ist leer und nichtig geworden, er spielt die lächerliche Figur eines Greises, der zwar ein Unheil kommen sieht, aber eingeschlafen ist, ehe er sich zur Abwehr entschließt. Die Jesuiten können nun dem Menschen Gnade spenden oder verweigern, je nachdem sie seinen Willen nach der Zensurskala gut oder böse beurteilen.

Wie zu erwarten war, trug das Buch Molinas in die römische Kirchenwelt eine ungeheure Erregung, aber die Jesuiten hatten sich darauf vorbereitet, den Streit bis zum Ende durchzufechten. Sie antworten auf die Entrüstung der Theologen aus den Konkurrenzorden mit wilden Gegenangriffen, in denen sie sogar die Franziskaner der kalvinischen Ketzerei beschuldigen. In Rom bestürmen der franziskanische und der jesuitische Ordensgeneral abwechselnd den

ratloſen Papſt. Die von den Jeſuiten beherrſchten deutſchen Univerſitäten, darunter Wien, Prag, Ingolſtadt, Dillingen und Würzburg, begutachten im Widerſpruch zu der Tridentiner „unfehlbaren" Entſcheidung die Lehre Molinas als rechtgläubig. Der König von Spanien, die deutſche Kaiſerin und andere katholiſche Potentaten werden von ihren jeſuitiſchen Beichtvätern mobil gemacht.

Doch das römiſche Inquiſitionsgericht iſt von der theologiſchen Haltloſigkeit dieſer neuen Jeſuitenlehre voll überzeugt; Molina ſoll unrecht bekommen. Der Papſt fürchtet ſich aber, die Verdammungsbulle zu unterſchreiben, er möchte lieber die Akten, die ſich zu Papierbergen getürmt haben, noch einmal ſelbſt durchſehen. Damit wird er nie fertig, und ſein Nachfolger auch nicht. Als die Jeſuitengegner dringlicher werden und ein Aufſchub der Verurteilung Molinas nicht mehr möglich erſcheint, kommt der Truppe Jeſu ein weltlicher Zwiſchenfall zu Hilfe. Dem Kirchenſtaat droht von der Republik Venedig ernſtliche Kriegsgefahr, und ohne die Jeſuiten können dieſe weltlichen Händel nicht beigelegt werden. Sie ſtellen die Bedingung, daß die Willensdogmatik ihres Molina unbehelligt bleibe. Und dem Heiligen Vater liegt die irdiſche Sorge näher als der ganze theologiſche Kram, auch wenn es die Glaubensgrundlagen der katholiſchen Kirche ſind! Das Anathema bleibt ungeſprochen, der Papſt verbietet Anklägern und Richtern, den Streitfall noch weiterhin zu erwähnen, er möge für ewig begraben ſein.

Dieſe erſtaunliche „Löſung" zeigt das Papſttum ebenſo in ſeiner Willkür wie in ſeiner Schwäche. Die römiſche Spruchweisheit verſagt, wenn die diplomatiſchen Umſtände die Verbreitung einer falſchen Lehre als das kleinere Übel erſcheinen laſſen. Die Bullen mit den Bannflüchen können auch noch im letzten Augenblick vor der Abſendung vernichtet werden. Und der Orden ſcheut ſich nicht, den nach

zwanzigjährigem Kampf rein zufällig errungenen Erfolg mit demonstrativen Feiern als Sieg zu begehen. Durch die Straßen der Universitätsstädte tragen die Patres bei den Umzügen Schilder mit der Aufschrift „Molina Victor!"; in ihren Festreden bezeichnen sie die Willensfreiheit als päpstlich anerkannt. Auf der Pyrenäenhalbinsel laden sie das Volk zu Stierkämpfen, um ihren Machttriumph allen Schaulustigen vorzuführen. Sie veranstalten Maskenfeste und lassen ihre beliebten Feuerwerkskünste zum Himmel steigen. Und sie haben im Grunde auch berechtigten Anlaß zum Siegesjubel. Als sich ein Jahrhundert nach diesem Siege der berühmte Jesuitenstreit mit den Pariser Jansenisten scharf zuspitzt, muß die römische Kurie ihnen zur Seite stehen, denn Rom hat es notgedrungen verabsäumt, die Propheten der Willensfreiheit in die Schranken zu weisen; und inzwischen sind sie zu den maßgeblichen Trägern des neuen katholischen Entsühnungskultes geworden.

*

Ignatius Loyola hatte seinen Jüngern die Mahnung erteilt: „Laßt jeden Pönitenten so erleichtert aus dem Beichtstuhl weggehen, daß er gern bereit ist, bald wiederzukommen." Seine Jünger leiten nun in diesem Sinne aus ihrer Willenslehre eine „Moralkasuistik" ab, die den Beichtkindern die Abbüßung ihrer Sünden möglichst angenehm machen soll. Man legt es also, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, auf den „Kundendienst" an. Man will den Pönitenten so weit entgegenkommen, wie es sich mit moralischen Gründen oder Scheingründen irgend vereinbaren läßt. Aber diese Moralbegriffe müssen zugleich so lose und dehnbar sein, daß der Beichtvater dem Gläubigen hart zusetzen kann, wenn das um der Priestermacht willen zweckmäßig erscheint.

Die alte aristotelische Philosophie bietet den besten philosophischen Ausgangspunkt für eine solche Moral von Fall zu Fall. Die Bewertung der menschlichen Handlungen, so lehrt Aristoteles, müsse sich danach richten, ob die Tat in freier Entschließung und mit voller Verstandeseinsicht begangen sei. Wenn Handlungen nicht vom Verstande gelenkt und vom Willen wirklich gewollt wären, könnte man sie auch nicht mit sittlichem Maßstabe richten. Die Jesuiten folgern nun daraus, der Mensch sei für seine bösen Triebe gar nicht oder nur wenig zu tadeln, solange er seinen eigenen Verfehlungen nicht „mit dem Willen beistimmt".

Die Willenslehre des Aristoteles hat übrigens nicht nur die Jesuiten angezogen, sondern schon viel früher die römischen Strafrechtler. Bei der Bemessung der Strafe hielten sie den „dolus", die böse Absicht, für wichtiger als den objektiven Schaden, der jemand zugefügt worden war. Dieser antike Gedanke der subjektiven und relativen Straffälligkeit zieht sich über das Mittelalter bis in den Liberalismus der Neuzeit hinüber: ein schlimmes Werk ist danach sehr viel leichter zu entschuldigen, wenn der Täter vernunftgetrübt war oder eine halbwegs „anständige" Absicht hatte.

Die Jesuiten haben jedoch diese Theorie zu einer grotesken Moralpraxis umgebogen, die durch die Jahrhunderte in dem üblen Geruch der Heuchelei geblieben ist, die schlechthin als „Jesuitenmanier" gilt, auch wo die Mitglieder des Ordens mit dem Falle gar nichts zu tun haben. Die katholische Kirche unterscheidet zwischen der „Todsünde", die der Priester nicht lösen kann, und der „läßlichen Sünde", die den menschlichen Durchschnittsfall des „Zurückbleibens hinter der göttlichen Forderung" darstellt und durch Beichte und Buße gesühnt wird. Die Jesuiten hatten nun das größte Interesse daran, ihre Zuständigkeit auf recht viele sündhafte Handlungen auszudehnen, also in den allermeisten Fällen „Läßlichkeit", und sogar eine möglichst geringfügige, festzu-

ſtellen, damit der Pönitent ſich nicht künftig dem Einfluß des Beichtigers entziehe.

Die Todſünde der Häreſie, des Abfalls von der göttlichen Offenbarung, ſoll auch nur läßlich ſein, „wenn jemand eine Häreſie äußerlich kundgibt, ihr aber im Innern nicht zuſtimmt". Der Prieſter behält ſich damit vor, auch die Ketzerei zu vergeben, wenn er dem Beichtkind den klaren Willen zu einer ſolchen Todſünde nicht zutrauen mag. Derſelbe jeſuitiſche Beichtkaſuiſt meint, die Furcht könne den freien Willen ſo herabmindern, daß die Sünder ſtraffrei ausgehen müſſen. Als Beiſpiele führt er folgende Fälle an: Die Ehebrecherin braucht dem betrogenen Gatten ihr Vergehen nicht zu bekennen, denn ſie würde ſeine Rache herausfordern und ſich ſchweren Gefahren ausſetzen. Es ſoll auch dem Knechte erlaubt ſein, den Herrn bei frevelhaften Taten zu unterſtützen, wenn er beſorgen müſſe, daß ihn der Brotgeber ſonſt auf die Straße ſetzt.

*

Aber die berühmteſte Entſchuldigungsform der gewundenen Jeſuitenmoral iſt die Lehre von dem guten Zweck, der das Mittel „heiligen" ſoll, wobei man logiſcherweiſe an ſündige Mittel denkt, denn gute heiligen ſich ſelbſt. Unter der Formel „Der Zweck heiligt das Mittel" iſt dieſe Theſe geflügeltes Wort geworden. Der Gedanke war durch die machiavelliſtiſche Staatsphiloſophie der Renaiſſance in Mode gekommen. Die Jeſuiten leugnen, das Schlagwort geprägt zu haben, ſie behaupten, etwas „ähnlich andres" zu meinen und berufen ſich auf keinen Geringeren als Auguſtin, der einmal geſchrieben hat: „Achte nicht viel darauf, was der Menſch tut, ſondern worauf er bei ſeinem Tun hinzielt." Und nach Thomas von Aquin bekommen die Handlungen nur durch den Wert des Bezweckten ihren ſittlichen oder unſittlichen Charakter. Aber dieſe Zeugniſſe der alten kirch-

lichen Denker bilden keine Entlastung, denn in ihren Aussagen sind nicht der Zweck und die Mittel als an sich verschieden gut gegenübergestellt, sondern die indifferente Einzeltat erhält ihre erste Wertung.

Der Jesuitenorden hat den Vorwurf der Heiligung schlechter Mittel immer wieder durch schlaue Schachzüge zu entkräften versucht. Man nahm in neuerer Zeit sogar eine öffentliche Auslobung vor, indem man demjenigen zweitausend Gulden zu zahlen versprach, der in irgendeiner Jesuitenschrift das geflügelte Wort auffinden würde. Darauf meldete sich ein Theologe, der früher dem Orden angehört hatte, und legte verschiedene Textstellen vor, die dem Schlagwort ganz nahekamen. In dem Prozeß vor dem Kölner Oberlandesgericht, der weniger um der zweitausend Gulden als um des Prinzips willen geführt wurde, wies das Gericht die Klage mit der Begründung ab, man möge über die Jesuitenmoral denken wie man wolle, der philologisch genaue Nachweis sei nicht erbracht.

Zu ihrer Verteidigung lieben die Jesuiten gegenüber den Protestanten eine angebliche Äußerung Luthers zu zitieren; er soll zu den Räten des Landgrafen von Hessen gesagt haben: „Was wäre, wenn einer schon um Besseres und der christlichen Kirche willen eine gute, starke Lüge täte." Bei Luthers vollblütigem Temperament wäre es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß ihm eine solche Wendung einmal entfahren ist, aber dieser grundehrliche Polterer, der in seiner ganzen Haltung das Gegenstück eines Jesuiten bildet, hat damit gewiß kein spitzfindiges System der doppelten Moral aufstellen wollen.

Es kommt nicht auf Wortklaubereien, sondern auf den Geist der Morallehre an. Die Jesuiten haben in ihren Bekehrungsfeldzügen nicht nur die gewöhnliche Lüge, sondern auch das groß angelegte Betrugsmanöver als ein erlaubtes und geheiligtes Mittel ad maiorem Dei gloriam an-

geſehen. Man denke etwa an den Pater, der in der Maske eines Wittenberger Theologieprofeſſors in Stockholm erſchien, um die Gemüter zu verwirren, oder an den Jeſuiten, der als Schiffskapitän die verbotene engliſche Inſel anſteuerte, oder in allergrößter Sündendimenſion an die geheime Kriegshetze bei den großen Höfen. Auch in der Alltagsmoral empfehlen die Patres als Beichtväter und Publiziſten immer die kleinere Sünde als ein ſtatthaftes Mittel gegen eine Verfehlung, die ihnen vom römiſchen Kirchenſtandpunkt aus noch größer erſcheint.

Der Beichtvater ſoll eine geringere Sünde anraten, ja ſogar zu ihr „anreizen", wenn es geſchieht, um einer ſchwereren Sünde vorzubeugen oder um ihre Fortſetzung zu verhindern. Dieſe Verhinderung der ſchlimmeren Schuld wird dann als guter Zweck bezeichnet. Das ſchlechte Mittel iſt ſittlich geheiligt, weil es indirekt der Verbeſſerung der Moralſphäre dient. In den kaſuiſtiſchen Lehrbüchern der führenden Ordensmoraliſten finden ſich beiſpielsweiſe folgende „Ratſchläge":

„Wenn du durchaus entſchloſſen biſt, zu ſündigen, ſo rate ich dir, daß du unter Beiſeitelaſſen der größeren Sünde, z. B. des Gattenmordes, eine andere, kleinere Sünde begehſt, nämlich, daß du noch eine zweite Gattin hinzunimmſt ... Wenn jemand beſchloſſen hat, Ehebruch zu begehen, ſo darf ihm geraten werden, daß er lieber mit einer Unverheirateten Unzucht treibe, weil die ſittliche Bosheit der Unzucht geringer iſt ... Ein Ehemann, der ſeine Frau wegen Ehebruchs im Verdacht hat, darf der Frau zum Ehebruch Gelegenheit geben, und ſie mit Zeugen belauſchen, damit er den Ehebruch beweiſen und die Trennung von ihr herbeiführen kann. Da nämlich der Ehemann mit der ungetreuen Frau nur in ſündiger Ehrloſigkeit zuſammenleben könnte, darf er das Unrecht abwehren, indem er es zuläßt und durch Zeugen als wirklich geſchehen erhärtet ... Wenn

die Ehefrau von einem Liebhaber einen unkeuschen Antrag erhält, darf sie dem Verführer im Einverständnis mit ihrem Ehemann Ort und Stunde zu dem Ehebruch angeben. Ehe die Sünde vollendet ist, soll der Gatte dazwischentreten, um den Ertappten der Strafe auszuliefern ... Wenn der Vater den zum Diebstahl neigenden Sohn überführen will, möge er den Schlüssel im Geldkasten stecken lassen. In diesem Falle ist das Mittel sogar völlig indifferent und schon an und für sich ganz unschuldig ... Man soll dem, der seinen Feind töten will, raten, er solle nur mit der Faust oder dem Stock prügeln, schlimmstenfalls möge er den Gegner dadurch wehrlos machen, daß er ihm die Hand abhaut. Bei solcher Körperverletzung entgeht der eine dem Tode, der andere der schwersten Blutschuld ... Einem Diebe oder Räuber, der fest entschlossen ist, bei einem Einbruch den ganzen Vorrat an Goldwaren zu stehlen, rate man, sofern er von dem Vorsatz nicht abzubringen ist, sich mit der Hälfte zu begnügen. Denn dieser Rat würde den guten Zweck erreichen, daß dem Eigentümer die andere Hälfte seines Besitzes verbleibt, was zweifellos als eine Wohltat anzusehen ist."

So liest man es bei den großen Ordensmoralisten des 17. Jahrhunderts, bei Becanus, dem Beichtvater Kaiser Ferdianus II., bei Molina, Laymann, Sanchez, Castropaolo und andern. Und es handelt sich hier nicht etwa um die abseitigsten Fälle, sondern um die Schulbeispiele, die einer vom andern übernimmt, um die Ratschläge mit scheinbar neugewandeten Argumenten zustimmend weiterzugeben. Man beachte, daß hier von Fällen die Rede ist, in denen der Pönitent den festen Vorsatz zur bösen Tat zu haben scheint, wo er also in hochgradiger Willensfreiheit ein wohlüberlegtes Vorgehen plant. Würde der Sünder sich in jäher Leidenschaft vergangen haben, so konnten die Jesuiten ihm mit dem Urteil zu Hilfe kommen, er wäre ohne klaren Vorbedacht auf die schiefe Bahn geraten und hätte dadurch be-

trächtliche Entlastungsgründe. Pascal, der satirische Jesuitengegner, legt in seinen Briefen einem Pater die Selbstironie in den Mund: „Wir reinigen die Absicht und mildern die Untat, wenn wir die Handlung selbst nicht hindern können, und so bessern wir durch einen guten Zweck wenigstens die Schlechtigkeit der Mittel. Und damit stellen wir die Welt nach allen Seiten zufrieden."

*

Die Welt „will" offenbar betrogen werden, diese traurige Erfahrung haben die Jesuiten sorgfältig in ihre kasuistische Rechnung eingestellt. Diese Täuschungen reichen von der Vorspiegelung des Kaufmannes, der seine Waren trügerisch anpreist, bis zum Meineid, der unter falscher Anrufung Gottes geschworen wird. Die Lügen aus triebhafter Schwäche, aus Eitelkeit oder andern Torheiten, auch die Notlügen, werden mit mangelnder Klarheit und Freiheit des Willens entschuldigt. Für die freien Absichtslügen gibt es zwei Erlaubnisformen, in denen das heuchlerische Mittel des guten Zweckes wegen genehmigt wird. Das sind die Amphibologie, die Irreführung, und die reservatio mentalis, der gedankliche Vorbehalt.

Die amphibolische Irreführung besteht in der Verwendung von doppeldeutigen Fragen und Antworten. Als Beispiele führen die Jesuiten Gerichtsfälle aus der inquisitorischen Praxis an. Der bischöfliche Richter vernimmt eine Hexe, die den Verkehr mit dem Teufel hartnäckig leugnet. Er verspricht ihr, daß er sie nicht nur lebenslänglich mit Nahrung versehen, sondern ihr auch ein neues Haus bauen wolle, wenn sie nur ihre Schuld gesteht. Als sie die Zauberei daraufhin zugibt, wird sie sogleich zum Scheiterhaufen geführt. Der Richter hat nicht die Unwahrheit gesprochen, denn er meinte mit dem neuen Haus das Balkengerüst und die Strohbündel, unter denen sie verbrannt werden sollte.

In einem andern Falle hat der Inquisitor dem angeklagten Ketzer versprochen, er werde Gnade walten lassen, wenn der Beschuldigte alle heimlichen Mitglieder der Ketzergemeinde angeben wolle. Als das geschehen ist, legt man alle in Ketten. Der Richter durfte das Mittel anwenden, lehren die Jesuiten, er sprach die Wahrheit, denn er wollte Gnade für die Kirche walten lassen; und alles, was für den Bestand der Kirche getan wird, ist doch gnadenreich.

Die Mentalreservation besteht in einer Verschweigung der Wahrheit oder in einer falschen Behauptung, für die man eine unausgesprochene geistige Ausrede hat. Jemand wird gefragt, ob er an dem Wachtdienst teilgenommen habe, er darf den Tatsachen zuwider mit ja antworten, wenn seine Gedanken ihm eingeben, er sei „im Geiste" dabeigewesen. Auf diese Weise könnte man zuletzt fast jeden Meineid entschuldigen. Und wirklich haben sich die Kasuisten mit einigen Vorbehalten, bei denen sie gewissermaßen reservatio mentalis an ihrer eigenen Lehre üben, so weit verstiegen: „Wer unter Eid etwas Falsches aussagt, braucht deshalb keine schwere Sünde zu begehen, denn er ruft Gott nicht als Zeugen für das Falsche an, was er äußerlich ausspricht, sondern für das Wahre, das er in seinem Innern zurückbehält." Der bayrische Hofjesuit Laymann, der dieses tolle, wohl in der ganzen Ordensliteratur unübertroffene Wort geprägt hat, gehörte zu den geistigen Urhebern des Dreißigjährigen Krieges. (Laymann, Theologia moralis, liber quartus, edit. Monach. 1625.)

Neben solchen verruchten Behauptungen, die ebenso eine Verhöhnung des Eides wie eine Gotteslästerung bedeuten, finden sich auch Betrugskniffe mit humoristischem Einschlag, etwa, wenn es heißt: „Ist es erlaubt, zur Erlangung des Doktorgrades auf einer Universität zu schwören, man habe die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt, wenn man sie nicht erfüllt hat? Ja, ein solcher Schwur ist erlaubt, wenn

man ſich die für den Doktorgrad nötigen Kenntniſſe zutraut. Dann liegt nämlich die gerechte Urſache vor, daß ein Würdiger den Doktortitel erhält. Und zweitens wird niemand durch einen ſolchen Eid geſchädigt, vielmehr erlangt der Staat dadurch noch einen beſonderen Vorteil, indem er jetzt einen würdigen Doktor mehr beſitzt."

*

Man hat die jeſuitiſche Moral ſchon oft mit den Lehren des jüdiſchen Talmud verglichen und mancherlei Übereinſtimmungen feſtgeſtellt. Sie erklären ſich aus dem gemeinſamen Fehler, der in jeder Kaſuiſtik ſteckt. Auch der Talmud löſt die Sittlichkeit in eine große Anzahl moraliſtiſcher Frageſtellungen auf. Wo aber die allgemeine ethiſche Richtlinie fehlt, läßt ſich das rabuliſtiſche Hirn bei ſeinen Denkſchlüſſen leicht zu Urteilen drängen, die jedes Gewiſſenethos verloren haben. Freilich war auch Ariſtoteles Kaſuiſt, im bewußten Gegenſatz zu ſeinem Lehrer Platon, der die Idee des Guten zum höchſten Richtmaß für die Sittlichkeit nahm. Doch Ariſtoteles beſchränkte ſich auf die geſonderte Feſtſtellung der den einzelnen Menſchen erreichbaren Tugend, während die Jeſuiten vorwiegend die negative Seite des richtigen Verhaltens, die Nachtſeite des Lebens, erforſchen und mit ihrer Gedankenwillkür aufhellen wollen. Sie beſchäftigen ſich ja weniger mit der Tugend als mit Sünde. Dieſe jeſuitiſchen Zweckunterſuchungen entfernen ſich auch völlig von der philoſophiſchen Sichtungsaufgabe. Der tatſächliche Fall war ſchließlich nur noch Vorwand für eine pfiffige Spielerei mit Sünden und Losſprechungsgründen. Man ſchuf eigentlich nur eine ungeheure Kartothek von Auskünften, die den „Kunden" auf eine möglichſt ſchmerzloſe Weiſe befriedigen und dem Orden die beſten Unternehmererfolge bringen ſollten.

Was hat es noch mit geiſtlichen oder geiſtigen Prinzipien

zu tun, wenn sich die Kasuisten Sanchez, Lessius, Banez und Busenbaum streiten, wieviel Dukaten der Sohn seinen Eltern stehlen muß, um eine schwere Sünde zu begehen! Banez meint, wenn es weniger als fünfzig Goldstücke sind, könne man noch Milde üben, Lessius will nur bei zwei gestohlenen Goldstücken die Augen zudrücken. Wenn der Vater reich sei, will Sanchez allenfalls noch die Entwendung von sechs Dukaten durchgehen lassen, ein anderer findet fünfzig Dukaten nur erlaubt, wenn sich ein Prinz an der fürstlichen Schatulle seines Vaters vergreift. Die absolvierten Diebe haben sich selbstverständlich den Beichtvätern, die sich mit ihrer Lossprechung soviel Mühe geben, gebührend dankbar zu erweisen.

Die erfundenen kasuistischen Musterbeispiele mögen Tausende und aber Tausende von Fällen theoretisch erfassen, mit dem wirklichen Falle decken sie sich doch niemals vollkommen, das Leben wird ja in unendlichen Variationen gelebt. Wie wird nun das Gesetz, das nach einem angenommenen Falle konstruiert ist, auf den lebendigen Vorgang angewandt? Das antike Strafrecht begnügte sich im allgemeinen mit dem Grundsatz, in dubio pro reo, d. h. bei zweifelhafter Sachlage soll der Beschuldigte freizusprechen sein. Liegt die Tat durch Beweis oder Geständnis klar zutage, so kann es noch zweifelhaft sein, ob der Tatbestand unter das gesetzliche Verbot fällt oder nicht. Von alters her haben die Kasuisten nun besondere Feinheiten und Spitzfindigkeiten erklügelt, teils um die Geltungsmacht des Gesetzes zu schützen, teils um dem Beschuldigten die Verteidigung zu erleichtern. Die „Tutioristen" wollten das Gesetz auch dann noch anwenden, wenn der Sonderfall von dem Musterbeispiel erheblich abzuweichen scheint. Das andere Extrem vertraten die „Probabilisten", die schon bei geringem Zweifel zugunsten des Beklagten entscheiden möchten.

*

Daß die Jeſuiten ſich zum Probabilismus bekennen, entſpricht durchaus ihrer Geſamthaltung auf dem Gebiete der Moral. Sie haben dieſe kniffliche Methode überhaupt erſt zu ſo großer praktiſcher Bedeutung entwickelt, daß darüber im 17. und 18. Jahrhundert ein Allerweltsſtreit entſtehen konnte. Wieder mußte der freie Wille für die jeſuitiſchen Begründungen herhalten. Wenn der Menſch ſeiner Natur nach frei ſein ſoll, kann dieſe Freiheit nur durch eine ganz ſichere Geſetzesverpflichtung eingeſchränkt werden. Spreche alſo irgendeine Annahme gegen die Geltung des Geſetzes, ſo habe dieſes in dem erörterten Falle gar keine Geltung. Es genüge, daß irgendein Argument für die Schuldloſigkeit vorhanden ſei. Solange verſchiedene Meinungen über die Anwendbarkeit des Geſetzes möglich ſind, ſoll Freiſpruch erfolgen. Mag auch die „größere Wahrſcheinlichkeit" für die Geltung des Verbotes und nur die „kleinere Wahrſcheinlichkeit" für das Gegenteil plädieren, ſo ſoll die Handlung dennoch erlaubt ſein. Das Gewiſſen darf beruhigt ſein, ſolange für die Tat eine intellektuelle Entſchuldigung vorgebracht werden kann.

Für den Probabilismus haben die Jeſuiten eine wohlklingende, volkstümliche Formel geprägt, ſie lautet: „Jeder hat das Recht auf die mildeſte Auffaſſung." Eine Auffaſſung ſei ſchon dann probabel, lehrt der berühmte Ordenstheoretiker Escobar, wenn ſie ſich „auf Gründe von einiger Wichtigkeit" ſtütze. Dieſe „Wichtigkeit" kann nach ſeiner Anſicht auch darin beſtehen, daß eine Autorität in Dingen der kaſuiſtiſchen Moral irgendwann eine Anſicht geäußert hat, die ſich zur Entlaſtung eines andern Pönitenten eignet. Um nun dieſen in den Genuß der mildeſten Auffaſſung zu ſetzen, muß man ſo lange in der Moralliteratur herumſuchen, bis man einen paſſenden Entſchuldigungsgrund aufgeſpürt hat. Das „Anſehen eines gelehrten Mannes" ſei ja auch kein oberflächlicher, ſondern ein wichtiger Grund.

Folgerichtig hat Escobar weiter behauptet, der Beichtvater müsse sogar eine Handlung genehmigen, die er selbst verdamme, wenn das Beichtkind eine probable Entschuldigung vorweise. Das war gegen nichtjesuitische Priester gedacht, die man damit zwingen wollte, die jesuitischen Moralkommentare anzuerkennen. Noch deutlicher wird Escobar, wenn er sagt, diejenigen seien im Recht, „die zu mehreren Gelehrten gehen, bis sie einen finden, der ihnen günstig ist, wenn er nur klug, fromm und nicht ganz vereinzelt zu sein scheint". Man kann sich also gewissermaßen Rechtsanwälte für die Lossprechung von seinen Sünden nehmen. Und die Jesuiten sorgten aufs bereitwilligste, daß sich günstig gesinnte und nicht vereinzelt dastehende Moraltüftler als Helfer fanden.

*

Als der Probabilismus im 17. Jahrhundert die große Mode der katholischen Welt geworden war, machte sich ein allgemeines Absinken der sittlichen Vorstellungen bemerkbar. Die Päpste wurden daher von den Dominikanern gedrängt, den Probabilismus allen Priestern zu verbieten. Die Kurie beschränkte sich freilich darauf, ein paar Dutzend krasseste jesuitischer Probabilismen zu verurteilen, die dem Laxismus, der sittlichen Gleichgültigkeit, gar zu offen Vorschub leisteten. Auch die Staaten, und vor allem die Finanzminister, hatten gegen die Lehre von der probablen Ausrede scharf protestiert. Einige aus ihren Staaten gewiß nicht ohne triftigen Grund ausgewiesene Jesuiten hatten nämlich die These veröffentlicht, „dem Untertanen soll es gestattet sein, die Zahlung einer Steuer zu verweigern, wenn diese nach einer wahrscheinlichen Meinung ungerecht ist".

Aber die Patres verstanden, den Fürsten und ihren Kabinetten auch probabel zu machen, daß diese Moralmethode sich doch jedenfalls vorzüglich zur Begründung von Gewalttaten eigne. Man könne damit Verhaftungen von zweifel-

hafter Berechtigung und ſogar Eroberungskriege einleuchtend verteidigen. Das iſt denn auch in dem Diplomatenkampf, der den Spaniſchen Erbfolgekrieg begleitete, ausgiebig geſchehen. Die Staatsraiſon dürfe, ſo lehrten die jeſuitiſchen Ratgeber der Miniſterien, ſogar eine Meinung als gebilligt anſehen, deren Argumente von ihr ſelbſt ſtammen, allerdings müſſe dann die Gegenſeite eine andere Staatsraiſon ſein. Aufs Praktiſche übertragen, würde das etwa heißen, niemand könne ſelber ſchuld an einem Kriege haben. Kurzum, auf jedem Gebiet führt dieſe Moralmethode zuletzt zur Anarchie und zur abſurden Heuchelei.

Dem Probabilismus haben vor allem die großen proteſtantiſchen Philoſophen die ſchärfſte geiſtige Fehde angeſagt. Der deutſche Idealismus konnte endlich in dem reinen Glanze ſeines Weltbildes die Ideenſtrenge Platons wiederherſtellen. Die ariſtoteliſchen, ſcholaſtiſchen, jeſuitiſchen Fälletüftler der Moral wurden aus der großen europäiſchen Philoſophie verſtoßen und auf die betont klerikalen Kreiſe beſchränkt. Hatten die Jeſuiten das Gewiſſen bis zu einer ſyllogiſtiſchen Gedankenpoſſe entwürdigt, ſo lehrt Kant mit einfacher, kompromißloſer Klarheit: „Das Bewußtſein, daß eine Handlung, die ich unternehmen will, recht ſei, iſt unbedingte Pflicht.“ Und Hegel erklärt den Probabilismus für eine „Geſtalt der Heuchelei“, denn die Entſcheidung über Gut und Böſe werde ganz dem „Belieben und der Willkür“ anheimgeſtellt, und gleichzeitig werde behauptet, das Urteil habe einen objektiv bindenden Charakter.

*

Es konnte nicht ausbleiben, daß die jeſuitiſchen Kaſuiſten auch die Vorgänge des intimen Lebens in einem Umfange und in einer Art zergliederten, die mit ernſten ſittlichen Erwägungen nichts mehr zu tun hat. Auch um hygieniſche Beratung war es ihnen dabei nicht zu tun, ſondern um die Beherrſchung der Menſchen durch Überwachung der ſinn-

lichen Triebe. Es ist eine uralte Erfahrung, daß sich die Gemüter leicht von solchen Personen bestimmen lassen, die sie zu Mitwissern ihrer erotischen Geheimnisse gemacht haben. Die berüchtigte Bettschnüffelei ist oft gehässig mit perversen Mönchsregungen in Verbindung gebracht worden, zumeist wohl mit Unrecht. Der Jesuitenorden erzog seine Mitglieder zu kalten Verstandesmenschen, es sind im Durchschnitt nur Naturen mit solcher Anlage im Jesuitenorden heimisch geworden. Das Mönchsgebot der geschlechtlichen Askese ist nach kundiger Schätzung in keinem andern Orden so selten übertreten worden. Man weiß darüber einigermaßen Bescheid, weil die Disziplinarakten des Ordens bei der Auflösung im Jahre 1773 in staatliche Archive gerieten.

Nein, es war eine leidenschaftliche Machtberechnung, die gerade die jesuitischen Patres dazu trieb, bevorzugte Vertraute aller derer zu werden, die sich in einer Art „Sexualnot" wähnten. Die christliche Kirche hat aus uralter Tradition den „fleischlichen" Angelegenheiten eine sehr starke religiöse Bedeutung zugemessen und gegenüber den sexuellen Sünden auch noch in der Neuzeit oft eine verständnislose Härte an den Tag gelegt. Die Jesuiten bedienten sich dieser Überlieferung durchaus nicht des starren Grundsatzes wegen, sondern in der Absicht, die Pönitenten durch genaue Kenntnis ihrer Laster von sich abhängig zu machen. Sie wechselten daher zwischen Einschüchterung und milder Nachsicht beständig ab. Was in den sexualkasuistischen Texten schwarz auf weiß zu lesen steht, nimmt keinerlei Rücksicht auf die natürliche Unwägbarkeit dieser Dinge: „Non peccat negans, quando alter immoderate petit, post tertiam vel quartam vicem eadem nocte ..." Die lateinische Sprache hat freilich auch damals für die breitere Öffentlichkeit diese erstaunlichen Weisheiten zugedeckt, es ist aber für die zynische Vorurteilslosigkeit der Jesuiten bezeichnend, daß sie solche Dinge überhaupt zur moraltheologischen Diskussion stellten.

Wir haben bisher die kasuistischen Musterbeispiele für die Jesuitenmoral größtenteils der klassischen Epoche des Ordens, dem 17. Jahrhundert, entnommen. Man könnte meinen, diese alten Ausgrabungen bewiesen nichts mehr für das heutige Moraldenken der Jesuiten. Doch der Orden hat bis zur Gegenwart an den ursprünglichen Standpunkten und Methoden mit Zähigkeit festgehalten. Die Struktur der Gesellschaft hat sich freilich inzwischen so stark gewandelt, daß wir über manche der alten Streitfälle, wie etwa über die fünfzig gestohlenen Dukaten, nur noch lächelnd den Kopf schütteln können.

*

Von höchster aktueller Bedeutung sind aber vor allem die jesuitischen Morallehren geblieben, die sich auf die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche beziehen. Auf diesem schwierigen Boden war der Orden auch noch in den letzten hundert Jahren Stoßtrupp der Papstkirche. Daß die Patres nichts vergessen und nichts zugelernt haben, zeigen die Schriften des modernen deutschen Jesuiten Lehmkuhl, der in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege wirkte und auch der Zentrumspartei als kulturpolitische Autorität, besonders bei der Einführung des „Bürgerlichen Gesetzbuches" im Reiche, zur Seite stand. In seinem Werke „Casus conscientiae", zu deutsch Gewissensfälle, erschienen in zweiter Auflage in Freiburg 1903, erfindet Lehmkuhl folgenden Musterfall, um seine Morallehre zu veranschaulichen:

„Der durch kirchenpolitische Gesetze aus seinem Vaterlande verbannte Priester Remigius kommt dennoch häufig verkleidet zurück, auch der Erholung wegen, übt geistliche Funktionen aus und freut sich daran, daß er ungestraft die Gesetze verletzt. Als dies der Beamte Paulus erfährt, läßt er es zwar unbeachtet, nimmt aber doch erstaunt daran Ärgernis, daß Remigius die von der legitimen Gewalt erlassenen Gesetze nicht beobachtet. Durch einen Freund läßt

er Remigius bitten, es in der Folge zu unterlaſſen, damit er nicht, wenn er ihm angezeigt wird, ihn nach Amt und Gewiſſen beſtrafen müſſe. Remigius läßt ihm ſcherzhaft antworten, er fürchte weder Geſetz noch Strafen. Werde ihm Strafe auferlegt, ſo habe er einen Schlüſſel zur Verfügung, womit er den Geldſchrank des Paulus öffnen könne, um ihm das Geld zur Begleichung der Strafe zu entnehmen. Werde er zu Gefängnis verurteilt, ſo habe er Arme und Waffen, womit er ſich verteidige."

„Es fragt ſich", fährt Lehmkuhl fort, „was iſt erſtens von jenen Geſetzen und Strafen zu halten? Zweitens: Hat Remigius recht gehandelt, oder hat Paulus mit Recht Ärgernis genommen? Darf drittens Remigius, was er im Scherz angedroht hat, im Ernſt ausführen? — Ich antworte zur erſten Frage. Daraus, daß die geſetzgebende Gewalt ſolche Geſetze erlaſſen hat, folgt noch nicht, daß es wahre Geſetze ſind. Sonſt müßte man auch die diokletianiſchen Erlaſſe gegen die Chriſten wahre Geſetze nennen. Nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin gehört zum Weſen des Geſetzes, daß es eine Anordnung der Vernunft ſei ... Dieſe Geſetze ſind aber in Wirklichkeit und Wahrheit keine Anordnungen der Vernunft. Aus mehrfachen Gründen ſind ſie ungerecht, weil ſie das höherſtehende Recht des Prieſters, das Recht des katholiſchen Volkes, verletzen. Ja, vielleicht verſucht man ſogar, den Prieſter zu Unehrenhaftem und Unerlaubtem anzuhalten. Sie ergehen nicht von demjenigen, dem die Sorge um die Gemeinſchaft obliegt, alſo nicht von der rechtmäßigen Gewalt. Denn die Sorge für die religiöſen Dinge obliegt nicht dem Staate. Somit iſt hier die legitime Autorität noch weniger vorhanden, als wenn die franzöſiſche Regierung für das Deutſche Reich Geſetze machen wollte. Wenn die Geſetze als Prohibitivgeſetze nichtig ſind, ſo wird auch die durch ſie verhängte Strafe nicht rechtmäßig verhängt ..."

„Zur zweiten Frage antworte ich: Remigius hat sich keiner Gesetzesverletzung schuldig gemacht. Ob er also der Erholung wegen oder um andern geistliche Hilfe zu bringen in sein Vaterland zurückkehrte, eine Gesetzesverletzung war nicht vorhanden. Seine Freude über die nicht gezahlte Strafe ist also eine völlig einwandfreie, um so mehr als auch die Freude über die Verletzung dieser in sich nichtigen Gesetze nicht sittlich fehlerhaft ist. Das Ärgernis des Paulus ist also nicht begründet. Auch ist für gewöhnlich eine Handlungsweise wie die des Remigius für Katholiken nicht Gegenstand des Ärgernisses, sondern der Erbauung ..."

„Auf die dritte Frage antworte ich: Ist nicht Paulus, wenn er dem Remigius die Geldstrafe auferlegt, wegen Verletzung der Gerechtigkeit zur Wiedererstattung verpflichtet? Darf sich Remigius einem Verhaftungsversuch widersetzen? Das erste ist zu bejahen, weil die Handlung des Beamten Paulus objektiv ungerecht und theologisch schwer sündhaft wäre ... Obwohl Remigius besser auf die hauptsächlichen Schädlinge, nämlich auf die Urheber des ungerechten Gesetzes, zurückgreift, darf er sich doch auch an jeden unmittelbaren Urheber des Schadens halten, zumal wenn die andern Urheber schwer zu erreichen sind ... Eine Zurwehrsetzung, wenn sie ohne besondere Körperverletzung des Beamten geschieht, ist nicht unerlaubt, zumal wenn sie erfolgreich ist ... Blutige Verteidigung oder Körperverletzung des Beamten wäre für gewöhnlich hauptsächlich deshalb unerlaubt, weil sie der Anlaß für größere Übel und für Volksunruhen wäre ..."

Dieses eindrucksvolle Dokument jesuitischen Geistes enthält alle bezeichnenden Merkmale der Gedankenmoral, die in diesem Kampforden von alters her üblich ist. Von vornherein fehlt jeder sittliche Ernst; denn wie sollte sich sonst der Priester darüber freuen, daß er die Gesetze verletzt. Es ist gewiß keine Überraschung mehr, daß diese konsequent

katholiſche Auffaſſung die kirchlichen Intereſſen über die nationalſtaatlichen ſtellt. Aber die oppoſitionelle Begründung, es handle ſich bei den deutſchen Reichsgeſetzen um keine „Anordnung der Vernunft", iſt in ihrer thomiſtiſchen Dummſchlauheit beinahe entwaffnend. Man beachte auch die Floskel „für gewöhnlich", die bei der ſcheinheiligen Warnung vor „Volksunruhen" eingefügt iſt. Im ungewöhnlichen, im entſcheidenden politiſchen Kampffalle, beſtehen dieſe moraliſchen Bedenken gegen den Aufruhr nicht, wie die Geſchichte der Jeſuiten hundertmal erwieſen hat. Dieſes Lehmkuhlſche Muſterbeiſpiel gibt ein richtiges Spiegelbild ihres Denkens und Verhaltens im Vorder- und Hintergrund. Es iſt noch immer derſelbe Geiſt, der aus der „Imago primi saeculi", dem Jubiläumsbuche zur erſten Jahrhundertfeier des Ordens, ſpricht: „Frieden iſt ausgeſchloſſen, die Saat des Haſſes iſt uns eingeboren. Was Hamilcar für Hannibal war, das iſt Ignatius für uns. Auf ſein Geheiß haben wir an den Altären den ketzeriſchen Wölfen ewigen Krieg geſchworen."

Von einem Exil in das andere

Südlich der Pyrenäen hat es die Truppe Jesu niemals, wie in Deutschland, Frankreich und England, mit ketzerischen Bewegungen zu tun gehabt. Ihre Aufgaben in Spanien und Portugal tragen daher einen wesentlich anderen Charakter. Es handelt sich hier nicht um die Eroberung der strittigen öffentlichen Macht für das klerikale Prinzip, sondern um die unmittelbare Durchdringung des Staatskörpers mit ihrem Willen, um eine direkte Nationalverwaltung. Hier tragen die Patres für die Landesgeschicke daher viel mehr Verantwortung als dort, wo sie nur eine kämpfende kulturpolitische Parteirichtung neben den andern sind. Geht es hier mit dem Wohl des Staates und des Volkes bergab, so können die jesuitischen Machthaber die Mißstimmung nicht ablenken, alle Schuld wird ihnen zugemessen werden. Das ist die einzige Gefahr für die Alleinherrschaft einer kleinen, abgekapselten Gruppe, und ihr ist der Orden im 18. Jahrhundert in den portugiesischen und spanischen Landen auch erlegen.

*

In Portugal finden die Jesuiten von Anfang an keinerlei Widerstände. Auch bei wechselnden politischen Verhältnissen bleiben sie obenauf. Bald wird in der Verwaltung von Staat und Kirche keine führende Stelle mehr ohne ihren Vorschlag oder ihre Zustimmung besetzt. Man hält es für

ein selbstverständliches Gewohnheitsrecht, daß sie als Beichtväter des königlichen Hauses über Ministern, Gouverneuren und Bischöfen stehen. So hat sich denn auch der unruhige, reformfreudige Politiker Dom Carvalho, der spätere Marquis von Pombal, bei ihnen um den Posten des ersten Ministers beworben, den sie ihm verschaffen, nachdem sie sein Programm gebilligt haben. Pombal will das verfallende portugiesische Reich in straffer Ordnung zusammenfassen; die weitverzweigten Kolonialunternehmungen übersteigen die inneren Kräfte des kleinen Mutterlandes, ein engerer Anschluß an den heimischen Kontinent scheint dringend notwendig.

Als Minister merkt Pombal bei seinen Restaurationsbestrebungen bald, daß ihm die Jesuiten hindernd im Wege stehen. Das strenge, selbstwillige Regiment behagt ihnen nicht, sie wollen mit dem Hochadel die alte, unbeständige Günstlingswirtschaft fortsetzen. In den Kolonien tritt der Jesuitenstaat Paraguay mit der Waffe in der Hand der Lissaboner Kabinettspolitik entgegen; die jesuitischen Missionsinteressen geraten mit der Kolonialmacht in Konflikt. Bald hält Pombal die Beseitigung der Patres für die dringendste Forderung der Staatsraison und macht sich mit krassen, bedenkenlosen Mitteln an die kühne Lösung der gefährlichen Aufgabe. Er veröffentlicht zunächst einen sensationellen „Bericht über das Reich der Jesuiten in Paraguay", der in der ganzen Welt ein ungeheures Aufsehen erregt und auch im Vatikan wie eine Bombe einschlägt. Die Patres hätten, behauptet Pombal, einen der ihrigen als Nikolaus I. in Südamerika zum Kaiser ausgerufen. Als Beherrscher des dortigen Handels hätten sie eine wucherische Ausbeutung getrieben. Dieser Nikolaus ist zwar nur ein von ihnen getaufter Indio, der eine rote Kampftruppe gegen die Weißen anführt, aber im übrigen sind viele der phantastisch klingenden Vorwürfe richtig.

Der Papſt verordnet eine Viſitation des Ordens in Portugal, und der unterſuchende Kardinal entdeckt die ärgſten Mißſtände. Die Patres haben verbotene Geld- und Warengeſchäfte gemacht, ſie betreiben einen ſchwunghaften Weinhandel und laſſen ſich beim Abſatz der Kolonialprodukte Schmiergelder zahlen. Aber das genügt noch nicht für den geplanten großen Schlag.

Da kommen Pombal höfiſche Liebeskabalen zu Hilfe. Der genußſüchtige, haltloſe König Joſeph ſteht in zärtlichen Beziehungen zu einer Dame des Hauſes Tavora; bei einer ſeiner Heimfahrten aus ihrem Palaſte wird auf ihn ein myſteriöſes Attentat verübt, der König trägt eine Schulterwunde davon, den Schuß hat offenbar ein anderer Liebhaber der Dame abgefeuert. Die Tavoras und ihr Anhang ſind Freunde und eifrige Beichtkinder der Jeſuiten, in denen der Miniſter die Urheber des Anſchlages ſehen will. Man unterwirft die beſchuldigten Patres, darunter auch den faſt achtzigjährigen Malagrida, ihren einflußreichen Senior, der Tortur; aber ſie geſtehen nichts, vielleicht ſind ſie in dieſem Falle überhaupt unſchuldig.

Die öffentliche Meinung des freigeiſtigen Europa kommt in Verlegenheit, ſie iſt zwar den Jeſuiten feindlich geſinnt, aber ſie mißbilligt auch das Vorgehen Pombals, dieſes „deſpotiſchen Aufklärers". Sein franzöſiſcher Miniſterkollege Choiſeul ermuntert ihn zu einer durchgreifenden Aktion; zwiſchen den Höfen von Liſſabon und Madrid bereitet ſich ein geheimes Einverſtändnis zur Vernichtung des Ordens vor. Im Januar 1759 läßt Pombal die letzten kirchlichen Rückſichten fallen. Alle Jeſuiten in Portugal, über tauſendfünfhundert an der Zahl, werden verhaftet; auch in den Kolonien, in Indien, Afrika und Braſilien, legt man ſie in Feſſeln und ſchleppt ſie auf die Schiffe. Ihre rieſenhaften Beſitzungen, ihre Kaſſen, ihre Warenlager verfallen dem Staat. Die bekannteſten Patres hebt man für politiſche

Schauprozeſſe auf, die übrigen Gefangenen werden in Hafenlagern geſammelt, in Kauffahrerſchiffen zuſammengepfercht und in Civitavecchia, dem Hafen des Kirchenſtaates, an den Strand geſetzt. Der Heilige Vater möge ſich ſelbſt ſeiner Pfaffen annehmen!

Die von allem entblößten Ordensleute überſchwemmen nun Rom, dort werden ſie anfangs als Märtyrer gefeiert, aber bald als eine unbequeme Laſt beiſeitegeſchoben. Niemand kümmert ſich um die entrüſteten Breves des Papſtes, man gönnt den bisher ſo übermütigen Jeſuiten ihr nicht unverſchuldetes und nun auch noch mit Lächerlichkeit behaftetes Unglück. Pombal läßt ſich von dieſer Volksſtimmung zu einem grauſigen Juſtizverbrechen fortreißen. Da man dem greiſen Pater Malagrida an dem Attentat auf den König keine Schuld nachweiſen kann, wird ihm in Liſſabon der Inquiſitionsprozeß wegen religiöſer Irrlehre gemacht. In ſeinen Papieren haben ſich unverſtändliche, myſtiſche Tagebuchbetrachtungen gefunden, darauf gründet ſich nun die Anklage der Ketzerei. Man veranſtaltet mit feierlichem Pomp ein Autodafé, Malagrida wird vor dem Scheiterhaufen erdroſſelt, ſein Leichnam verbrannt und die Aſche in den Tajo geworfen.

*

Die franzöſiſche Regierung findet beſſere Geſetzesgründe für die Austreibung des Ordens. Die Jeſuiten haben ſich in Frankreich nicht mit den reichen königlichen Schenkungen begnügt, ſondern ſich in kaufmänniſche Geſchäfte von größtem Ausmaß eingelaſſen. Sie ſtecken zwar gern die Gewinne ein, pflegen aber die Verluſte nach Möglichkeit auf fremde Schultern abzuwälzen, ihre Gläubiger ſollen auf ihre Forderungen für einen „frommen Zweck" verzichten. Da nun der Franzoſe in vertragsrechtlichen Dingen beſonders formaliſtiſch denkt, erregt ihr eigenartiges Geſchäftsgebaren

viel Ärgernis. Es kommt schließlich zu einem Riesenskandal, als der Pater Lavalette, Prokurator der Antillenmission, seine Spekulationsschulden in der enormen Höhe von zweieinhalb Millionen Livres nicht bezahlen will, obwohl er dazu imstande ist. Ihm sind einige Schiffsladungen von den Engländern weggekapert; das ist das Risiko solcher Handelsunternehmungen, und nun weigert er sich, die in Marseille fälligen Wechsel einzulösen. Die Faktoreien und Pflanzungen des Ordens auf Martinique haben zwar allein den mehrfachen Wert der Verlustsumme, aber die Mission tut nichts, um ihre Schuld zu decken. Man bietet den Geschädigten als Ersatz ein paar hunderttausend Seelenmessen an! Aber so gläubig sind diese Gläubiger nicht.

Das Marseiller Gericht verurteilt die Jesuitenmission, der gesamte Orden wird für haftbar erklärt. Aber der Jesuitengeneral in Rom erkennt die Schuld nicht an, weil das Missionsgeschäft angeblich nicht den Satzungen des Ordens entsprochen habe. Nun kommt der Streitfall in höchster Instanz vor das Parlament in Paris, die Patres sind so unklug, vor dieser, ihnen durchaus abgeneigten Behörde ihre schlechte Sache zu vertreten. Die Parlamentsräte verlangen die Statutenbeschlüsse der Generalkongregationen des Ordens kennenzulernen; daraufhin erklären sie eine Reihe von Bestimmungen für unsittlich und den französischen Gesetzen widersprechend. Aus dem kaufmännischen Zivilprozeß ist ein Staatskriminalfall geworden, das Parlament verbietet die Niederlassungen des Ordens auf französischem Boden.

Noch einmal legt sich der König zugunsten der Jesuiten ins Mittel, denn wozu gibt es denn Hofbeichtiger! Minister Choiseul besteht aber darauf, daß der Orden mindestens seine Verfassung zeitgemäß ändere. Papst Clemens XIII. steht jedoch ganz unter dem Einfluß des Jesuitengenerals Ricci; die beiden wollen die Verfallserscheinungen in der Gesell-

ſchaft Jeſu nicht ſehen und kümmern ſich in ihrem klerikalen Eigenſinn nicht um die Stimmen der aufgeklärten Völker, denen vor allem die jeſuitiſche Beichtmoral ein Pfaffengreuel geworden iſt. Der Papſt beſtätigt dem Orden in feierlicher Urkunde ſeine Tugend und Unſchuld; den Geſandten der Staaten erklärt er: Sint, ut sunt aut non sint, ſie ſollen ſein, wie ſie ſind, oder ſie ſollen nicht ſein. Für Frankreich heißt das non sint. Im Auguſt 1762 wird ihre Verbannung rechtskräftig, König Ludwig XV. darf nicht mehr zögern, er beſchlagnahmt den franzöſiſchen Ordensbeſitz für den Staat. Frau von Pompadour triumphiert, König Ludwig klagt zu ihr in müder Betrübnis: „Es iſt meine einzige Hoffnung, den guten Beichtvater Peruſſeau als Abbé im Jenſeits wiederzuſehen.“

Der Päpſtliche Stuhl erleidet eine furchtbare Demütigung, das gnädige Sittenzeugnis des Heiligen Vaters wird in Frankreich und Portugal als Majeſtätsbeleidigung durch den Henker verbrannt, und Spanien, Neapel, Mailand und Sizilien verbieten die Veröffentlichung. Noch ehe man ſich im Vatikan von dem Schreck erholt hat, folgt Spanien mit einer überraſchend einſetzenden Aktion.

*

In Madrid hatte es der Orden niemals ſo leicht gehabt wie drüben in Liſſabon, denn der hohe ſpaniſche Klerus begünſtigte traditionell die Dominikaner, die alten Ketzermeiſter der Kirche. Die Jeſuiten erweiſen ſich ihnen aber als theologiſche Splitterrichter, als Beichtpraktiker und Diplomaten in den Konkurrenzkämpfen bald überlegen. Im 17. Jahrhundert regierte der Jeſuitenpater Neidhart, ein ehemaliger deutſcher Reiteroffizier, das Land als Premierminiſter und Großinquiſitor eine Zeitlang unumſchränkt. Die fortſchreitende Verarmung Spaniens, die Überflügelung durch die proteſtantiſchen Seemächte Holland und England

iſt größtenteils eine Folge der neuerungsfeindlichen, romgebundenen Jeſuitenwirtſchaft. Je reicher ihr Orden wird, deſto tiefer ſinkt das Volk ins Elend hinab. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts macht ſich der Ruin auf allen Gebieten bemerkbar; beim Tode Karls II. war nicht einmal mehr das Geld in der Staatskaſſe, um die üblichen zehntauſend Seelenmeſſen für den verſtorbenen Monarchen zu bezahlen. Die Jeſuiten hatten ſich bereits alle finanziellen Betriebsmittel für das irdiſche und himmliſche Heil der Spanier angeeignet.

Die Patres wollen die Unzufriedenheit des Volkes ablenken, ehe ſie ſelber die Opfer der Rache werden. Eines Morgens iſt der weite Platz vor dem königlichen Palaſt mit dichtgedrängten Menſchenmaſſen gefüllt, die alle in der altheimatlichen Tracht mit breitkrempigen Hüten und ſchwarzen Radmänteln erſchienen ſind. „Nieder mit den franzöſiſchen Hüten!“ ſchreit die Menge, „Es lebe der Sombrero! Nieder mit der Teuerung, es lebe der billige Markt!“ Beſtürzt erſcheint König Karl III., ein verbiſſener Autokrat, auf der Freitreppe und verſucht, innerlich wutentbrannt, die Demonſtranten durch Zugeſtändniſſe zu beruhigen; er verſpricht ſogar, den anſtößigen Finanzminiſter zu entlaſſen. Doch der „Aufſtand der Hüte“ iſt ſo ſchnell nicht zu dämpfen, es kommt zu Scharmützeln mit den königlichen Garden. Die Ruhe wird erſt wiederhergeſtellt, als die Jeſuiten endlich die altſpaniſch koſtümierten Revoluzzer zurückrufen.

Nicht ohne Berechtigung hält der König die Patres für die Anſtifter, ſie haben das Volk gegen die neumodiſchen Sitten aufgehetzt und die „gute, alte Zeit“ beſchworen. Ihr gefährlicher Einfluß auf das murrende Volk iſt erwieſen, der König ſieht in ihnen die eigentlichen Staatsfeinde und will ſich ihrer nach portugieſiſchem Muſter entledigen. Da die Patres, wie ſich eben erſt gezeigt hat, ſtarken Machtanhang beſitzen, ſoll der Orden mit militäriſcher Schlagkraft über-

rumpelt werden. Miniſterpräſident Aranda, ein begeiſterter Leſer Voltaires und zyniſcher Jeſuitenhaſſer, ſchickt an alle Provinzgouverneure und Truppenkommandanten verſiegelte Schreiben, die erſt am Abend des 2. April dieſes Jahres 1767 zu öffnen ſind. Die Ordre befiehlt, in der Nacht die Niederlaſſungen des Ordens überraſchend zu umzingeln; die Patres ſollen eingekerkert, die Novizen gegen einen Staatseid in die Weltlichkeit entlaſſen werden.

Und ſo geſchieht's; ſechstauſend Jeſuiten wandern binnen wenigen Stunden in allen ſpaniſchen Gauen ins Gefängnis. Die ganze Armee ſetzt ſich von ihren Garniſonen aus in Bewegung, als die einzelnen Gliederungen der Ordenstruppe bald darauf unter militäriſcher Bedeckung in die Hafenſtädte gebracht werden. Auch König Karl will ſeine Jeſuiten dem Papſt „zum Präſent machen". Dieſes Mal trägt die Flottille, die nach Italien ſegelt, viermal mehr an geiſtlicher Menſchenfracht, als damals vor acht Jahren die Portugieſen abliefern konnten. In Civitavecchia will man jetzt die Annahme des höhniſchen Geſchenks verweigern; auf Wunſch des Ordensgenerals hindern die päpſtlichen Forts durch Kanonenſchüſſe die Landung der Schiffe. Die gequälten Patres werden ſchließlich in Korſika ausgeſetzt, wo die Überlebenden ein jämmerliches Daſein friſten, bis man ſie auch dort wieder verjagt.

*

Die nächtlichen Überfälle auf die Ordenshäuſer werden nun auch in Italien ſtaatliche Mode. Der Bourbonenſtaat Neapel macht es ebenſo, dann folgen der Herzog von Parma und der Großmeiſter von Malta. Anläſſe und Prozeßverfahren glaubt man nicht mehr nötig zu haben. „Kraft der allmächtigen Gewalt, die der göttliche Lenker aller Vernunft in die monarchiſchen Hände gelegt hat", wird die jeſuitiſche „Rotte der Finſternis", wie es im Stile der Auf-

klärungszeit heißt, aus den philosophisch erleuchteten Landen vertrieben. Was sich hier abspielt, ist eine Art nachträglicher Reformation in der katholischen Welt, es fehlt freilich alle religiöse Leidenschaft; das Hauptbedürfnis richtet sich auf die Säkularisierung der von den Jesuiten bis zur öffentlichen Untragbarkeit vermehrten Kirchengüter.

Die katholischen Mächte wollen sich freilich mit der Austreibung des Ordens aus ihren Grenzen nicht zufriedengeben, denn die Erfahrung lehrt, daß sie bei veränderten politischen Winden immer wiederkommen. Daher unternehmen jetzt Spanien, Frankreich und Neapel, also die drei bourbonischen Höfe, einen Kollektivschritt in Rom. Sie fordern die „gänzliche und völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu". Clemens XIII. sucht seine Schwäche durch ein schroffes Nein zu verhüllen. Die katholischen Westmächte drohen mit Gewalt, sie erwägen schon die Vertreibung des Papstes, dem seine Getreuen für den Notfall zu einer Flucht nach Österreich raten. Da stirbt der Papst mitten in seiner kritischen Stunde; die schwere Entscheidung muß unter seinem Nachfolger fallen.

Das Konklave der Kardinäle ist von diplomatischen Stürmen umtobt, die Bourbonenstaaten wollen den künftigen Papst nur anerkennen, wenn er die Beseitigung des Ordens verspricht. Der fügsame Franziskaner Ganganelli ist der jesuitenfeindlichen Koalition genehm und kann als Clemens XIV. den Römischen Stuhl besteigen. Da er um jeden Preis den Frieden wiederherstellen will, darf man von seiner unselbständigen Natur das Verbot erwarten.

Nur die Kaiserin Maria Theresia sucht dem Orden noch eine letzte Hilfe zu leisten. Die rührselige Frau mag sich von ihren „geliebten Kindern", die einst ihre Erzieher waren, nicht trennen. „Sei Er nur ohne Sorge, solange ich lebe, habt Ihr nichts zu fürchten", schreibt sie ihrem geistlichen Freund, dem Pater Koffler. Aber ihr Sohn und Erbe

Joseph II. ist ein westlich aufgeklärter Fürst, er hat dem französischen Minister Choiseul seinen Beifall ausgesprochen und geäußert, er kenne die jesuitischen Bestrebungen „Finsternis über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Kap Finistere bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren". Seine arme Mutter aber findet keinen Schlaf, wenn sie solche lästerlichen Worte hört. Sie bittet den Heiligen Vater in einem Brief, den ihre Tränen genetzt haben, er möge den furchtbaren Schritt doch wenigstens verschieben.

Clemens XIV. beruft sich mit Freuden auf den Wunsch der Kaiserin, er hofft noch immer auf eine göttliche Fügung, oder, irdisch ausgedrückt, auf einen politischen Krach unter den Ordenshassern. Aber in dieser Frage steht Europa immer fester zusammen. Der Wiener Kanzler Kaunitz verlangt Rücksichtnahme auf Frankreich; Marie Antoinette, die Tochter der Kaiserin, ist die Gemahlin des Dauphin geworden, und Österreich darf den Nutzen dieser Verbindung nicht durch neue Verstimmungen gefährden. Maria Theresia sieht das allmählich kummervoll ein; „wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung", vertraut sie ihren Aufzeichnungen an. Nun sind sich alle katholischen Staaten gegen die Jesuiten einig geworden, der bayrische Kurfürst hat sogar die geistlichen Rheinfürsten für das „große Komplott der Sünde" gewonnen, wie sich die noch immer höchst betriebsamen Patres auszudrücken belieben. Noch während des gewaltigen Kesseltreibens wagt der hochmütige Ordensgeneral Ricci einem Besucher zu sagen: „Sehen Sie, von diesem kleinen Kabinett aus regiere ich die Welt, mag auch die ganze Welt versuchen, gegen uns zu regieren."

*

Erst vier Jahre nach seiner Wahl, im Juli 1773, unterschreibt der Papst das Todesurteil gegen den mächtigsten Orden, den die römische Kirche hervorbrachte. Es ist

das Breve „Dominus ac redemptor noster", „Unser Herr und Erlöser...", das den klaren Schlußstrich ziehen will. Die Bulle, mit der einst die Truppe Loyolas ihre Ordensrechte erhielt, begann mit dem Hinweis auf das Regiment der streitbaren Kirche. Der jetzige Papst, der die römische Kampfgarde notgedrungen wieder auflöst, beginnt seinen Erlaß mit der Anrufung des Friedensfürsten Jesus, der auch seine Diener zu Boten des Friedens bestimmt habe. Von Anfang an wäre die Gesellschaft Jesu eine Störerin dieses Friedens gewesen, wenn sie auch der Kirche „bemerkenswerte Vorteile" gebracht hätte. Ihr Bestehen verhindere den wirksamen und dauerhaften Kirchenfrieden und gefährde den Segen, den die Werke des Glaubens spenden. „Darum erklären wir kraft apostolischer Machtvollkommenheit besagte Gesellschaft für aufgelöst, unterdrücken sie, heben sie auf und schaffen sie ab."

General Ricci wird als Gefangener des Papstes in die Engelsburg abgeführt, man behandelt ihn „ehrenhaft wie einen kriegsgefangenen Offizier", aber die Freiheit sieht er nicht mehr wieder. Die Kurie weiß, daß die Mitglieder des verbotenen Ordens sich zuallererst an ihren General gebunden fühlen. Würde er die Fortführung der Jesuitenarbeit außerhalb der päpstlichen Reichweite befehlen, so könnte er, sich auf den Kadavergehorsam seiner Truppe verlassen, die sich auch weiterhin als fest zusammengehörig betrachtet und damit beweist, daß sie wirklich ein Sondergebilde und in mancher Hinsicht sogar ein Fremdkörper der katholischen Kirche geworden ist.

Die Exjesuiten streuen sogleich phantastische Legenden über die tragische Rolle des Papstes aus. Er hätte das Breve nachts an einem Fenster des Quirinals mit Blut unterschrieben, wäre dann ohnmächtig zusammengebrochen und hätte die nächsten Tage nackt und wie gelähmt auf seinem Bette gelegen und immerfort geschrien: „Ich bin

verflucht, die Hölle iſt meine Behauſung." Als Clemens XIV. ſchon ein Jahr nach ſeinem ſchickſalsſchweren Erlaß aus dem Leben ſcheidet, ſehen ſie darin den Finger Gottes. Ob ſie dabei, wie oft behauptet wurde, nachgeholfen haben, iſt ungewiß. Der Teufel habe, berichten ſie ſelbſt, den Geiſt des Papſtes mit Wahnſinn geſchlagen, und nur durch ein Wunder ſei er in letzter Stunde vor ſeinem Tode noch einmal zur Vernunft gekommen. Da hätte er ſich mühſam zu ſeinem Pult geſchleppt, um ſich in einem Abſchiedsſchreiben als den unwürdigſten aller Päpſte zu bezeichnen und das ſündhafte Breve zu widerrufen. Heimlich zeigen ſie auch ihren Anhängern ein gefälſchtes Schriftſtück vor, in dem der Papſt ſeine Order eine rechtlich unwirkſame Erpreſſung zu nennen ſcheint. Auf die Maſſe der Gläubigen machen die Täuſchungsmanöver der Patres keinen ſonderlichen Eindruck, nur die religiös überſpannten Kloſternonnen weinen ihnen bittere Tränen nach.

*

Wo der Wille des Papſtes nicht gilt, alſo in ketzeriſchen und ſchismatiſchen Ländern, erfährt die Haltung der Regierungen gegenüber dem Orden keine Änderung. Daß Friedrich der Große die Jeſuiten in Schleſien und Weſtpreußen, ſeinen neuerworbenen Oſtprovinzen, weiterduldete, iſt ſtets als beſonderes kulturpolitiſches Kurioſum gewertet worden. Die religiöſen Verhältniſſe, die Friedrich bei ſeinem Einmarſch in Schleſien vorfand, waren freilich die kompliziertеſten, die es damals in Deutſchland gab.

Bis zum Dreißigjährigen Kriege überwog in den langgeſtreckten ſchleſiſchen Landen, die in eine Reihe von Herzogtümern und Standesherrſchaften zerfielen, der evangeliſche Glaube. Nach der böhmiſchen Gegenreformation wurden auch Oberſchleſien und Glatz von den Jeſuiten zwangsbekehrt. In Mittel- und Niederſchleſien blieb die Lage auch

nach dem Weſtfäliſchen Frieden ungeklärt. Wo auf den zerſplitterten Territorien proteſtantiſche Fürſten walteten, galt Gewiſſensfreiheit; in dem habsburgiſchen Hausgebiet herrſchten die alleinſeligmachenden Kutten. Als der Kaiſer 1675 die piaſtiſchen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau rechtswidrig als erledigtes Lehen an ſich brachte, gewannen die Jeſuiten in den verwaiſten Städten die Oberhand. Der kaiſerliche Landesherr hatte den proteſtantiſchen Kultus auf ein paar dörfliche „Gnadenkirchen" beſchränkt, ſie durften aber nur aus Holz und Lehm errichtet werden. Karl XII. von Schweden verſchaffte durch ſeine Siege über das katholiſche Mitteleuropa den ſchleſiſchen Lutheranern Erleichterung. Die Gnadenkirchen wurden vermehrt, ſie durften jetzt auch aus Stein erbaut und mit Türmen geziert werden. Der Kaiſer verſprach ſogar die Reſtitution der ſeit 1648 den Proteſtanten entzogenen Kult- und Unterrichtsſtätten, aber die Jeſuiten wußten die hiſtoriſche Rechtslage ſo geſchickt zu verwirren, daß ſich 1740 bei der preußiſchen Okkupation eigentlich niemand mit dem Durcheinander der Anſprüche auskannte.

König Friedrich verſichert ſogleich, „ſeine Grundſätze ſeien unendlich weit von allem entfernt, was in Sachen der Religion nach Verfolgung und Zwang ſchmeckt". Er wolle „alle Rechte, Gebräuche, Privilegien und Freiheiten beſtätigen, ohne daß jemand ausgenommen wird, nicht einmal die Jeſuiten". Und Friedrich iſt in der Tat der erſte deutſche, ja europäiſche Monarch, der mit dem Grundſatz der Toleranz buchſtäblich und dem Sinne nach völligen Ernſt macht. Er bevorzugt kein Bekenntnis, weil ſeine Weltanſchauung keiner konfeſſionellen Lehre vor der andern den Vorrang gibt; möge jeder ſeiner Untertanen ſelber ſehen, wie er ſeine Seligkeit ſucht und findet. Die Jeſuiten erſcheinen ihm daher auch nicht als eine religiöſe Gefahr. Wer ſich etwa freiwillig von ihnen bekehren läßt, hat das mit ſich ſelber

auszumachen. Wenden sie Druckmittel, etwa durch Ausnutzung wirtschaftlicher Abhängigkeiten, an, so vergehen sie sich gegen das Staatsgebot der Gewissensfreiheit und werden demgemäß bestraft. Dieser willensklare absolute Monarch traut sich die Einsichten und Energien zu, um religiöse Friedensstörer niederzuhalten.

Als der Papst nun den Jesuitenorden in der ganzen Welt verbietet, ist auch der Preußenkönig kirchenrechtlich befugt, die Besitztümer der Jesuiten in Schlesien zu säkularisieren und den Patres Seelsorge wie Lehrtätigkeit zu untersagen. Warum tut er es nicht? Schon 1770 hat er witzelnd an Voltaire geschrieben, er werde „seine lieben Jesuiten, die man überall verfolgt, wie ein kostbares Samenkorn bewahren, um einst denjenigen davon mitteilen zu können, die Lust hätten, diese kostbare Pflanze zu kultivieren". Er hat zwar an anderer Stelle geäußert, so billige Schulmeister und Pfaffen wie die Jesuiten bekäme er nicht wieder. Aber auch das ist mehr ein ironischer Einfall als eine stichhaltige Begründung. Der Grundbesitz des Ordens in Schlesien deckt seinen Unterhalt reichlich. Friedrich könnte ja den Grundbesitz einziehen und den jesuitischen Lehrern dafür Gehalt zahlen. Tatsächlich erfolgt diese Ablösung auch schrittweise, und die Staatsverwaltung wirtschaftet bald höhere Erträge aus den Gütern heraus als die geistlichen Prokuratoren. Es geht dem König im Grunde nicht um praktische Zweckmäßigkeit; er will vor allem die Nadelstiche politisch erwidern, mit denen ihn der päpstliche Hof bedacht hatte.

Die Kurie nennt ihn nämlich noch immer den „Markgrafen von Brandenburg", sie erkennt das Königreich Preußen nicht an, weil sie auf dem Standpunkt steht, das ehemalige preußische Ordensland sei dem Deutschen Ritterorden von den Hohenzollern widerrechtlich entrissen worden. Während Rom die dänischen und schwedischen Könige trotz ihres protestantischen Glaubens respektiert, hat man ihn als den

„gottloſen Berliner Marquis" geſchmäht. Das heilige Offizium hat überdies noch ſeine philoſophiſchen Schriften als „lügenhaft" auf den Index der verbotenen Bücher geſetzt. Er möchte daher die Bosheiten des Papſtes mit einem Streich parieren, der ſo recht nach ſeiner witzigen Laune iſt. Seit die Jeſuiten die römiſche Ungnade auskoſten müſſen, behandelt er ſeine „bons pères Ignatiens" mit beſonderer Freundlichkeit.

Noch ehe der Papſt das Verdammungsbreve veröffentlicht, läßt er den Ordensgeneral durch ein Schreiben ſeines Miniſters Carmer einladen, den gefährdeten Amtsſitz von Rom nach Preußen zu verlegen. „Ich kann verſichern", ſchreibt der Miniſter, „wenn der General ſeinen Sitz in hieſigen Landen aufſchlagen wollte, daß er bei Seiner Majeſtät eine ſehr graziöſe Aufnahme finden würde." Der königliche Spaßvogel meint es damit auf ſeine Art völlig ernſt, er fürchtet ſich vor den Patres nicht, er würde ſie ſchon in Schach halten, wenn ſie wirklich unter dem Gelächter und der Entrüſtung der Parteien in Preußen Zuflucht ſuchen wollten. Dieſe große Blamage bleibt dem Papſt zwar erſpart, aber die in Preußen anſäſſigen „Ignatiens" gehen auf Friedrichs Anregungen ein, ſie bleiben gegen den päpſtlichen Willen als Ordensgeſellſchaft beiſammen und geraten zum Vergnügen des Monarchen mit dem Breslauer Biſchof aneinander. Der König hat die Verleſung des Auflöſungsbreves in ſeinen Landen unterſagt, der Biſchof fleht nun für ſich um „Gewiſſensfreiheit", er will keine jeſuitiſchen Scholaſtiker mehr ordinieren, er hat aus Rom den ſtrengen Befehl, „die Liſten und ſchändlichen Pläne der Kinder der Bosheit, die in Preußen ausgebrütet werden, zunichte zu machen". Jahrelang verfolgt die Welt mit Spannung und Schadenfreude den grotesken Konflikt.

Als Clemens XIV. plötzlich ſtirbt, ſchreibt der franzöſiſche Philoſoph d'Alembert an ſeinen königlichen Freund: „Alle

Briefe aus Rom versichern, daß der Tod des Papstes ein Meisterstück der jesuitischen Apotheke ist. Könnte Eure Majestät nicht für diese Ehrenmänner in ihrem Kolleg zu Breslau einen Lehrstuhl für Pharmazeutik errichten, worin sie so bewandert zu sein scheinen." Der König antwortet mit abwehrender Kürze: „Meine guten Patres sind in alle diese Greuel nicht verwickelt." Aber allmählich wird er der kulturpolitischen Komödie überdrüssig, er zieht die Jesuiten wieder aus seiner Kampflinie heraus, und sie führen als „Priester des Königlichen Schulinstituts" fortan ein stilles preußisches Beamtendasein.

*

Zu einer viel größeren Wirksamkeit im Rahmen der Ordenstradition gelangen die Exjesuiten in Rußland. Kaiserin Katharina II. ist dem Beispiel Friedrichs gefolgt; auch sie läßt das päpstliche Breve nicht in Kraft treten. Sie hat die Patres ja eben erst in ihren Schutz übernommen; bei der Ersten Teilung Polens waren ihr 1772 die weißrussischen Gebiete mit ihrer römisch-katholischen Bevölkerung zugefallen. Einen regelmäßigen öffentlichen Schulunterricht hatte man bisher in Altrußland kaum gekannt. Kein Wunder, daß die Zarin in der Bildungsarbeit der Jesuiten, die der Westen Söhne der Finsternis nennt, eine Errungenschaft des Fortschritts erblickt. Sie dürfen sich in Petersburg niederlassen und die Erziehung des Adels übernehmen. Vorläufig sind sie klug genug, ihren Bekehrungseifer zu zügeln und sich auf die Lehrtätigkeit zu beschränken, für die ihnen die Regierung im ganzen Reiche Anstaltshäuser und Renten zur Verfügung stellt. Aus den unterdrückten Ordensprovinzen erhalten sie mehr und mehr Zuzug, sie behalten Namen und Organisationsformen bei und bilden auch bald wieder Novizen aus.

Die beiden nächsten Päpste, der sechste und der siebente Pius, sind dem aufgelösten Orden günstiger gesinnt. Man

geht in Rom allmählich zur heimlichen Duldung des jesuitischen Existenzkampfes und dann zur stillschweigenden Unterstützung über. Die große französische Revolution bringt einen Wandel in der Gesinnung der alten Höfe, die jetzt erkennen, welche Gefahr die Geistesfreiheit für sie selbst bedeutet. In den weltanschaulichen Stürmen des alten Jahrhunderts bilden sich neue katholische Bünde, die das jesuitische Prinzip wieder aufnehmen und größtenteils aus alten Ordensmitgliedern bestehen. In Italien gründet der herrschsüchtige Schwärmer Paccanari, der sich als zweiter Loyola fühlt, die „Gesellschaft vom Glauben Jesu", und in Belgien entsteht die „Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu", die sich der Pariser Propaganda der liberalen Menschenrechte entgegenwirft. Die beiden Brüderschaften schließen sich immer enger den russischen Jesuiten an.

Im hohen katholischen Klerus wird die Wiederherstellung des Ordens bald wieder eifrig erörtert. Die gemäßigte, einsichtige Richtung verspricht sich davon nichts Gutes; man müsse die religiöse Eintracht fördern, nicht aber die Welt des Glaubens durch ehrgeizige Kampftrupps entzweien. In diesem Sinne äußert sich auch der erste deutsche Kirchenfürst jener Zeit, Kurfürst Maximilian von Köln, Maria Theresiens jüngster Sohn: „Ich befürchte, daß man, ohne das Übel zu heben, durch die Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu die Gärung bloß vermehren, die Verlegenheit vergrößern würde. Ich war gottlob nie Jesuit, nie Jansenist, nie Skotist, nie Thomist, nie Molinist, sondern strebte nur zu sein ein guter Christ. Die Verschiedenheit der gelehrten Meinungen und der geistlichen Orden hat so verschiedene Faktionen in der Kirche Christi hervorgebracht, daß ich eher auf die Verminderung als die Vermehrung solcher Unterabteilungen des Klerus antragen würde, wenn ich nicht überhaupt von Neuerungssucht entfernt wäre ... Als die Jesuiten zuerst errichtet wurden, war die Unwissenheit sehr

groß; es war ihnen demnach leicht, ſich des Alleinhandels der Gelehrſamkeit und des Unterrichts zu bemeiſtern. Jetzt iſt es nicht mehr ſo. Die fähigſten jungen Leute ſind nicht mehr Jeſuiten, ſondern dem Gegenteil zugetan. Der Fuß der alten Jeſuiten iſt verloren. Gelehrte, Geiſtliche von Fähigkeiten und exemplariſchem Wandel würden ſich gegen ſolche Wiedereinführung aller derjenigen Mittel bedienen, die ehemals von den Jeſuiten ſelbſt benutzt wurden. Es würde das kleine Häuflein der noch redlich chriſtlich Denkenden in Gärung bringen, trennen und den Widerſachern nur Vorteile zur gänzlichen Vernichtung der Religion an die Hand geben."

*

Die ſchärfſten Jeſuitengegner der Zeit ſind natürlich die Pariſer Jakobiner; während der Schreckensherrſchaft Robespierres werden in Frankreich alle ehemaligen Angehörigen des Ordens ergriffen und zur Guillotine geſchleppt. Napoleon als politiſcher Vollender der Revolution hält ſich natürlich für einen überzeugten Widerſacher jeſuitiſcher Prinzipien; er ahnt nicht, daß ſeine Weltpropaganda die von den Jeſuiten zuerſt entwickelten Methoden einſchlägt. Als junger Kaiſer ſchreibt er ſeinem Polizeiminiſter Fouché: „Beobachten Sie ſorgfältig alle heimlichen Beſtrebungen der ſpaniſchen Loyola-Prieſter. Sie nehmen alle Arten von Geſichtern an. Ich will aber weder ein ‚Herz Jeſu' noch eine ‚Brüderſchaft des heiligen Sakraments', noch irgend etwas, was einer Organiſation religiöſer Miliz ähnlich ſieht. Teilen Sie den Redakteuren mit, daß ich den Namen der Jeſuiten überhaupt nicht genannt wiſſen will. Alles, was die Rede auf dieſe Geſellſchaft bringen könnte, ſoll in den Zeitungen vermieden werden, ich werde nie die Wiedereinführung des Ordens erlauben, jede Erörterung darüber nützt lediglich unſern Feinden."

Fouchés geheime Überwachungskanzlei, deren Fäden durch

ganz Europa laufen, ist freilich ganz nach jesuitischen Vorbildern eingerichtet; er bedient sich für seine unterirdischen Zwecke mit Vorliebe politischer „Konvertiten" aus der altfeudalen Gesellschaft und weiß daher ganz genau, bei welcher angeblichen polnischen Tänzerin etwa der österreichische Legationsrat gestern abend soupiert hat. Talleyrand, sein Genosse und Konkurrent in den Künsten der Gesinnungslosigkeit, hat Fouché nicht mit Unrecht als den „neuen Polizeijesuiten Europas" bespöttelt.

Als Napoleon den Feldzug gegen Rußland vorbereitet, leisten die Jesuiten dem Zaren die besten Kundschafterdienste. Sie sind nun in der russischen Welt längst heimisch geworden und genießen die höchsten Ehren. Kaiser Paul I. hat ihnen die Universität Wilna ausgeliefert, die nun noch einmal die barocke Kulturscholastik verblichener Zeiten künstlich aufblühen läßt. Im Jahre 1801 stellt Papst Pius VII. durch das Breve Catholicae fidei die Gesellschaft Jesu als eine Schulkongregation für Rußland wieder her. Jetzt wählen die Patres wieder einen General und betrachten Rußland als ihr Sprungbrett für neue Weltunternehmungen; sie schicken auch schon wieder Sendboten nach Spanien und Neapel aus, wenn ihnen dort ein politisches Lüftchen lächelt. Vertreibt man sie wieder, so schadet das nichts; sie rechnen nicht mit längerer Dauer der napoleonischen Herrschaft, der „Höllenkaiser" werde noch früh genug dem Lichte des Glaubens unterliegen. Napoleon weiß die Gefahren, die ihm von den Jesuiten in Rußland drohen, ganz richtig zu ermessen. Zu seinen Kriegszielen im Osten gehört auch die „endgültige Ausrottung dieser Pfaffengesellschaft, die sich in die äußersten Winkel des Erdteils verkrochen hat". Daß aber die Ofenheizer und Geschirrwäscher in den von ihm besetzten russischen Schlössern Jesuiten sein könnten, kommt ihm nicht in den Sinn. Auch die eingefangenen Bauern, die den französischen Truppen falsche Wege durch die Einöden weisen,

ſtellen ſich ſo dumm an, daß man ſie niemals für gelehrte Patres halten würde.

In der Seele Kaiſer Alexanders von Rußland, des jüngſten fürſtlichen Jeſuitenprotektors, miſchen ſich phantaſtiſch die alten aufkläreriſchen und die neueſten romantiſchen Vorſtellungen. Die Patres beſtärken ihn in ſeinen myſtiſchen Plänen, die auf eine chriſtlich-patriarchaliſche Weltbeglückung abzielen. Die Ideen der „Heiligen Allianz", die Europa politiſch und kulturell befrieden ſollen, machen ihm die Jeſuiten in Geſprächen und in Denkſchriften ihrer Mittelsmänner ſo mundgerecht, daß er ſie für ſein eigenſtes Gedankengut hält. Er ſchwärmt von einer chriſtlichen Einheitsreligion und möchte ſeine griechiſche Kirche ſo umbilden, daß jedes Schisma fällt. Dazu ſtudiert er das Prayerbook der engliſchen Hochkirche ebenſo wie die neuherausgegebene Staatslehre des jeſuitiſchen Philoſophen Bellarmin. Da das Papſttum in der napoleoniſchen Ära entmachtet iſt, ſieht es jetzt ſo aus, als könne man die Rechnung ohne Rom machen. Daß die Jeſuiten dieſe unklaren romantiſchen Träumereien an feudalen Kaminen für nebelhafte Illuſionen halten, verſchweigen ſie wohlweislich, ſie wollen ihre wirkliche Zukunft, ſobald es die Umſtände zulaſſen, wieder eng mit dem Papſttum verknüpfen.

*

Im Frühjahr 1814 kann Pius, der ſeit einem Jahrzehnt bald hier, bald dort, die gewalttätige „Gaſtfreundſchaft" Napoleons genoſſen hatte, wieder die Herrſchaft über den Kirchenſtaat antreten. Der Sturz des Korſen hat die Lage in Europa von Grund auf gewandelt; man weiß noch nicht, ob das Rad der Geſchichte vorwärts oder rückwärts rollen wird. Die Jeſuiten ſind zwar die Verbündeten der legitimen Monarchen im Kampfe gegen die Geiſtesmächte der liberalen und nationalen Revolution, aber ſie wollen viel bewußter und entſchiedener in die Kultur der Vergangenheit zurück.

Der Papst gewährt ihnen jetzt mit Freuden die offizielle Neubestätigung durch die Kirche. Am 7. August 1814 feiert Rom die Neubegründung des Jesuitenordens mit festlichem Gepränge. Die Fahnen wehen, alle Glocken läuten, und kriegerisch krachen die Böller. Der Papst, von den Veteranen des Ordens begleitet, beugt das Haupt vor dem bekränzten Standbild des heiligen Ignatius in der Peterskathedrale, zu dessen Füßen sich das scheußliche Ungeheuer krümmt, der Dämon der Ketzerei. Dann wendet sich der Zug mit Musikchören, Heiligenfahnen und Reliquien nach dem Gesu, der alten Hauptkirche der Jesuiten, deren weiträumiger, barocker Prachtbau heute der Gesellschaft Jesu zurückverliehen wird. Hier erwartet den Papst der Pater senex des Ordens, der hundertsechsundzwanzigjährige Albert de Montaldo, der im Jahre 1706 das Gelübde abgelegt hat und somit schon hundertacht Jahre lang dem Orden angehört. „Seht, welch ein Lebenswunder des Höchsten", ruft der ergriffene Papst, „möge die Gnade, die auf diesem Sterblichen ruht, ein Symbol für die Unsterblichkeit des Jesuitenwerkes sein!"

Die nächsten Jahre geben dem wiederhergestellten Orden nur einen sehr beschränkten Spielraum, er kann sich nur in den italienischen Staaten und in Spanien vorwagen. Die Großmächte fürchten seine Einmischung in den Wiener Kongreß; „wir haben an einem Westfälischen Frieden genug", sagt der Preuße Wilhelm von Humboldt, als die Russen bei der Behandlung der schwierigen polnischen Frage ein Schriftstück vorlegen, das offensichtlich der Jesuitenfeder entstammt. Auch die Auseinandersetzung mit ihren erwartungsvollen Untertanen möchten die Regierungen ohne jesuitische Quertreibereien vornehmen, denn man darf den Patres durchaus zutrauen, daß sie sich das weltanschauliche Zwielicht für unkontrollierbare Zwecke zunutze machen möchten.

Der Ordensgeneral Thaddäus Brzozowski ist Pole und

reſidiert auch weiterhin in Rußland; er mahnt ſeine Brüder zur Vorſicht bei ihrem Wiedererſcheinen in Mittel- und Weſteuropa; darüber kommt es bei der geſunkenen Diſziplin, dem natürlichen Erbe der Verbotszeit, zu heftigen neuen Auseinanderſetzungen. Daß aber der Orden im Grunde ganz der alte geblieben iſt, daß er ſeine Ideale, ſeine Praktiken und ſeine Fehler beibehalten hat, zeigt ſich gerade in dieſen letzten Jahren ſeiner ruſſiſchen Tätigkeit. Die „Heilige Allianz" iſt kein von Rom aus geſpieltes Inſtrument geworden, ſondern ein Weihrauchtempel der monarchiſchen und diplomatiſchen Eitelkeiten; es lohnt ſich für die Patres nicht, mit dem glatten Skeptiker Friedrich von Gentz, dem propagandiſtiſchen Sprachrohr der Siegermächte auf ihren Kongreſſen, um eine Politik des wahren Glaubens zu markten.

Darum legen ſie jetzt das Hauptgewicht auf die Katholiſierung Rußlands und entfeſſeln einen Kulturkampf, in dem die Oberſchichten des Zarenreiches zum erſten Male in ſtärkere geiſtige Bewegung geraten. Der Kaiſer hat der engliſchen Bibelgeſellſchaft Privilegien verliehen; ſie führt die Heiligen Schriften in den verſchiedenen Sprachen des Oſtens ein; die Maſſenauflagen ermöglichen einen ſo billigen Preis, daß ſich alle Leſekundigen das heilige Buch der Chriſtenheit anſchaffen können. Nun wettern die Patres gegen die Ketzerei des Bibelleſens, ſie fangen ſogar mitunter die Bücherkiſten ab und verbrennen ſie bei Jugendumzügen auf den Scheiterhaufen. In den Randgebieten hetzen ſie das niedere Volk der Eſten, Letten und Litauer gegen ihre „lutheriſchen Tyrannen" auf. Die wiſſenſchaftlich oft rückſtändigen ruſſiſchen Popen machen ſie als Dummköpfe lächerlich. An der Wolga und am Schwarzen Meer verſuchen ſie von ihren Miſſionsſtationen aus Maſſenbekehrungen in Szene zu ſetzen. Anfangs haben ſie dabei ziemlich leichtes Spiel, da die ruſſiſch-orthodoxe Kirche ſich ebenſo-

wenig wie die protestantische für alleinseligmachend hält und überdies weder auf Angriff noch auf Abwehr eingestellt ist.

Die jesuitischen Proselytenmacher haben auch beim russischen Adel, den der historische Nimbus des Papsttums und der katholischen Höfe lockt, mancherlei überraschende Erfolge; aber gerade diese sollen dem Orden verhängnisvoll werden. Kaiser Alexander sieht seine Traumphantasien von einer neuen christlichen Una sancta unter seiner Führung zerronnen und fühlt sich auch von einem stürmischen, zerrüttenden Religionswirrwarr bedrängt. Die Schuld der Jesuiten liegt offenkundlich zutage; Alexander entzieht ihnen jetzt um so leichteren Herzens seine Gunst, als ihm jetzt auch schon einheimische Lehrkräfte zur Verfügung stehen. Ein Petersburger Bekehrungsskandal bringt den Konflikt zwischen Staat und Orden zum krassen Ausbruch. Der junge Fürst Galitzin, einer der vornehmsten und reichsten Magnaten des Hofes, wird unter dem Einfluß der Patres von einem wilden Renegatenfieber ergriffen. Er hüllt sich in ein grobes Bußgewand, behängt sich mit Heiligenbildern, zieht Litaneien singend und predigend durch die Straßen und will seinen riesigen Familienbesitz dem Orden schenken. Damit ist das Maß voll, der Kaiser befiehlt im März 1820 die Ausweisung der Jesuiten aus dem ganzen Reich, nachdem er sie schon vorher aus den beiden Hauptstädten verbannt hatte.

*

In demselben Jahre werden sie nach einer Gastrolle in Spanien auch dort schon wieder durch „das Brüllen der Hölle" vertrieben. So nennen sie die spanischen Cortez, in denen die liberale Verfassungspartei die Oberhand hat. Den aus Ost und West Vertriebenen öffnet jetzt die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie zögernd ihre Tore. Der allmächtige Metternich ist als weltlich gerichteter Diplomat

zwar nicht ihr Freund, aber er will den Versuch machen, ob sie ihm in den höheren Ständen eine zuverlässige Bildungsschicht heranziehen, die ihm den Kampf gegen die nationalen „Demagogen" führen hilft. Die religiösen Gesichtspunkte sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die monarchischen Regierungen nicht ausschlaggebend; der Kulturkampf entwickelt sich vorwiegend in den Gegenfronten der staatlichen Revolution und der Restauration. Der Klerikalismus wird als römisches Willensprinzip erst wieder selbständiger, als die großen allgemeinen Gestaltungsfragen des Verfassungslebens und der Reichsgründungen in Deutschland und Italien ihrer Lösung entgegengehen.

Drei Grundkräfte bestimmen Werden und Formung dieses Jahrhunderts: die vielverzweigte liberale Bewegung, die konservative Feudaltradition und das römische Kulturdogma, dessen starrer Kern von elastischen Hüllen umgeben ist. Der Jesuitismus schafft der päpstlichen Sphäre zugleich den festen Halt und die operative Leichtigkeit. Die Zeit der wilden Glaubenskämpfe und der konfessionellen Bekehrungen ist vorbei, es handelt sich jetzt um die Anlage und den Ausbau kultureller Festungswerke auf dem behaupteten Boden. Wenn man das Säkulum gemeinhin das liberale nennt, so gilt das mehr für die äußeren Erscheinungen als für die innere Lage, die in den stärksten Widersprüchen geschichtet ist. Wir finden die konservativen Kräfte zeitweilig mit den klerikalen, später ebenso häufig mit den liberalen verbündet. Klerikale und Liberale betrachten sich aber als unversöhnliche Gegner. Erst der Niedergang des parlamentarischen Systems und die politische Ratlosigkeit nach dem Weltkriege ermöglicht in Deutschland die weltanschaulich naturwidrige Zusammenarbeit der Linksparteien mit dem römisch orientierten Zentrum.

Die Jesuiten haben dem modernen Klerikalismus in Europa den Weg gebahnt und sich selbst bei dieser Pionier-

arbeit oft als der vorderste verlorene Haufe für das Papsttum aufgeopfert. Sie müssen an Glanz und Macht viel preisgeben, aber sie haben die Zersetzungskrisen überwunden, die den Orden im Zeitalter der Aufklärung auch von innen her bedroht hatten. Der häufige Regimewechsel unter dem Druck jener neuen Staatsmacht der öffentlichen Meinung führt jetzt recht oft zu ihrer Vertreibung und Wiederzulassung in den einzelnen Ländern. Sie werden dadurch noch heimatloser und verlieren allen festen irdischen Schicksalsboden unter den Füßen. In diesen Epochen der fortschreitenden nationalen Sammlung wirken sie daher immer schemenhafter und abstrakter. Weil aber ihr weltliches Gepäck allmählich immer geringer wird, trifft sie nun auch die Ausweisung aus diesem oder jenem Hoheitsgebiet immer weniger.

In den protestantischen Staaten, wo die Katholiken nur eine winzige Minderheit bilden, ist der Orden vor Verfolgung am sichersten. Hier können die Jesuiten keinen Einfluß auf die politische Führung erstreben, und die religiöse Bekenntnisfreiheit versteht sich von selbst. Darum gründen die Patres jetzt in Holland, England, Skandinavien und auch in den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Ordenssitze; hier richten sie ihre Ausbildungsanstalten und ihre Missionszentralen ein. Muß die aktive Kampftruppe ein Land verlassen, so findet sie in diesen Stätten Zuflucht und Ruhe zum neuen Pläneschmieden.

Die finanziellen Mittel müssen natürlich in katholischen Gauen aufgebracht werden. Aber die weltwirtschaftliche Freizügigkeit des Geldes, die im 19. Jahrhundert bald keine Hemmung mehr kennt, gestattet ihnen jede beliebige Übertragung der Besitzwerte. Die moderne Betriebsform der klerikalen Internationale ist völlig darauf angewiesen, vor keiner Landesgrenze halt machen zu müssen. Sobald der überstaatliche Verkehr ins Stocken gerät, sind die römischen

Orden gezwungen, entweder die ihnen ſo unbequeme Tatſache des nationalſtaatlichen Eigengeſchicks zu reſpektieren oder ungeſetzlich zu handeln. Leider haben ſie ſich ihrer Geiſteshaltung gemäß in vielen Fällen zum Ungehorſam gegen die Staatsgeſetze beſtimmen laſſen. Sie gebrauchen dann gern die faule Ausrede, daß ihre „Provinzen" älter ſeien als die Staatsgebilde.

*

Der fähigſte und entſchloſſenſte Jeſuitengeneral der neuen Zeit iſt der holländiſche Pater Roothaan. In ſein Generalat, das von 1829 bis 1855 währt, fallen die beiden internationalen Revolutionen der liberalen Sturmgeſellen. Er ſteuert den Orden mit kalter Liſt an den gefährlichen Volksſtrudeln vorbei, ſo daß er von den politiſchen Exploſionen wenig betroffen wird. In einem Aufklärungsbrief an die liberale Weltpreſſe entwirft der General kurz vor dem „tollen Jahr" 1848 von dem Weſen und den Zielen der Jeſuiten folgendes harmloſe Bild: „Die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu gehören nirgends einer Partei an. Unſere Geſellſchaft iſt ein religiöſer Orden, ſie verfolgt keinen andern Zweck als den, welcher in ihren Statuten vorgeſchrieben ſteht: die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Alles andere und namentlich die Politik iſt ihr fremd, ſie hat ihr Schickſal nie an das einer Partei geknüpft, weil ihre Miſſion eine höhere iſt. Allerdings hat die Verleumdung die unehrlichſten Inſinuationen verbreitet und die Jeſuiten als politiſche Intriganten hingeſtellt. Aber ich ſehe noch immer dem Beweis entgegen, daß auch nur ein einziger der Ordensleute ſich in dieſem Punkte von dem Geiſt und den beſtimmteſten Vorſchriften unſerer Statuten entfernt habe ... Sind die politiſchen Inſtitutionen eines Landes mangelhaft, ſo tragen die Jeſuiten ihre Fehler mit Geduld, vervollkommnen ſich dieſelben, ſo freuen ſie ſich über ſolche Verbeſſerungen von

Herzen, gewinnt das Volk neue Rechte, so nehmen sie den Genuß derselben auch für sich in Anspruch ..."

Nur dieser letzte Hinweis ist halbwegs aufrichtig; sie nehmen in der Tat den politischen Genuß der demokratischen Errungenschaften für sich in Anspruch, aber nur um daraus reaktionäre Folgerungen abzuleiten. Wenn es um das Schulwesen geht, scheuen sie sich durchaus nicht, in das parlamentarische „Gebrüll der Hölle" miteinzustimmen. Ihr kulturpolitisches Hauptziel bleibt die Knebelung des Unterrichts durch den Willen der Kirche. Aber sie nennen diese Unterwerfung des Bildungswesens jetzt mit zeitgemäßem Schlagwort „Unterrichtsfreiheit". Darunter verstehen sie die Aufhebung der staatlichen Unterrichtshoheit und die Anerkennung des Grundsatzes, daß Unterweisung der Jugend eine Privatangelegenheit der Eltern und Vormünder sei. Auch in den katholischen Ländern sind die Regierungen jetzt mehr und mehr einer sachlichen Erziehungsweise geneigt; Geschichte, Volkstum und Literatur sollen daher nicht mehr unter einseitig römischen Gesichtspunkten gelehrt werden. Gegen diesen modernen Lehrgrundsatz, der die weltlichen Kräfte zum Leitgedanken der Erziehung macht, setzen die Patres die katholische Bevölkerung in Bewegung, sie gründen Vereine und Presseorgane, um die gläubigen Eltern zu streng klerikalen Forderungen aufzurufen; das katholische Volk soll für seine Kinder Schulen verlangen, die dem Geiste des Jesuitentums dienen.

Da die Schulbildung im 19. Jahrhundert das wichtigste Mittel für den bürgerlichen Aufstieg wird, wollen sich die Völker aber ein rückständiges Schulwesen, in dem sich etwa die Naturwissenschaften nach biblischen Wundergeschichten zu richten haben, durchaus nicht gefallen lassen. Der häufigen Vertreibung der Patres aus den katholischen Staaten liegen jetzt immer Schulkonflikte zugrunde, auch wenn eine andere sensationelle Tagesfrage den äußeren Anlaß gibt.

Spanien verſchließt ſich ihnen 1828, 1835 und 1868, Portugal 1815 und 1835, Norditalien 1848 und 1859, Frankreich 1828 und 1880, Mexiko 1821 und 1875, Braſilien 1816 und 1874. Sobald in den Ländern, die ſie hinausgeworfen haben, eine klerikale Strömung vordringt, tauchen ſie wieder auf, erſt heimlich und vorſichtig, dann immer öffentlicher, und zuletzt gebärden ſie ſich als die alten Vorkämpfer für den „heiligen Beſtand der Gottesordnung, die keinen Bruch des Geſchehens in Vergangenheit und Gegenwart kennen darf".

In der Schweiz verſuchen ſie in den vierziger Jahren noch einmal einen Machtkampf mit kriegeriſchen Gewaltmitteln. Von den drei katholiſchen Kantonen aus trachten ſie ihre Schulpolitik auch in die übrigen Gaue des Schweizerlandes hineinzutragen, werden aber aus Luzern, das ſie ſchon für erobert halten, durch die evangeliſche Abwehr wieder vertrieben. Nun organiſieren ſie mit Metternichs Unterſtützung einen politiſchen Sonderbund der klerikalen Gemeinweſen der Schweiz. Die beiden Gruppen greifen zu den Waffen, der erſte Vorſtoß der Jeſuitengegner wird blutig zurückgewieſen; aber in dem Bürgerkrieg von 1847 werden die katholiſchen Sonderbündler unter ſo ſtarken militäriſchen Druck geſetzt, daß ſie ihre Pläne aufgeben und die Einheit des Landes wieder anerkennen müſſen. Der Friedensſchluß bringt die völlige Ausweiſung der Jeſuiten aus der ganzen Schweiz. Es iſt das Jahr, in dem der Ordensgeneral Roothaan der Welt einreden will, der Geſellſchaft Jeſu ſei die Politik und die weltliche Parteiung völlig fremd.

*

Die nationalen Einheitsbeſtrebungen in Deutſchland und in Italien betrachten die Patres mit Unwillen und Beſorgnis, denn ſie ſehen voraus, daß dieſe Reichsgründungen entſcheidende Siege des modernen Nationalgedankens darſtellen würden. Ein geeintes Italien kann nicht dauernd auf den

Kirchenstaat verzichten; und wenn der Papst aufhört, weltlicher Herrscher zu sein, wanken die alten Fundamente der römischen Macht. Als der piemontesische Ministerpräsident Cavour an die Spitze der italienischen Volksbewegung tritt, arbeiten die Jesuiten ihm mit fieberhaften Intrigen daheim wie im Auslande entgegen. In Piemont hatten sie sich schon 1835 ein unvergeßliches Tollhausstück geleistet. Sie betörten den vierundsechzigjährigen König Karl Emanuel zu religiöser Schwarmgeisterei; er trat, als er deshalb der Krone entsagen mußte, als Novize in den Orden ein, dessen Kleid er bis zu seinem Tode trug. Den exköniglichen Pater hatten sie zu einem phantastischen Testament veranlaßt. Darin fordert er, man solle ihm in Turin ein Denkmal setzen, das ihn in Jesuitentracht mit der Krone zu Füßen darstelle. Natürlich hatten Regierung und Volk ein solches Sinnbild des Kirchentriumphs über die weltliche Herrschaft als entwürdigend und närrisch verhindert.

In den italienischen Freiheitskämpfen des Jahres 1859 werden nicht nur die Österreicher geschlagen und verdrängt, sondern auch die jesuitischen Quertreiber. Als der Freischärler Garibaldi kurz darauf seinen abenteuerlichen Zug nach Sizilien und Neapel glücklich vollendet, muß der Orden auch im Süden das Feld räumen. Noch bildet der Kirchenstaat die trennende Schranke für Italien und das Bollwerk der altrömischen Papstherrschaft. Napoleon III. hatte 1849 die aufständischen römischen Patrioten nach einer schweren Beschießung der Ewigen Stadt auf die Knie gezwungen und den geflüchteten Papst zurückgeführt. Solange der klerikale Nachfahr des großen Kirchengegners Bonaparte in Frankreich gebietet, kann sich der Papst in seinem umbrandeten Gebiet noch ziemlich sicher fühlen. Aber bei der nächsten Verschiebung im System der europäischen Großmächte muß der Kirchenstaat zwangsläufig der Umklammerung durch den italienischen Nationalismus erliegen.

Je schwieriger sich die weltliche Situation des Papsttums gestaltet, desto stärker wird der Einfluß der Jesuiten im Vatikan. Papst und Kurie machen sich die kompromißlosen Ratschläge des Ordens zu eigen. Was die römische Kirche an realen Machtmitteln verliert, soll sie durch Verschärfung der Gewissensdiktatur ersetzen. Zwischen 1860 und 1870 setzten die Jesuiten die unbedingte Anerkennung der schroffen kirchenrechtlichen Lehren durch, die im 17. Jahrhundert ihre gelehrten Häupter Molina, Suarez und Bellarmin entwickelt hatten und die bisher auch in der katholischen Welt umstritten waren. Jetzt wird die jesuitische Moraltheologie als richtunggebendes Prinzip für die Sündenvergebung festgelegt. Der „Große Syllabus" von 1864 verdammt das nationale Staatsrecht und spricht die unbedingte Überordnung der kanonischen Gesetze aus. Der römischen Kurie soll das alleinige Urteil darüber zustehen, welche öffentlichen Fragen als geistliches Reservat zu betrachten sind. Die Krönung der entschlossenen Rückwärtsreform ins Mittelalter ist die Unfehlbarkeit des Papstes, die das Vatikanische Konzil im Schicksalsjahre 1870 zum unumstößlichen Dogma erhebt. Die katholischen Bistümer verlieren ihre nationalen Vorrechte, die Episkopate werden dem Römischen Stuhl direkt unterstellt. Und damit ist eine Forderung erfüllt, die schon Loyola propagiert hatte, um die bodenständige Bischofsmacht zu schmälern.

Nun hat sich zwar die päpstliche Hierarchie gedanklich vollendet, aber im gleichen Jahre halten die königlich italienischen Truppen ihren Einzug in Rom. Der deutsche Krieg gegen Frankreich beraubt den Papst seiner letzten Großmachtstütze. Die Gründung des protestantischen deutschen Kaiserreiches bedeutet für die Weltpolitik des Katholizismus einen schweren Schlag, der ultramontanen Woge ist damit ein starker Wall entgegengesetzt. Solange die politische Zukunft Deutschlands unentschieden war und Österreich stär-

kere Trümpfe als Preußen zu beſitzen ſchien, hatte ſich die römiſche Kirche um die innerdeutſche Auseinanderſetzung wenig gekümmert. Unter der Regierung des preußiſchen Romantikers Friedrich Wilhelm IV. erfreute ſich der römiſche Kultus im Rheinland ſogar beſonderer ſtaatlicher Pflege. Erſt in Bismarck wittern die Ultramontanen ihren Gegner aus nordiſchem Inſtinkt und politiſchem Weitblick.

*

Noch ſteht Preußen wie zu Friedrichs des Großen Zeiten den Jeſuiten offen, da der Anlaß zu ernſteren Konflikten bisher fehlte. Sie gründen daher im Jahre 1863, alſo gleich nach Bismarcks Amtsantritt, ein Lehr- und Propagandainſtitut in Maria-Laach bei Andernach. In den „Stimmen aus Maria-Laach" eröffnen ſie einen Agitationsfeldzug für die neuen Lehr- und Machtanſprüche des Papſttums und gegen die modernen „Irrtümer" der nationalen Bewegungen. Im katholiſchen Adel des Rheinlandes wiſſen ſie ſich die feſte Gefolgſchaft zu ſichern; die Förderung, die ſie dort finden, mißbrauchen ſie bald. Der fanatiſche Klerikalismus geht unter ihrem Einfluß in Staatsfeindſchaft über. Bei einzelnen dieſer mußpreußiſchen Schloßherren dürfen die Patres es wagen, während des Krieges von 1866 für den Sieg der Öſterreicher und während des deutſchen Kampfes gegen Frankreich ſogar für den Sieg der franzöſiſchen Waffen zu beten.

Nach der Reichsgründung, die in der jeſuitiſch gelenkten ausländiſchen Klerikerpreſſe ein Gewaltſtreich des gottloſen Demagogentums genannt wird, bereitet Bismarck ſein Reichsgeſetz gegen die Jeſuiten vor. Im Oktober 1871 faßt der Deutſche Proteſtantentag eine Entſchließung, in der es heißt: „Der Jeſuitenorden beſteht durchweg aus Mitgliedern, welche ihrer Familie, der bürgerlichen Geſellſchaft und ihrem Vaterlande entfremdet ſind ... Er ſucht die mittel-

alterliche Herrſchaft der römiſchen Hierarchie über die Geiſter zu erneuern und zu verſchärfen und die päpſtliche Oberhoheit über die Fürſten und Völker wieder aufzurichten. Er ſtört und untergräbt den Frieden der Familien und bedroht die für den Beſtand und die Entwicklung der Konfeſſionen unerläßliche Gleichberechtigung ... Er verdirbt die Erziehung der Jugend durch geiſtliche Dreſſur, durch Ertötung der Wahrheitsliebe, durch Vernichtung gewiſſenhafter Selbſttätigkeit, durch ſklaviſche Unterwerfung unter die Autorität der Hierarchie ... Er befördert den Aberglauben und beutet die Schwäche der Menſchen zur Vermehrung ſeiner Reichtümer frevelhaft aus ... Darum fordert der Deutſche Proteſtantentag das ſtaatliche Verbot des Jeſuitenordens in Deutſchland und betrachtet es als Pflicht der deutſchen Nation, mit aller Kraft dahin zu wirken, daß jede Wirkſamkeit in der Schule und in der Kirche den Angehörigen oder Affiliierten des Jeſuitenordens verſchloſſen werde."

Bismarck erklärt vor dem Reichstag, er ſehe die eigentliche Jeſuitengefahr nicht in dem religiöſen Glaubenseifer, ſondern in ihrer internationalen Verflechtung, in „ihrem Losſagen und Loslöſen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerſtörung und Zerſetzung der nationalen Bande, überall, wo ſie hinkommen". Im Juli 1872 kommt das deutſche Reichsgeſetz gegen die Jeſuiten zuſtande. Es unterſagt ihnen die Errichtung von Niederlaſſungen, die Abhaltung von Volksmiſſionen und jede andere Tätigkeit in Kirche und Schule. Die Länderregierungen werden ermächtigt, die Ordensmitglieder, ſofern ſie fremde Staatsangehörige ſind, auszuweiſen, und den Inländern den Aufenthalt in beſtimmten Bezirken und Orten zu unterſagen.

Bald darauf muß Bismarck den großen, langjährigen Kulturkampf gegen die römiſche Kirche aufnehmen. Wenn auch die Patres dabei nicht mehr offiziell mitwirken können,

iſt die katholiſche Strategie und Taktik in dieſem Ringen doch echteſte Jeſuitenſchule; und die Verbannten haben die Genugtuung, den großen Staatsmann dabei in ſo vielen Verlegenheiten zu ſehen, daß er den Kampf gegen den Ultramontanismus ſchließlich unentſchieden abbricht.

Als der Orden ſeine moderne Romfeſte am Laacher See verlaſſen muß, überſchwemmt er von Holland aus die deutſchen Lande mit ſeinen „Stimmen aus Maria-Laach". Dort ſiedelt ſich jetzt die „Deutſche Ordensprovinz" in der Nähe der Grenze an, und einige ihrer Inſtitute werden auch nach England umquartiert. Mehrere niederrheiniſche Adelshäuſer beſitzen drüben im holländiſchen Limburg alte Schloßherrſchaften; die ſtellen ſie den ausgewieſenen Patres zur Verfügung. Nur wenige Kilometer trennen die römiſchen Kämpfer gegen die deutſche Kultur von der Reichsgrenze. Es iſt ein beſchämendes Bild, wie der preußiſch-katholiſche Adel mithilft, die deutſchen Schutzgeſetze unwirkſam zu machen, indem er den pfäffiſchen Reichsfeinden einen ſo günſtig gelegenen Kampfplatz einräumt und ihren regen Verkehr nach Deutſchland vermittelt.

*

Auch im Exil hat der Orden ſeine Anziehungskraft auf die klerikale deutſche Jugend nicht eingebüßt, im Jahre 1910 ſind es nicht weniger als 4115 Deutſche, die ihr Vaterland aufgegeben haben, um ihm anzugehören. Frankreich macht, nachdem es im Jahre 1880 die Jeſuiten vertrieben hat, dieſelbe Erfahrung; über 3000 Franzoſen werden zu Anfang des 20. Jahrhunderts im Orden gezählt. Der Reiz des Verpönten iſt dem jeſuitiſchen Seelenfang wieder einmal zuſtatten gekommen. Die dritte franzöſiſche Republik hat mit der römiſchen Kulturreaktion gründlicher als Deutſchland aufräumen können, obwohl das Land zum allergrößten Teile

beim katholischen Kultus geblieben ist. In Deutschland schärft der konfessionelle Zwiespalt bis in die Gegenwart hinein den ultramontanen Kampfgeist.

Während des Weltkrieges forderte die deutsche Zentrumspartei die Aufhebung des Jesuitengesetzes und drang damit 1917 im Reichstag auch durch. Der vielgeschäftige, in jesuitischen Methoden geschulte Abgeordnete Erzberger hatte den deutschen Linksparteien vorgespiegelt, der Papst würde einen Verständigungsfrieden vermitteln, wenn Deutschland dem Römischen Stuhl in der Jesuitenfrage ein Prestigeopfer brächte. Natürlich blieben die römischen Hilfsversprechungen wie so oft in der kulturpolitischen Diplomatie der Kurie blauer Dunst. Die praktische Wirkung dieser letzten Jesuitenzulassung ließ sich zunächst im einzelnen kaum abschätzen, da der Orden auf eine sichtbare Tätigkeit in Deutschland fast ganz verzichtete. Er hielt sich als klerikaler Einpeitschertrupp im Hintergrunde und schickte das Weltpriestertum und die Orden vor, deren Name keinen derart alarmierenden Klang besitzt. Aber man wiege sich nicht in der Zuversicht, daß die Aktionskraft der Jesuiten erschöpft sei. Das hat schon manche frühere Generation gehofft, um dann plötzlich eine schlimme Überraschung zu erleben.

Gerade im letzten Jahrzehnt hat der Orden einen erstaunlichen Auftrieb bekommen. Um die Jahrhundertwende zählte er rund 16 000 Mitglieder, etwa ebenso viele wie in der Blütezeit vor zweihundert Jahren; damals bedeutete freilich eine solche Zahl im Verhältnis zu der dünnen Gesamtbevölkerung eine weit beträchtlichere Stärke. Im Jahre 1933 wies die Gesellschaft Jesu einen Bestand von 23 600 Mitgliedern aus; sie hat sich also im zwanzigsten Jahrhundert fast verdoppelt. Auf die „Assistenz Germania" entfielen 1933 allerdings nur rund 3000 Mitglieder, demnach weniger als fünfzig Jahre früher. Die zur Zeit größte Assistenz ist Spanien mit über 5000 Mitgliedern, doch ist die Wirksamkeit

des Ordens in der neuen ſpaniſchen Republik ziemlich unterbunden. Gegenwärtig entfaltet der Orden von Öſterreich aus eine beſonders kampfgeſchärfte Kulturpropaganda in Mitteleuropa. Das bedeutet natürlich eine ernſte klerikale Bedrohung für den reichsdeutſchen Führerſtaat. Die Energie und Umſicht des Dritten Reiches wird aber dieſen konfeſſionspolitiſchen Angriffen aus jeſuitiſchem Hinterhalt auch weiterhin vollkommen gewachſen ſein.

Maskeraden der Jeſuitenkultur

Balthaſar Grazian, der Rektor des Jeſuitenkollegs in Tarragona, hat in ſeinem berühmten „Handorakel" ein „Evangelium der Weltklugheit" niedergelegt, das die Menſchenverachtung zur Grundlage der Unterweiſung erklärt. Er geht davon aus, die Menſchen ſeien nicht wert, nach idealen Maßſtäben behandelt zu werden, ihre Natur verdiene nur Geringſchätzung, man ſolle ſie in den weltlichen Vorſtellungen wiegen, die ihrem niedrigen Sinnendaſein ſchmeichelten. Darum gibt Grazian ſeinen Schülern folgende Lebensregeln mit: Was Gunſt erwirbt, ſoll man ſelbſt verrichten, was Ungunſt bringt, durch andere ausführen laſſen. Den heutigen Freunden ſoll man ſo trauen, als ob ſie morgen Feinde ſein werden, mit den fremden Angelegenheiten ſpielen, um von den ſeinigen abzuziehen. Man ſoll ſich mehr auf die Krücke der Zeit als auf die Keule des Herkules verlaſſen. Jedes Nein möge durch eine gute Art verſüßt werden, und nie ſchlage man etwas rund ab, damit die Abhängigkeit des Bittſtellers länger andauere. Ohne zu lügen, dürfe man doch nie die ganze Wahrheit enthüllen. Stets ſoll man ſo auftreten und handeln, als werde man von allen beobachtet. Die menſchlichen Mittel hat man zu handhaben, als ob es keine göttlichen gebe, die göttlichen, als ob es keine menſchlichen gebe. Immer ſoll man bei ſeinen Plänen und Zielen die Schwächen der Menſchen vorausberechnen.

Der jeſuitiſche Bildungsgedanke findet hier ſeine unüberbietbar ſchroffe Formulierung. Dieſe kalte, nackte Menſchenbehandlung verzichtet keineswegs auf die Erzeugung von Illuſionen, aber dem Menſchen als Erziehungsobjekt werden nur Wunſchbilder hingebaut, weil er echten Wirklichkeiten nicht gewachſen wäre. Den nordiſch-antiken Idealen der Erziehung und Lebensführung ſind dieſe orientaliſch anmutenden Prinzipien zutiefſt entgegengeſetzt. Die griechiſch-deutſche, in ihrer klaſſiſchen Prägung humaniſtiſch genannte Auffaſſung betont als den wichtigſten Erwerb und Beſitz die Würde des Menſchentums. Die Perſönlichkeit gilt als das höchſte Glück, die Erziehung ſoll das Individuum zu den Sternen, zu den platoniſchen Idealen, den Goetheſchen „Müttern" emporadeln. In der heroiſchen Haltung überwindet der Sterbliche die Mängel ſeiner Natur und ſeiner Zeit.

Dieſem ariſchen Streben nach Veredelung, nach Einswerden mit Vorbild und Schickſal, ſtellt die jeſuitiſche Schulung eine Erziehungstechnik gegenüber, die ein rohes Menſchenmaterial zu beſtimmten Leiſtungszwecken abrichten will. Man darf nicht verkennen, daß eine ſolche Dreſſurmethode ſchnelle und verblüffende Erfolge hervorzaubern kann. Die Jeſuitenzöglinge machten äußerlich ſtets erſtaunliche Fortſchritte. Wie oberflächlich und mechaniſch ihre Fertigkeiten blieben, wie ſchematiſch ſie ſich in leeren, öden Denkgeleiſen bewegten, war dem Beurteiler, der nur Handgreifliches, flott Funktionierendes ſehen wollte, verborgen. Die humaniſtiſchen Bildungsfrüchte reifen viel langſamer, wie ja immer das innerlich Verwurzelte, ſchöpferiſch Durchlebte mehr Zeit braucht als das nur Gemachte, trickmäßig Angelernte.

*

Im 17. und 18. Jahrhundert war das Jeſuitenkolleg der vorherrſchende höhere Schultyp Europas geworden. Auch

in proteſtantiſchen Ländern, wo keine Patres, ſondern Magiſter der weltlichen Hochſchulen den Unterricht erteilten, wurde zumeiſt die jeſuitiſche Lehrart angewandt. Wer ſich von dem tatſächlichen Rückſchritt der Bildung im Jeſuitenzeitalter überzeugen will, der vergleiche etwa den Brief eines fürſtlichen Rates aus der humaniſtiſchen Reformationszeit mit einem hundert Jahre ſpäter geſchriebenen, den ein Mann in gleicher Stellung abfaßte. Er wird in dem zweiten ein haſtiges Kauderwelſch finden, während der frühere Kraft und Anſchaulichkeit zeigt. Aber das Lernen nach der Jeſuitenmanier war leichter; man brachte damit einem größeren Schülerkreiſe in kürzerer Zeit die Dinge bei, mit denen man im praktiſchen Getriebe auftrumpfen konnte. Beim Unterricht in der Mutterſprache und im Lateiniſchen ſollte es nicht mehr darauf ankommen, ob Inhalt und Form in richtiger Weiſe zuſammenklangen, ſondern die Pfiffigkeit und Flinkheit im Gebrauch der Redensarten galten als entſcheidend.

Die „Ratio atque Institutio Studiorum Societatis Jesu" von 1599 blieb jahrhundertelang die Lehr- und Schulordnung der Patres und aller pädagogiſchen Nachahmer. Die niedrigſte Unterrichtsſtufe bildet die „Grammatik", durch die das ſprachliche Regelwerk gedächtnismäßig eingeübt wird; dann folgt die „Rhetorik" als Lektüre der Schriftſteller, an deren Stil der Schüler ſeine eigene Sprachgewandtheit entwickeln ſoll. Die letzte Stufe bildet die „Dialektik", die Übertragung des Gelernten auf die Fälle und Fragen, die eine beſondere Stellungnahme erfordern. Die widerſprechenden Argumente ſollen in der höheren Einheit ſcholaſtiſch aufgelöſt werden. Die Bindung an die höchſte „Summe" der göttlichen Wahrheit, wie ſie die mittelalterliche Scholaſtik zuſammengetragen hat, ſoll davor bewahren, den „verführeriſchen Meinungen der Zeit" zu verfallen.

Dem Jeſuitenſchulmeiſter liegt mehr an dem Eindruck, den ſeine Zöglinge zu erwecken verſtehen, als an ihrem wirklichen Wiſſen und Können, mehr an dem Schein als an dem Sein. Seine geringſchätzige Beurteilung der Menſchennatur läßt ihn auf die Einbettung der Bildung in den Charakter verzichten, er kennt kein Ethos der Zucht und der inneren Echtheit; die Schüler ſollen ſich nur durch die Vorweiſung oder gar Vortäuſchung von Leiſtungen als tüchtig in Szene ſetzen. Die Eitelkeit der jungen Leute wird als ſtärkſter Anſporn des Lerneifers ausgenutzt. Sie müſſen einzeln oder in Gruppen auf das Podium kommen und miteinander in Wettbewerb treten. Wer ſich bei dieſen Schauſtellungen fixer, vorlauter und gewandter zeigt, wer die gedankliche Fußangel vermeidet und aus einer Kleinigkeit eine große Sache aufziehen kann, iſt der Sieger, dem ſogleich die ſichtbare Auszeichnung winkt, eine bunte Roſette, eine Blume, ein Buch. So werden alſo die Schüler zu Blendern erzogen, und wie ſie hier ſich gegenſeitig etwas vormachen, den andern Sand in die Augen ſtreuen, ſollen ſie auch im Leben mit einer Art routinierter Menſchenverachtung den andern imponieren und ſich über das profanum vulgus, das tölpelhafte Volk, erheben.

Auch in dem höheren Schulweſen des 19. Jahrhunderts hat ſich noch viel von der jeſuitiſchen Erziehungsmethode erhalten. Wir kennen den „Muſterknaben", den „Primus" und „Ultimus", die ſchnell wechſelnde Rangordnung innerhalb der Klaſſe noch aus jüngſter Vergangenheit. Das Auswendiglernen von gedrechſelten Reden, die Berechnung der Leiſtungen durch Addition von Zenſurenziffern, die Beurteilung des Extemporales nach den 3, 4 Fehlern, das alles ſtammt aus dem Jeſuitenkolleg. Die Überwertung der Augenblicksleiſtung verführte den Schüler zum Mogeln; es gibt wohl kaum einen Menſchen mit gymnaſialer Ausbildung, der ohne die allbekannten Trugmittelchen durch die

Schule gegangen wäre. Nach der Auffaſſung der Patres konnte man ſich im Beichtſtuhl von ſolchen Sünden befreien; die Jeſuitenmoral bot ja genug Entſchuldigungsgründe, die Gebrechlichkeit der Menſchennatur galt ihnen als eine Tatſache, mit der ſie von vornherein als ſelbſtverſtändlich rechneten.

*

Gerade auf die menſchliche Schwäche gründen die Jeſuiten ihr eigentümlichſtes Erziehungswerk, die geiſtlichen Exerzitien. Der im Naturzuſtand flatterhafte Wille ſoll künſtlich abgetötet werden; durch ſuggeſtive Steigerungen wird die Seele in eine neue innere Zwangsrichtung gewieſen. Die Phantaſie unterwirft ſich das ganze Bewußtſein und ſchlägt die Erkenntnis durch eine viſionäre Bilderſchau in feſten Bann. Der zuerſt nur locker ſitzende rationale Gedanke findet in dem phantaſtiſchen Erlebnis einen ſicheren Halt, die geſchauten und gefühlten Eindrücke der Luſt und des Schreckens drängen den Willen in die vorgeſchriebene Bahn.

Der Exerzitienmeiſter weiſt dem Adepten eine ſtille Zelle an, in der er vier Wochen lang einſam hauſen muß. Das Reglement iſt nüchtern und dürr, die Übungen werden im knappen Exerzitienſtil ausgeführt. Der Meiſter beginnt: Sei gleichmütig und gelaſſen, dein Verſtand hat ſich nur auf den göttlichen Zweck des Daſeins, auf die Erkenntnis der heiligen Offenbarung einzuſtellen. Der Schüler vertieft ſich nun in die Vorſtellungen, die ihm der Reihe nach durch die Schrifttexte und die ausmalenden Worte des Führers vor die Seele gezaubert werden. Im mitternächtlichen Dunkel ſchaut das Gemüt die Schreckniſſe der Hölle und die darin greifbar lebendigen Scharen der gefallenen Engel, die Seele ermißt ſchaudernd die Sünde und ihre Strafen, wenn ſie der einſtigen Herrlichkeit der geſtürzten Geiſter gedenkt. Dort iſt ja eine Stunde der Pein ſchwerer zu ertragen als hier ein Jahr der ſchwerſten Buße!

Ein zweites Bild: Adam und Eva werden von dem Cherub mit feurigem Schwert aus dem Paradieſe getrieben. Der Betrachtende hat ihr Glück, ihren Fall, ihr Elend, ihre Scham, ihre Angſt, ihre Knechtſchaft vor Augen. Dann ſteht er vor Gottes Richterthron, wo über die Todſünden das Verdammungsurteil gefällt wird, er erkennt die Gerechtigkeit der furchtbaren Höllenſtrafen. Nun erſcheint ihm der verſöhnende Chriſtus am Stamme des Kreuzes, und er darf ſich mit einem Vaterunſer erleichtern.

Im Morgengrauen geht die Übung weiter. Der Exerzitant ſoll Rechenſchaft ablegen über ſein ganzes Leben von der frühen Kindheit an; ſeine Fehltritte werden lebendig; als ein ſcheußlicher Zug von Spukgeſtalten erſcheinen ſeine Laſter. Ihn packt der Ekel, er bricht in Tränen aus: Was bin ich Elender gegenüber der Forderung Gottes! Kniend bittet er Gott, den er ſo furchtbar beleidigt hat, um Vergebung, und er dankt inbrünſtig dafür, daß ihn die Erde noch trägt, und daß er ſich beſſern darf. In den nächſten Exerzitien empfiehlt er ſich der Fürbitte der Madonna und ihres geopferten Sohnes. Am fünften Abend wird er in den Höllenabgrund zurückgeſchleudert. Vor ihm wogt ein ungeheures Flammenmeer, er hört das Wutgeheul der Verdammten, ihre Flüche wider Chriſtus und ſeine Heiligen gellen ihm ins Ohr. Der Schwefelrauch benimmt ihm den Atem, ſeine Finger krümmen ſich in der Brandglut. So ſieht, hört, ſchmeckt, riecht und fühlt er die Hölle. Aber nach dieſer grauſigen Höllenfahrt geſellt ſich Chriſtus zu ihm, der ihm das Kreuzholz reicht, an dem ſich der Erſchütterte feſthalten darf, ſo daß er unverdientermaßen der Hölle entkommt. Der Exerzitienmeiſter entlaſtet ihn nach einer Generalbeichte durch die Abſolution.

Die Übungen der zweiten Woche beginnen mit einem anmutigen Bild: Die Sonne lacht über das Heilige Land mit ſeinen Städten, Bergen, Weilern und Tempeln. Dann ein

neues Geſicht: Der gekrönte Himmelsfürſt ſteigt aus den Wolken, er ſpricht: „Wer mir folgen will, ſoll meine Mühe und mein Glück teilen!“ Der Betrachtende ſtimmt begeiſtert ein und wird in den Äther emporgehoben. Zwiſchen Erde und Himmel wandelnd, überſchaut er die Menſchen in ihrem gegenſätzlichen Treiben, er erblickt Szenen des Krieges und des Friedens, Lachen und Kummer, Geburt und Tod. Die Unruhe ſchwindet, eine ſüße Ruhe tritt ein: die heilige Jungfrau empfängt in ihrem Hauſe den Erzengel Gabriel, ſie blicken zum Fenſter hinaus und ſehen die dreieinige Gottheit auf ihrem Strahlenthron. Und alle dieſe Bilder leben für den geiſtlich Verſunkenen bis in jede Einzelheit auf, der Exerzitant hört jedes Wort, das die göttlichen Perſonen reden, er ſtellt ſich ihre Haarfarbe und ihre Kleider vor. So erlebt er auch die Jugend des Heilandes von der Geburt bis zum erſten Beſuch in Jeruſalem.

Aber in der nächſten Mitternacht erbrauſt der Krieg zwiſchen Chriſt und Antichriſt, Fahnen wehen den Streitſcharen voran, Satanas ſitzt brüllend auf rauchendem Throne zu Babylon, Chriſtus ſteht mit den Jüngern am lieblichen Hügel, ein ſchöner, freundlicher Mann, der die Seinen ſanft ermahnt. Dieſes Geſicht kehrt mehrere Male wieder, Chriſtus predigt mit erhobenen Händen die drei Stufen der Vollkommenheit, die Liebe, die Armut und die Demut. Nun faßt der Betrachtende den Entſchluß, ſeinen neuen Lebensweg danach einzurichten, er wendet ſich vom Irdiſchen ab und wählt den göttlichen Dienſt. Vor dem Angeſicht Gottes iſt die Entſcheidung gefallen, wie ſie die Erkenntnis fordert. Die Seele iſt ihrer ſelbſt mächtig, der Menſch hat ſein Leben dem neuen, heiligen Zweck geweiht. Zur Befeſtigung des großen Entſchluſſes läßt der Exerzitienmeiſter ſeinen Schüler in den beiden letzten Wochen die Leidensgeſchichte und die Auferſtehung Chriſti zur Herrlichkeit des Vaters von Station zu Station erleben. Den Abſchluß bilden die Gelöbniſſe,

der Kirche als der Braut Christi unter Preisgabe des eigenen Urteils bei allen ihren Geboten unbedingten Gehorsam zu leisten.

Wenn sich dem Geläuterten die Zelle öffnet, hat er einen andern Willen bekommen, die Erlebnisse lassen ihn nicht los, er muß dem neuen Lebensweg treu bleiben. Nicht auf die Erzeugung oder den Genuß frommer Gefühle kam es Loyola, dem Erfinder dieser geistlichen Übungen, an, sondern er will eine Tat, die Wahl des neuen Lebensziels auf Grund vollkommener Herrschaft über das eigene Selbst. Diese groß angelegte, methodisch fortschreitende mystische Prozedur hat jahrhundertelang einen gewaltigen Einfluß auf die Seelenbildung der europäischen Menschheit ausgeübt. Auch die moderne Psychologie bestaunt das „geradezu spitzbübische Raffinement", mit dem die Phantasie des Übenden gezwungen wird, eine Fülle christlicher Anschauungsbilder aus sich herauszuquälen, die dann nicht einmal der religiösen Erbauung dienen sollen, sondern der praktischen Erzeugung einer ganz einseitigen Energie.

Die Jesuiten haben schärfer als alle früheren Seelenführer erkannt, daß man einen Menschen am ehesten dadurch gewinnt und festkettet, daß man sich rücksichtslos seiner Phantasie bemächtigt. Man bringt „Geister in ihn hinein, die er nur schwer wieder abschütteln kann", die länger leben als alle guten Lehren, die auch ungerufen noch nach Jahrzehnten aus verborgenen Tiefen emporsteigen und den entgegenstehenden Motiven des Willens so mächtig gegenübertreten, daß die Kraft des alten Exerzitiums siegreich bleibt.

Die geistlichen Übungen nötigen den Menschen, die Phantasiebilder auf Kommando ohne äußere Anschauungsmittel in sich erstehen zu lassen, aber von Natur sind nur wenige zu so intensiver Schau von innen her befähigt. Darum wird die Phantasie des Übenden vom Exerzitienmeister besonders unterwiesen. Der Schüler soll sich zunächst die

örtlichkeit klar vergegenwärtigen, dann die Perſonen in das Landſchaftsbild einzeichnen und darauf die Szene dramatiſch in Bewegung ſetzen. Man darf das farbige Bild nicht zu lange in ſich feſthalten, denn das Bewußtſein muß ſich ſonſt derart anſtrengen, daß keine Kraft für den Willensimpuls übrigbleiben würde. Das Bild iſt ja nicht traumhafter Selbſtzweck; es „zerflattert in Wolluſt", wenn es nicht bald verſchwindet, um dafür der entſcheidenden Nachwirkung Platz zu machen. Dieſe Anleitung beruht auf richtiger pſychologiſcher Erforſchung. Auch bei der Unterſuchung künſtleriſcher Betrachtungsweiſen vermitteln die jeſuitiſchen Exerzitien manche intereſſanten Aufſchlüſſe über den Werdegang und die Geſtaltungsdichte der Phantaſie.

*

Wenn man den gaukleriſchen Schaubildern eine ſo hohe Erziehungskraft beimißt, muß man auch das Theaterſpiel für einen ſtarken Bildungsfaktor halten. Das Jeſuitentheater hat auf den überſpannten Geiſt der Barockzeit den allergrößten Einfluß gehabt. Während das proteſtantiſche Schuldrama die gedanklichen Kulturelemente voranſtellte und durch die Tiefe ſeiner Probleme oft ermüdend wirkte, feſſelte die jeſuitiſche Schaubühne durch ihre phantaſtiſchen Sinnenreize. Loyolas Exerzitien boten die ſtoffliche, tendenziöſe und techniſche Anregung für eine Höllen- und Paſſionsdramatik, die der Zuſchauermaſſe die Myſterien der Verdammnis und Erlöſung leicht faßlich vor die Augen zauberte. Die jeſuitiſchen Lehranſtalten richteten, als ihre Aulen für die Fülle der Schauluſtigen nicht mehr ausreichten, eigene Theaterſäle mit rieſigen Kuliſſenbühnen ein. Die Schüler der Rhetorik traten als Schauſpieler auf, die Patres ſchrieben die Texte und führten Regie; die Dekorationen und Koſtüme entwarfen bildkünſtleriſch begabte Mitglieder und Freunde des Kollegs, die ſich dabei häufig zu Berufs-

malern ausbildeten oder als solche schon einen Ruf erworben hatten.

In allen katholischen Ländern, auch in den asiatischen und amerikanischen Kolonialmissionen, wird das Jesuitentheater eine höchst bedeutsame öffentliche Angelegenheit. Zu den Aufführungen erscheinen der Hof, die gelehrten Kreise, die Angehörigen der Schüler, überhaupt alle, die ein gesellschaftliches Ansehen haben. Unter der erschütternden Wirkung der religiösen Dramatik entschließen sich viele zur Ableistung der Exerzitien, und auch mancher Ketzer wird für die katholische Kirche gewonnen. Häufig flicht man zeitgeschichtliche Ereignisse, etwa den Sieg des Fürsten über eine feindliche Armee, in die biblische Handlung ein. In Indien und Japan sind die Darstellungen aus den Missionsabenteuern Franz Xaviers besonders beliebt, in Wien, Graz und Prag werden die Triumphe des Kaisers über Protestanten und Türken verherrlicht. Anfangs verzichtet man auf Frauengestalten ganz, da aber das Publikum danach verlangt, läßt man weibliche Rollen von Jünglingen mit mädchenhaftem Äußerem spielen.

Um den Komödiantentruppen gewachsen zu sein, die nach englischem Vorbild auch auf dem Kontinent mit ihrem Thespiskarren von Stadt zu Stadt wandern, müssen die Jesuiten dem volkstümlichen Geschmack immer weitere Zugeständnisse machen. Man wünscht heitere und komische Stücke, man will den lustigen „Hanswurscht" belachen und auch gewagte Scherze hören. Den jesuitischen Menschenverächtern wird es nicht schwer, die Schwächen und Narrheiten der einzelnen Standestypen herauszufinden und zu verspotten. Diese Komödien und Possen der Jesuitenbühne halten etwa die Mitte zwischen der derben Schwankhaftigkeit des Volksstückes und der verfeinerten Charakterisierungskunst Molières. Waren die Ulkszenen mit ihren Verwechslungsscherzen und Clownerien anfangs nur Zwischen-

ſpiele, ſo werden ſie bald für die Zuhörer zur Hauptſache. In den „Haupt- und Staatsaktionen" nach engliſchem Muſter darf die erotiſche Pikanterie nicht fehlen, auch die Shakeſpeareſche Amme als Liebeskupplerin erſcheint in den Inſzenierungen der Patres. In Rom iſt man mit dem jeſuitiſchen Komödiantentum durchaus nicht immer einverſtanden, man nimmt Anſtoß an den Poſſenreißereien und den amouröſen Anzüglichkeiten; der oberdeutſche Ordensprovinzial gibt zur Antwort: „Das Wort Gottes bedient ſich auch wunderlicher Verkleidungen, die Anziehungskraft der Pfarrkirchen iſt hier längſt nicht ſo groß wie die unſerer theatraliſchen Schauſtellungen."

Auch die einſchmeichelnden Wirkungen des Singſpiels, des Operndramas und des Balletts haben die Jeſuiten bald erkannt und für ihre Propaganda herangezogen. Das Münchener Kollegtheater macht mit der Verwendung von Singchören den Anfang. Das erſte Muſikdrama „Philothea, das iſt Wunderliche Lieb Gottes gegen die Seel des Menſchen aus Hl. Schrift gezogen und in liebliche Melodey eingeführt", wird als Senſation beſtaunt. Die Muſikmeiſter der Jeſuitenſchulen ſchreiben Wettbewerbe für Opernkompoſitionen aus; überall ſucht man nach muſikaliſchen Genies, vor allem nach „Wunderknaben", denen Gott eine beſondere Macht über die Töne verliehen hat. Der elfjährige Mozart muß für das Jeſuitenkolleg in Salzburg eine lateiniſche Oper in Muſik ſetzen und nach der Aufführung den Ehrengäſten bis tief in die Nacht hinein am Klavier ſeine Kunſt beweiſen. Unter dem Eindruck der Jeſuitenopern gründen die Höfe ſtändige Sängerchöre; auf den Rat der Patres werden die Jünglinge kaſtriert, damit ihre Stimmen hell und klar bleiben.

Auf der Bühne des franzöſiſchen Schultheaters von Clermont entfalten ſich die prächtigſten allegoriſchen Tanzſpiele. Da gibt es ein „Ballett der Nacht", ein „Sprichwörter-

ballett", ein „Ballett der Träume" und ſogar ein kulturpolemiſches „Ballett der Willensfreiheit", in dem der Schickſalsglaube als Höllenſpuk verhöhnt und der Triumph der Freiheit verherrlicht werden. Eine pomphafte ſzeniſche Ausſtattung ſucht die Sinne der Betrachter gefangenzunehmen, ſie ſollen ihren Glauben an das göttliche Wunder durch den übernatürlichen Vorgang auf der Bühne bekräftigt finden. Daher ſind die jeſuitiſchen Bühnenbildner unermüdlich in der Erfindung neuer Illuſionsmittel. Dekorationen und Verſatzſtücke werden in ſtrenger Reliefperſpektive angeordnet. Die Seitenkuliſſen beſtehen aus drehbaren Prismen, ſo daß ſich mit wenigen Griffen eine ganz andere Örtlichkeit vortäuſchen läßt. Das Publikum würde an Hexerei glauben, wenn es nicht wüßte, daß hier fromme Männer von der göttlichen Allmacht ihre Zauberkräfte entliehen haben.

Die Verſenkungen und Aufzüge für Geiſtererſcheinungen werden ſorgſam geheimgehalten. Wie kommt es nur, daß auf Geheiß der Patres Vögel über die Bühne fliegen, daß der Sturm heult und der Donner grollt? In einer alten jeſuitiſchen Feſtſpielchronik wird darüber berichtet: „Da ſah und hörte die erſtaunte Menge Orpheus, den Bezwinger des wilden Getiers und Geſteins, der ſo ſüß und lieblich zur Lyra ſang, daß Tiere, Felſen und Säulen ſich bewegten und ſeinen Tönen folgten. Das war ſo täuſchend dargeſtellt, daß mancher dumme Peter glaubte, Tiere, Felſen und Pfeiler ſeien lebendig geworden. Die Zuſchauer drängten nach der Vorſtellung auf die Bühne, ſie wollten ſehen, durch welches göttliche Wunder Leben in die Materien gefahren ſei."

*

In den bildenden Künſten hat das jeſuitiſche Illuſionsſtreben ſeine dauerhafteſten Spuren hinterlaſſen. Was ihre Phantaſie in Worte prägte, mußte veralten, denn ihre

allzu absichtsvolle Tagespropaganda entbehrt naturgemäß der gedanklichen Tiefe und Weite. Sie bestachen durch Verblüffung, aber sie konnten nicht durch geistige Wahrhaftigkeit zuinnerst überzeugen. In den Bildwerken jedoch läßt sich schon die illusionäre Anschauung zu echter Leistung zusammenballen. Die großen katholischen Maler des 17. Jahrhunderts verdanken ihr künstlerisches Werden vorwiegend den jesuitischen Einflüssen. Loyolas religiöse Vorstellungswelt hatte noch den alten Michelangelo begeistert; der achtzigjährige Greis wollte dem Orden in Rom eine Kirche entwerfen, die an straffer Formeneinheit in der Welt nicht ihresgleichen haben würde, und nur der Tod hinderte ihn daran.

Die Blütezeit der barocken Jesuitenkunst beginnt mit Paul Peter Rubens, dessen Aufstieg die Jesuiten mit allen Mitteln zu fördern wußten. Er durfte sich im Schutze dieser Protektion sogar an die aufreizendsten Darstellungen der Fleischeslust wagen. Rubens hatte die geistlichen Exerzitien gewissenhaft durchgemacht, er war Präfekt der Marianischen Kongregation und damit ein Führer in der jesuitischen Jugendmission. Sein größtes Repräsentationsbild „Ignatius heilt Besessene" zeigt die ehrfürchtige Ergriffenheit des Künstlers, der in dem Ordensstifter den neuen Apostel der Christenheit erblickt. Rubens Schüler van Dyck hat die jesuitischen Andachtsbücher mit Kupfern versehen; auch diese in der ganzen katholischen Welt verbreiteten Stiche schließen sich in Stoff und Auffassung den geistlichen Übungen an.

Der Bildhauer Lorenzo Bernini war ebenfalls durch die Phantasiemaschine der Exerzitien geschult, er besuchte vierzig Jahre lang regelmäßig die Bußübungen in der römischen Jesuitenkirche; dort hat er auch das Grabdenkmal für Bellarmin geschaffen. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Ordensgeneral Oliva, der ihm die künstlerische Oberaufsicht über die gesamte Dekorationskunst des Ordens übertrug.

Berninis Hang zum theatralischen Effekt, in dem ihn der Propagandawille der Patres noch bestärkte, hat die gaukleriſche Willkür des Barockſtils auf die Spitze getrieben. Seine Geſtaltengruppen ſprengen bereits die Bewegungsmaße des menſchlichen Körpers; hinter dieſem Rauſch des überſinnlichen Hingenommenſeins ahnt man ſchon wieder bedenklich die kalte Mache. Dagegen wirkt der grauſige Naturalismus der ſpaniſchen Exerzitienbilder von Montanez und Mena viel echter; wenn ſie die Höllenqual und den Kreuzestod darſtellen, erlebt der Betrachter die furchtbaren Viſionen nach, mit denen der Büßer bei der Abtötung des alten Adams überwältigt wird.

Den ſogenannten „jeſuitiſchen Betrugsſtil" hat der Pater Andrea del Pozzo bis zur Vollendung entwickelt. Er iſt der Meiſter jener Scheinarchitektur, deren Pfeilerreihen bis in die Unendlichkeit weiterlaufen wollen, deren Deckengewölbe ſich bis in die Himmelsregionen der Engel öffnen. Pozzos Veduten ſind ſo täuſchend, daß man plötzlich gegen die Mauer ſtoßen kann, wo man einen Durchgang in eine Parklandſchaft wähnte. „Perſpektive iſt einer der ſchönſten Wege zur Andacht", ſchreibt er in einem ſeiner Lehrbücher der dekorativen Raumkunſt. Die Blickpunkte ſeien die Augen Gottes, und was irdiſch als Täuſchung erſcheine, diene der Verherrlichung des Ewigen. Die Grenzen zwiſchen Maskerade und Gottesdienſt ſollen alſo gänzlich aufgehoben ſein. Die jeſuitiſche Verführung ſucht hier nach einer kosmiſchen Rechtfertigung. Der Bluff wird geheiligt, das trügeriſche Mittel durch den ſakralen Zweck geweiht. Und der gehorſame Wille, der ſich „wie ein Leichnam nach allen Seiten wenden, wie ein Wachskügelchen in jede Form drücken und ziehen", wie „ein kleines Kruzifix nach jeder Seite drehen und richten" läßt, ſoll vor dem Sturz aus der Verzückung in die Enttäuſchung bewahren.

*

Auch die wahnhaften Vorstellungen und Bräuche des mittelalterlichen Volksglaubens haben die Jesuiten zur planmäßigen Einnebelung der Sinne neu kultiviert. Sie scheuen dabei vor keinem abergläubischen Unfug, vor keiner Geschmacklosigkeit zurück, weil es für sie ja nicht auf die Pflege von edlem Überlieferungsgut ankommt, sondern auf die Unterwerfung und willige Dienstbarkeit der Gemüter. In den tausenden von kleinen Vereinen ihrer Volksmission erreichen sie jeden einzelnen im Bannkreise seines beschränkten Horizonts; hier verkehren sie mit kleinen Leuten auf die einfältigste Weise und überreden die naiven Seelen zu Gelöbnissen, Bittgängen, Wallfahrten, Wunderkuren und Abläßen.

Hatten schon die Franziskaner den Marienkult zu allerhand Narreteien ausarten lassen, so überbieten die Jesuiten noch alle bisherigen Anbetungsposßen. Maria preisen sie als die Adoptivtochter Gottes; ihr Schoß sei das reine Gemach der Heiligen Dreieinigkeit, ihre Brust das Schönste, was je eine Hand betastet, ihre Milch das süßeste aller Getränke und der Quell, aus dem sich jeder Durst löschen lasse. Sie lehren, es sei schwer, durch Christus, leicht, durch Maria die Seligkeit zu finden. Man müsse nur vor Sonnenaufgang zwei feuchte Zweige brechen und sie kreuzweise der heiligen Jungfrau auf die Füße legen.

Sie entdecken viele neue Gnadenorte der Maria, meist dort, wo sie an einer Hebung des Verkehrs interessiert sind. Sie beschreiben und bezeugen die neuesten Wundertaten der Gottesmutter; hier haben ihre Tränen einem Brandstifter die Lunte gelöscht, dort hat ihr Lächeln einem Glatzkopf die Haare wachsen lassen, Kieselsteine in Silber verwandelt oder Schneewasser in Suppe für die Hungernden. Wo der Schritt der Patres „durch eine heilige Macht gehemmt" wurde, wo ihnen eine Erleuchtung kam, da muß eine Mariensäule errichtet, ein Marienbild mit brennender Kerze unter

Glas gesetzt werden. Ihre eigenen Schriften widmen sie mit Vorliebe der Himmelskönigin, sogar die Moraltheologien mit den recht unsauberen Beichtbetrachtungen über das sexuelle Leben. Sie vergessen auch nicht die andern Nothelfer, die Bekenner und Märtyrer, die von der Kirche selig und heilig gesprochen sind. Unablässig drängen sie in Rom auf die kirchliche Rangerhöhung ihrer hervorragenden Toten und erreichen auch, daß eine ungewöhnlich große Zahl von Jesuiten in die gebenedeite Kette der Seligen und Heiligen aufgenommen wird. Das gibt dem Orden dann jedesmal Anlaß zu prunkvollen Kanonisationsfeiern, und neidisch müssen die anderen Orden zusehen, wie sich die Jünger Loyolas durch besondere Glaubenstüchtigkeit auszeichnen.

Wo ein Heiligenkult aus der Übung gekommen ist, da beleben sie den alten und entdecken, wenn ihnen das nützlicher erscheint, auch neue Schutzpatrone. Für ihre eigenen Heiligen suchen sie Verehrungsstätten aus, die einen recht reichlichen Opferertrag versprechen. Neben dem heiligen Ignatius haben sie vier heilige Fränze, Franz Xavier, Franz von Borgia, Franz von Regis und Franz von Geronimo, dazu kommen noch ein heiliger Aloysius und ein heiliger Stanislaus. Ende des 17. Jahrhunderts begründen sie einen neuen Kult, dessen groteske Eigenart die mittelalterlichen Anbetungsformen noch übertrifft, den Kult des Herzens Jesu, von dem man auch im Vatikan lange nichts wissen wollte, „weil man mit ebensolchem Rechte ja auch die Augen, die Zunge und andere Glieder Jesu zum Gegenstand einer besonderen Andacht machen könnte".

Die Reliquienverehrung, die zeitweilig immer wieder etwas aus der Mode kommt, fördern sie vornehmlich durch Schaustellung von Andenken an ihre Ordensheiligen. Kleidungsfetzen von Ignatius helfen zum Beispiel den Frauen bei Geburtswehen zu einer glücklichen Entbindung; in schwierigen Fällen ist es nützlich, der werdenden Mutter das

dicke Buchkorpus mit den Ordensstatuten unter den Kopf zu legen. Das Ignatiuswasser, das durch Eintauchen von Reliquien und Medaillen Loyolas in gewöhnliches Wasser entsteht, heilt die meisten Krankheiten und sogar moralische Gebrechen. Die Patres lassen es in ihrer Sorge um das menschliche Heil gleich faßweise herstellen und verschicken. Die Überbleibsel Xaviers erweisen sich in Indien bei Fieber und Schlangenbissen besonders wirksam. Am zugkräftigsten bleiben freilich die Reliquienartikel der heiligen Jungfrau, deren Haare, Kämme und Schleierstücke überall mit Freuden als Geschenk genommen oder gekauft werden. Mit den jesuitischen Spezialitäten auf allen Gebieten des Reliquiengeschäfts kann bald kein anderer Orden mehr konkurrieren.

*

Auch gegen die Teufelsverhexung, die roheste Form des alten Zauberglaubens, haben die Jesuiten nichts einzuwenden gehabt, wenn die Verfolgung der Höllenmagie ihrer Sache von Vorteil war. Der Aberglaube, daß manche Leute durch Buhlschaft mit dem Teufel übernatürlicher böser Kräfte teilhaftig würden und ihre frommen Mitmenschen heimlich an Leib, Seele und Besitz zu schädigen wüßten, blieb bis ins Zeitalter der Aufklärung hinein ein weitverbreiteter volkstümlicher Wahn. Aber in den gelehrten Schichten zweifelte man schon seit der Renaissance an der Möglichkeit solcher realen Bündnisse mit satanischen Unholden. Meist schwiegen aber auch die Einsichtigen aus Angst oder List; teils fürchteten sie sich vor der Beschuldigung, sie seien selbst dem Teufel verschworen, teils sahen sie als Geistliche und Richter in den Hexenprozessen ein Mittel zur Festigung ihrer Autorität. Wir besitzen mancherlei Zeugnisse führender Jesuiten, beispielsweise von Adam Tanner und Paul Laymann, die das Unwesen der Hexenverbrennung beklagten; aber das ließ der Orden offiziell nicht

gelten. Im Gegenteil, man legte den größten Wert auf die literarische Propagierung der Hexenverfolgung; der berüchtigte „Ketzerhammer" Jakob Gretser schrieb allein über hundert Flugschriften wider die Bräute und Söldlinge des Teufels, die angeblich mit den Zaubermitteln der Hölle den Kampf gegen das Reich Christi führten.

Die Patres schufen sich in der Hexenverfolgung eine furchtbare Waffe zur Ausrottung der Ketzer. Eine solche Anklage hatte scheinbar nichts mit der Konfession zu tun. Wenn man aber jemandem den Hexenprozeß machen wollte, so suchte man sich natürlich die Mißliebigsten heraus, und das waren eben die Ketzer! Haben die Jesuiten eine Gegend zwangsbekehrt, und ein Häuflein Unentwegter hält am Protestantismus fest, dann müssen sie doch mit dem Teufel im Bunde stehen, der ihnen die Kraft zum Widerstand gegen den heiligen Glauben verlieh. Es ist daher kein Zufall, daß die Hochflut der Hexenprozesse vor und während des Dreißigjährigen Krieges einsetzt und am schlimmsten in Franken und Schwaben wütet, wo Alt- und Neugläubige bunt durcheinander wohnen. Nach dem Siege der bayrischen Waffen werden am Main, an Donau und Neckar die Teufelszauberer und Hexen zu Tausenden verbrannt; in der kleinen Probstei Ellwangen bringen die Jesuiten in zwei Jahren dreihundert Ketzer als Hexenmeister auf den Scheiterhaufen.

Das Schamloseste, was sich die jesuitische Geschichtsklitterung später geleistet hat, ist die Behauptung, daß ausgerechnet sie zuerst dem Wahnwitz dieser Justizmorde Einhalt geboten hätten. Der von seinem Gewissen bedrückte Jesuit Friedrich von Spee ließ 1631 im protestantischen Holland seine „Cautio criminalis" gegen die Hexenprozesse als anonyme Schrift erscheinen, selbstverständlich ohne Erlaubnis und gegen den Willen des Ordens. Er hatte sich durch diesen Ungehorsam innerlich aus seiner Gemeinschaft ausgeschlos-

sen. Die Patres griffen, ohne den Verfasser zu ahnen, das schnell berühmt gewordene Buch aufs heftigste an. Erst lange nach dem Tode des heimlich rebellierenden Paters erfuhr die Welt, daß der Jesuit Spee für dieses Kuckucksei verantwortlich war.

Als aber die geistig befreite Welt endlich den Hexenspuk niedergerungen hatte, erklärten die Jesuiten, sie hätten durch Spee den teuflischen Wunderglauben zuerst entlarvt, um dem heiligen Gotteszauber die Bahn zu reinigen. Vorher hieß es bei ihnen in der Auseinandersetzung mit der Inquisition gerade umgekehrt: Wir dürfen keines der Geheimnisse der übernatürlichen Welt, auch nicht die Teufelszauberei, als Irrtum preisgeben. Nähme man dem Volk den Hexenglauben, so könne es leicht auch die himmlischen Mirakel in Zweifel ziehen. Mit andern Worten: Da sie noch immer auf einen neuen Religionskrieg hofften, wollten sie die Wundermittel, die sie bei der Soldatenwerbung anpreisen ließen, nicht als törichten Aberglauben erscheinen lassen. Denn sie übermittelten denen, die für den römischen Glauben in den Kampf ziehen wollten, „Waffensalben", die daheim auf den Herdkessel geschmiert, im Felde dem Krieger die Wunden heilen sollten. Auch Rosenkränze und Hutknöpfe, die stich- und kugelfest machen, verleihen sie ihren ausrückenden Beichtkindern.

Deshalb hielten sie also auch am Hexenwahn so lange fest, wie es irgend anging. Noch im Jahre 1749 schürt der Jesuit Georg Gaar in Würzburg der Nonne Maria Renata wegen Teufelshexerei den Scheiterhaufen und hält neben dem Feuerstoß eine Rede, in der er die Menge auffordert, gegen die Teufelsbündler Tag und Nacht auf der Hut zu sein. Nur vernunftlose Menschen könnten den bösen Blick der Höllenkinder ableugnen, das „Geschwader der zauberischen Geister" sei viel größer, als wir uns gewöhnlich einbildeten, nur Dumme und Gottlose würden das nicht begreifen.

Da die Jeſuiten ſtets die Schwäche der Hilfloſigkeit und die naive Einbildung ihrer Mitmenſchen ausbeuten, ſo werden ſie durch alle ſelbſtbewußten Forſchungsergebniſſe der weltlichen Wiſſenſchaftler zunächſt einmal in Verlegenheit gebracht. Niemals lehnen ſie eine Entdeckung, einen revolutionierenden Gedanken von vornherein ab. Es könnte ja ſein, daß ſich die Leiſtung des Gelehrten der römiſchen Kirche dienſtbar machen ließe, daß er ſich ſelbſt der heiligen Autorität noch beugen lerne. So haben ſie den Aſtronomen Galilei und Kepler gegenüber die Taktik der „freundſchaftlichen Fehde" befolgt, bis der erſte ſich demütigte, der zweite zuletzt als hartnäckiger Ketzer ſamt allen ſeinen Berechnungen verfemt wurde. Von Leibniz, den ſie gar zu gern gewonnen hätten, behaupteten ſie fälſchlich, er ſei noch in ſeiner letzten Stunde in den Mutterſchoß der Kirche zurückgekehrt. Die Patres ſelbſt haben als wiſſenſchaftliche Forſcher keine einzige Errungenſchaft von großer Tragweite aufzuweiſen; dagegen waren ſie ſtets bemüht, die fremde Geiſtesarbeit ſcholaſtiſch zurechtzuſtutzen. Wo das durchaus nicht gelingen wollte, wie vor allem bei Kant, dem „proteſtantiſchen Erbfeind", da ſetzten ſie dem moderniſtiſchen Irrtum die „Katholizität des Denkens" entgegen. Wenn Kant behaupte, daß der dingliche Beſitz des Guten unmöglich ſei, daß alles ſittlich Gute dem Menſchen nur als unendliche Aufgabe gegeben ſei, ſo trage er „das alte Kainszeichen des Irrtums". Sie glauben, Kant abgefertigt zu haben, wenn ſie ihn mit der Parole des römiſchen Moralheiligen Liguori berennen: „Wer auf Gottes Wegen fortſchreiten will, der unterwerfe ſich einem gelehrten Beichtvater und gehorche dieſem wie Gott. Wer das tut, braucht Gott von ſeinen Handlungen keine Rechenſchaft abzulegen."

Die bekannteſte Gelehrtenleiſtung eines Jeſuiten iſt der Gregorianiſche Kalender, alſo bezeichnenderweiſe eine Angelegenheit der Organiſation, nicht der Erforſchung. Als der

Bamberger Mathematiker Pater Clavius den Papſt Gregor XIII. wirklich davon überzeugt hatte, daß ſein Kalender „immerwährend" ſei, kam erſt die Hauptaufgabe, nämlich dieſen Kalender in der politiſch und religiös zerſtückelten Welt durchzuſetzen, ein Werk, das die Patres mit Feuereifer aufgreifen. Die „ſpaniſchen Prieſter" ändern die Jahreszeiten, um die Welt umzuſtürzen! rufen die Proteſtanten. Und die Jeſuiten überwinden den Widerſtand weniger mit himmelskundlichen Beweiſen als mit gewappneten Bütteln, die das Fleiſch aus den Rauchkammern herausholen, weil jetzt nach dem neuen Kalender Oſtern und nicht mehr Faſtenzeit iſt. Und als die Augsburger nach der alten Ordnung den Sonntag einläuten wollen, laſſen ſie einfach die Stränge der Kirchenglocken durchſchneiden.

Als Erfinder dürfen ſie die Laterna magica, das Sprachrohr und die Aufſpürung des hypnotiſchen Phänomens für ſich in Anſpruch nehmen, Dinge alſo, die ausgezeichnet zu ihrer Weſensart paſſen. Mit Hilfe ſeiner Laterna magica zaubert der Pater Athanaſius Kircher Geiſtererſcheinungen auf die Wand, und die Leute glauben an ein Heiligenwunder, wenn plötzlich eine Engelsgeſtalt in dem Strahlenkegel ſichtbar wird. Kircher hat ſich auch mit Faſzinierungsverſuchen beſchäftigt und gefunden, daß ein Huhn durch Kreideſtriche gehemmt wird. Als man die Himmelfahrt veranſchaulichen wollte, ergab ſich, daß ein Ballon zur Höhe ſteigt, wenn man ihn erwärmt. Der moderne Jeſuit Wasmann ſucht in der Inſektenwelt die „Schriftzüge des Himmels"; auch bilde der „Goldene Schnitt", die altbekannte mathematiſche Proportion, einen wichtigen, univerſalen Gottesbeweis in der Tier- und Pflanzenwelt. Die Erſcheinungsform der sectio aurea bei den Käfern ſei eine herrliche und allſeitige Beſtätigung der chriſtlich-ſcholaſtiſchen Naturauffaſſung. Die „klangvolle Harmonie" in der Länge und Breite der Körperabſchnitte deutet Wasmann als den

zeitlichen Widerhall der göttlichen Wahrheitsgesetze, die kein weltlicher Denker verfälschen könne.

*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nimmt die jesuitische Polemik in Deutschland hauptsächlich die Klassiker der Nation aufs Korn. Die deutsche Dichtung von Klopstock bis zum Tode Goethes ist Volksgut geworden. Die Meisterwerke der Epoche füllen die Bücherschränke des Bürgerhauses und bilden die Hauptlektüre in den höheren Schulen. Goethe und Schiller werden nicht nur als Dichterfürsten gefeiert, sondern ihre Phantasieschöpfungen durchdringen in einer Stärke und Allgemeinheit, wie man sie seit der Antike nicht mehr erlebt hat, das Volksbewußtsein. Und diese Klassiker, die jetzt mindestens ebenso häufig wie die Bibel zitiert werden, sind zum Leidwesen der Patres fast durchweg keine Katholiken! Nur ein paar Romantiker, die erst in zweiter Linie kommen, haben dem römischen Kultus ihren Tribut entrichtet. Und das schlimmste ist, daß sogar die frommen Katholiken Goethe im Munde führen und sich an Schillers Pathos begeistern.

Der Orden gibt daher den literaturkundigen Patres den Auftrag, die Klassiker durch hämische Angriffe auf ihre Lebensführung verächtlich zu machen. Eine gewisse Aussicht auf Erfolg verbürgt ihnen jene liberalistische Schwäche der Zeit, die zersetzende Ansichten, wenn sie geistreichelnd die öffentliche Norm verletzen, immer höchst interessant findet. So erobern sich auch die Bosheiten, die durch die Ergänzungshefte der „Stimmen aus Maria-Laach" ins Publikum gestreut werden, weiteste Beachtung. Wo diese „originellen" Kritiken herstammen, ahnen die wenigsten, die diese pikanten Literaturschwätzereien von einer Stelle zur anderen weitertragen. Man höre etwa, wie der Pater Baumgartner Schillers heroisches Leben für den literarischen Teeklatsch auftischt:

„An wen immer die Laura-Oden gerichtet sein mögen, ob an die verwitwete Hauptmännin Vischer, bei der Schiller wohnte, oder an eine andere ähnliche Muse: eine derartige Poesie setzt im Zusammenhang mit anderen Umständen ein ziemlich wildes und wüstes Leben voraus. In Mannheim geriet Schiller in das sittenlose Treiben der dortigen Schauspieler, so daß ihm später die Schauspielererlebnisse in Goethes „Wilhelm Meister" nichts Neues, sondern vielmehr Selbsterlebtes zu bieten schienen. Daneben verliebte er sich in Margarethe, die Tochter des Buchhändlers Schwan, und ließ sich mit der verheirateten Charlotte von Kalb in ein so leidenschaftliches Verhältnis ein, daß er sie schließlich sogar zur Ehescheidung drängte. In Bauerbach huldigte er mit törichter Liebe einer anderen Charlotte, der Tochter seines Wohltäters von Wolzogen, in Dresden fesselte ihn ein Fräulein von Arnim. In Weimar knüpfte er das Verhältnis mit Frau von Kalb öffentlich wieder an, während er gleichzeitig daran dachte, sich mit einer Tochter Wielands zu verehelichen, und die Doppelliebe zu den Geschwistern Lengefeld war nicht frei von Verfänglichkeit, bis er endlich „Lotte" zur Frau erkor. Das waren für zehn Jahre gewiß genug Abenteuer. Eines dieser Verhältnisse hat Schiller später selbst eine „miserable Leidenschaft" genannt und damit den Charakter seines Jugendlebens als eine Kette von Verirrungen gezeichnet. Auf die Jugendtiraden in seinen ersten Dramen ist nicht viel zu geben, da er schon als Karlsschüler die Mätresse des Herzogs, Franziska von Hohenheim, wiederholt in der überschwenglichsten Weise als ‚Ideal der Tugend' gepriesen hat, und die jungen Leute wußten, was diese Franziska war. Während der junge Goethe mehr weich und weibisch war, zeigt sich der junge Schiller wilder, leidenschaftlicher und stürmischer. Immerhin vergeudete er nicht soviel Zeit in unendlichen sentimentalen Weiberkorrespondenzen, warf sein Sinnen

und Streben nie so rückhaltlos an Mädchen und Frauen weg, wie der Hätschelhans der Frau Aja ..."

Über den „Alten von Weimar" veröffentlichten die Jesuiten Pamphlete, die ihn nicht nur als Lustgreis verhöhnen, sondern auch als Dichter und Denker entthronen sollten. Die Patres Baumgartner und Stockmann bieten ihr ganzes Gallengift auf, um zu beweisen, daß Goethe ein Scharlatan der kleinlichen Eitelkeit, ein theatralischer Abenteurer gewesen sei. „Seine Ideen und Ideale gehen nur selten über die Vorstellungen des allergewöhnlichsten Publikums hinaus." Als der Schreibling seine Kritikastereien dem Zensor der „deutschen" Ordensprovinz im holländischen Blyenbeck zur Genehmigung vorlegt, findet man das Werk nicht aufreizend genug, und der Pater muß seine Pfeile in schärferes Gift tauchen. So sind denn schließlich folgende Gemeinheiten zustande gekommen: „Der Freund Zelter berichtet dem kranken Goethe von den verwünschten Theaterballetten und dem ‚kleinen Opernzeug', von seiner ersten Sängerin, dem ‚angenehmen Mädchen mit schönster Stimme, unverwüstlicher Lust, Folgsamkeit und Keckheit', von zwei Wiener Tänzerinnen, ausgezeichnet ‚durch Wohlgestalt, Leichtigkeit und Anmut in den wunderlichsten Sprüngen und Stellungen' usw. im lüsternsten, leichtfertigsten Stile. An solchen Nachrichten tröstete sich der greise Dichter über den Verlust seines einzigen Sohnes. Denn Zelter war sein intimster Vertrauter und wußte, womit er aufzuheitern war ..."

„Es ist charakteristisch für Goethe", heißt es an anderer Stelle, „daß er bei Shakespeares ‚König Johann' sich nicht für dessen große politische und kirchenpolitische Probleme interessierte, nicht für die leidenschaftlich gewaltigen Männerrollen, sondern vorwiegend für die zwei rührenden Szenen des Prinzen Arthur, den ein Mädchen in Knabenkleidern spielte — Christiane Neumann. Auf sie kam ihm in dem Stück alles an. Als sie mit der glühenden Zange geblendet

werden sollte, zeigte sie Goethe nicht genug Angst. Da nahm der Direktor Goethe selber die Zange, stürzte auf Christiane los und machte dabei so schreckliche Augen, daß diese in Ohnmacht fiel. Nun erschrak Goethe selbst, kniete bei ihr nieder, und als sie wieder zu sich kam, gab es einen Kuß. Das ist die Hauptszene aus Goethes fast vierzigjähriger Theaterdirektion. Sie beweist schlagend den Gegensatz zwischen dem männlich-universellen, echten Dramatiker Shakespeare und dem lyrischen Mädchenverehrer Wolfgang Goethe, den dieser Kuß mehr interessierte als König Johann und alle übrigen Könige von England, Irland und Schottland zusammen."

Und dann zischt der Haß in dicken Strahlen nach dem Bilde des Olympiers: „Seine wankelmütige Weiberliebe, sein schnödes Verfahren gegen die Frau von Stein, sein Konkubinat mit Christine Vulpius, sein Fiasko in der Politik, seine ans Kindische grenzenden Dilettanterien in wissenschaftlichen Dingen, seine gröbsten Lästerungen gegen Christus und das Christentum, sein widerlich zutage tretender Egoismus, der Schwindel mit dem Bergwerk in Ilmenau, die charakterlose Haltung bei den verschiedenen Wandlungen der deutschen Politik, die schmachvolle Verehrung Napoleons, die vaterlandslose Gleichgültigkeit für den deutschen Freiheitskampf, die vornehme Verachtung aller volkstümlichen demokratischen Neigungen, die steifste und lächerlichste Pedanterie im Leben wie die ungebundenste Leichtfertigkeit in der Poesie — alles, alles ward ihm vergeben, weil die öffentliche Meinung Deutschlands sich in seinem Dichterruhm geschmeichelt fühlte ... Von Fürstinnen, Gräfinnen und Baroninnen ward der einstige Marktschreier aus Plundersweiler jetzt um Stammbuchverse gebeten. So hat Goethe seine eigene Jugend- und Blütezeit zum guten Schluß selbst auf den Entenpfuhl gesetzt. Es war alles Gewackel und Geschnatter ..."

Der geifernde Pater gebärdet sich hier plötzlich in jesuitischer Wendigkeit nationaldeutsch und demokratisch. Und um die deutschen Dichter insgesamt abzutun, erklärt jetzt der Orden, dessen prunkende Dekorationskünste einst Europa faszinierten, Christus habe seine Kirche nicht auf Schöngeister gegründet, sondern „auf Petrus, den ungebildeten Fischer aus Galiläa". Das Lob Shakespeares, das mit so trivialer Albernheit gegen Goethe ausgespielt wird, beruht nach dem Geständnis dieser Literarhistoriker darauf, daß der Vater des britischen Dramatikers ein guter Katholik gewesen sei. Auch ein katholischer Dichter kann sich den Zorn der Patres zuziehen, wenn er sich in seiner religiösen Lyrik nicht nach den Vorschriften der Kirche Zügel anlegt. Das hat der zarte, gläubige Paul Verlaine erfahren, dem der bissige Pater Stockmann zur Beschimpfung nachruft: „Als man ihm während seiner Festungshaft die Schnapsflasche wegnahm, erwachten auf kurze Zeit die religiösen Gefühle und Erinnerungen seiner Kindheit. Bald darauf fiel er ins Lasterleben zurück und überbot an schmutzigster Lyrik seine früheren Pornographien."

*

Viel Kopfzerbrechen machte den Jesuiten seit je die Freimaurerei, deren Weltanschauung der des Loyola-Ordens aufs schärfste entgegengesetzt schien. Die Logenbrüder, deren mystischer Freundschaftskult den alten Bauhütten entstammt, lehnten ja die Offenbarungsdogmen aller Kirchen ab; sie bekannten sich zu der Vernunftreligion der Toleranz und Humanität. Aber die Freimaurer bedienten sich ähnlicher internationaler Arbeitsmethoden wie die Jesuiten; die Stuhlmeister der Logen haben offensichtlich von dem geistlichen Orden gelernt, wie man verborgene Beziehungen zu überstaatlichen Machtzwecken ausbeutet. Die Patres sahen in den Freimaurerbünden weniger die Brutstätten des Un-

glaubens als das gefährliche Gegenunternehmen, das ebenfalls maßgebenden Einfluß auf die Lenkung der Völkergeschicke erstrebte. Da diese „weltlichen fratres" an ihrem „Tempel der Menschheit" nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit „mauerten", konnte man ihnen durch laute Gegenagitation auch nur wenig anhaben. Man mußte also trachten, sie von innen her zu zersetzen, sich in ihre Reihen einzuschmuggeln, ihre Pläne auszukundschaften und Streitverwirrung zu stiften.

In der Aufklärungszeit tritt das religiös-konfessionelle Moment in dem stillen, zähen Kampf der Jesuiten und Freimaurer fast ganz in den Hintergrund. Reaktionäre Kräfte ringen mit fortschrittlichen um die Macht in Staat und Gesellschaft. Die führenden Minister der katholischen Monarchien sind fast sämtlich Logenbrüder; Pombal, Aranda, Choiseul und Kaunitz gehören dazu; sie alle wollen die klerikale Aristokratie in Europa durch eine freigeistige ersetzen, ohne deshalb in kirchlicher oder sozialer Hinsicht revolutionär zu sein. Die Jesuiten, jetzt die politisch Schwächeren, müssen sich wieder einmal maskieren, als die „Brüderlichkeit" des Logenprinzips den ideellen Sieg in Taten umsetzt. Die Auflösung des Jesuitenordens ist ein solcher Realerfolg gewesen, aber nun dringen kirchlich beschäftigungslose Patres unter allerlei bürgerlichen Verkleidungen in die Logenbünde ein, wo der Überschwang der Französischen Revolution bald alles durcheinandergeschüttelt hat. Die Einrichtung der „höheren Grade" in der Maurerei erleichtert solche Umtriebe, das Ritual der Hochgrade ist von vielen Geheimnissen umwoben und ermöglicht die verschiedensten Schwindelmanöver. Findel, der offizielle Geschichtsschreiber der Freimaurer, stellt in seinen modernen Untersuchungen fest, wie die Patres auf der ganzen Welt sich maurerische Hochgrade anmaßten, um das Logenwesen in Unordnung zu bringen.

In Bayern hatten Jesuitengegner den weltlichen Illumi-

natenorden gegründet, der die jesuitische Organisationsform bewußt auf die Fortschrittspropaganda übertrug. Der Stifter, ein Professor in Ingolstadt, erklärte, es sei das Ziel seines Bundes, die Mittel, die der Jesuitenorden zu bösen Zwecken anwendet, in den Dienst des Guten zu stellen. Die Illuminaten konnten eine Zeitlang in Süddeutschland ihr seltsames Wesen treiben; sie hatten eine Gesinnungsbeichte und einen unbedingten Gehorsam gegenüber der Stimme der erhabenen Vernunft, dargestellt durch den Willen der Führer, in ihre Satzungen aufgenommen. Aber den Jesuiten gelang es bald, ihre Spitzel in die feindliche Gesellschaft einzuschmuggeln; sie gaben dem Kurfürsten übertreibende Berichte von den phantastischen Bräuchen und Absichten, die dort herrschen sollten, und schließlich wurde die Illuminatenbewegung staatlich unterdrückt.

Als Papst Pius VII. den Jesuitenorden wiederherstellte, erließ er auch eine Bulle gegen „die höllischen Zusammenkünfte" der Freimaurer, und der neunte Pius nannte sie mit Anspielung auf die vielen Juden, die nach ihrer Emanzipation die Logen bevölkerten, eine „Synagoge des Satans". In diesem Stile ging der Kampf zwischen dem jesuitisch inspirierten Papsttum und dem liberalen Weltbund der Maurer noch eine geraume Zeit weiter. Dann bahnte sich nach dem Weltkriege zunächst eine vertrauliche, später auch eine öffentliche Verständigung zwischen den beiden Lagern an, die nur oberflächliche Betrachter überraschen konnte. Jesuiten und Freimaurer hatten einen gemeinsamen Todfeind, den Nationalismus, der in den heruntergewirtschafteten Staaten zum Handeln erwachte. Die römische Kirche fürchtete den überalterten und stumpf gewordenen Liberalismus nicht mehr. So setzten sich denn Jesuiten und Delegierte der Weltlogen an den Verhandlungstisch, und zwar bezeichnenderweise im besetzten Rheinland. Dort kam man 1928 überein, sich in Zukunft mit „Sachlichkeit" behandeln und gegen

„Verleumdungen" dritter Gruppen ſchützen zu wollen. Seither ſind die jeſuitiſchen Organe befliſſen, „kindiſche und irrige Vorſtellungen über die Freimaurerei" mit Entſchiedenheit zurückzuweiſen. So ſuchen alſo zwei gegenſätzliche internationale Welten einander Krücken zu leihen, weil ſie die Fußtritte der von ihnen betrogenen Nationen fürchten.

*

Iſt der Jeſuitenorden ähnlich wie das Freimaurertum oder in noch ſtrengerem Sinne als Geheimbund zu betrachten? Gibt es innerhalb der allgemeinen Organiſation der Geſellſchaft noch einen engeren Orden, der auf geheimen Statuten beruht? Über dieſe Frage iſt ſeit Jahrhunderten heftig geſtritten worden. Schon im Jahre 1612 veröffentlichte ein ausgeſchiedener Jeſuit die „Monita privata", die Geheimvorſchriften des Ordens, denen zufolge auserleſene Obere der Geſellſchaft einen beſonderen Ring bilden und befugt ſind, ohne ſichtbare Verantwortung Handlungen vornehmen zu laſſen, die das Licht der Öffentlichkeit zu ſcheuen haben. Ob dieſe Monita dem Wortlaut nach echt ſind, gilt nicht als ſicher; dem Geiſte und der Praxis nach hat es etwas Ähnliches, wenigſtens früher, ohne Zweifel gegeben. So beklagt ſich der ſpaniſche Biſchof Don Palafox in einem Schreiben an den Papſt Innozenz X.: „Welcher andere Orden hat Satzungen, die er nicht ſehen läßt, Privilegien, die er verborgen hält, heimliche Regeln und alles, was die Einrichtung des Ordens betrifft, hinter einem Vorhang verſteckt? Unter den Jeſuiten gibt es ſogar Profeſſen, welche die Satzungen, Privilegien und ſelbſt die Regeln der Geſellſchaft nicht wiſſen, obwohl ſie ſich verbinden, um dieſe zu beobachten. Mithin werden ſie von ihren Oberen nicht nach den Regeln der Kirche, ſondern nach gewiſſen verborgenen und den Oberen allein bekannten Satzungen und vermöge

gewisser verborgener, schädlicher Angebereien regiert." Und diese Vorwürfe sind die schwersten, die man einem Bunde machen kann.

Wer überhaupt dem Orden angehört, wer das Jesuitentum nach außen hin repräsentieren darf, ist bei den unteren Stufen der Mitgliedschaft immer ungewiß. Nach der Novizenzeit erhält man als „Scholastiker" eine im Durchschnitt sechsjährige gelehrte Ausbildung, dann erst beginnen die eigentlichen Laufbahnen. Man wird weltlicher oder geistlicher Koadjutor, je nachdem, ob man die höheren Priesterweihen empfangen hat oder nicht. Den Kern des Ordens bilden die „Professen", die zu dem besonderen Gehorsamsgelübde der Gesellschaft Jesu zugelassen sind; diese Professen verkörpern den eigentlichen Machtgedanken, obwohl sie scheinbar das entsagungsvollste Leben führen. Aus ihrem Kreise werden die Oberen erlesen, vom Pater Superior bis zum General. Wer bei den Oberen Anstoß erregt, kann ohne Rechtsverfahren ausgeschlossen werden. Hat sich jemand auf höheren Befehl unmöglich gemacht, oder ist seine Mitgliedschaft durch die Art der ihm zugewiesenen Aufgabe zeitweilig nicht tragbar, so trennt sich die Gemeinschaft von ihm, um ihn später doch wieder einzureihen oder zu versorgen. Daher wagten die Jesuiten so oft die kühne Behauptung, diese und jene anrüchig gewordene Persönlichkeit hätte mit ihnen nichts zu schaffen.

Immer gab es unendlich viele „unbewußte Jesuiten"; das waren die Weltleute, die im Schulunterricht und im Beichtstuhl für die Marianischen Kongregationen des Ordens gewonnen waren. Scheinbar gehörten sie nur zu einer kirchlichen Jugendvereinigung, waren aber meist schon von Kindesbeinen an dazu gedrillt worden, allen Einflüsterungen der Patres wie einer selbstverständlichen Glaubenspflicht zu folgen. Triumphierend schildert der Jesuit Löffler die ungeheure Verzweigung dieser Abhängigkeiten: „Wie aus dem

Binſenkörbchen der kleine Moſes ſich zum Volke Gottes auswuchs, ſo zog die muntere Knabenſchar aus dem römiſchen Schulzimmer in tauſend Kollegien, Univerſitäten, Miniſterien, Gerichtshöfe, Armeen, Hütten und Paläſte, auf die Throne der Welt und die Apoſtelſtühle der Kirche. Gott hatte wieder das Schwache zum Anſtoß für große Wandlungen im Leben der Menſchheit gewählt, Kinder mußten oft ſchon die Impulſe zu Gewaltigem geben. Aus dem römiſchen Tiefborn war ein neuer Strom des Lebens entſprungen, der ſich in raſcheſtem Laufe über alle Länder ergoß, nachdem er mit ſeinen erſten ſilbernen Tropfen einige zarte Halme erquickt hatte."

Das entſcheidende Kennzeichen für die Zugehörigkeit zum Jeſuitenbunde iſt freilich erſt die Verpflichtung zum unbedingten Gehorſam. Beſaß der Orden „Affiliierte", die, ohne ſich als Jeſuiten auszugeben, doch der Geſellſchaft feſt verbunden waren? Für die älteſte Zeit wird dies Syſtem der „geheimen Jeſuiten" ſogar vom Orden ſelbſt zugegeben. Franz von Borgia regierte noch jahrelang in ſeinem Herzogtum Gandia, nachdem er das jeſuitiſche Profeßgelübde abgelegt hatte. Von manchen anderen mächtigen und einflußreichen Männern der weltlichen Stände hat man nie offen oder nur ganz zufällig erfahren, daß ſie Jeſuiten geweſen ſind. Später wurde der Orden mit der Affiliierung überaus vorſichtig, denn die Staatsgeſetze verboten überall aufs ſtrengſte die unterirdiſche, verſchwörungsähnliche Betätigung von unbekannten Funktionären.

Stellt man zuſammenfaſſend die Frage, ob die Geſellſchaft Jeſu eine unkontrollierbare, weder der Kirche noch dem Staate Rechenſchaft leiſtende Geheimorganiſation war, ſo wird man das der Sache nach bejahen dürfen. Ein Geheimbund kann ſich ja niemals lange vor Entdeckung und Verbot ſchützen, wenn er nicht eine ſichtbare und erlaubte Einrichtung als Faſſade herausſtellen kann. Der Jeſuitenorden

mußte ſich alſo offiziell der Formen bedienen, die der Papſtkirche und den katholiſchen Staaten einleuchteten und die nur bei gelegentlichen Auswüchſen dort Mißfallen erregten. Es wäre viel zu wenig, wenn man die Societas Jesu nur den erfolgreichſten und modernſten Mönchsorden nennen wollte. Er war mehr, obwohl er nicht, wie ſein Selbſtlob behauptet, „große Wandlungen im Leben der Menſchheit" hervorgerufen hat. Wäre ihm das geglückt, ſo hätte er immerhin als der zwingende Ausdruck eines beſtimmten Zeitalters eine gewiſſe hiſtoriſche Rechtfertigung. Aber er wollte nicht Epoche bleiben, ſondern aus dem mittelalterlichen Glaubensdogma Ewigkeitsrechte für ſeine Herrſchaft auf Erden herleiten. Er entwickelte ſich zu einer Art von „zweitem Papſttum", aber ohne deſſen hierarchiſche Würde und Tradition zu haben.

Ein Bund aus herrſchſüchtigen Eiferern benutzt und mißbraucht die noch von fern her nachwirkenden altreligiöſen Vorſtellungen, um in den gewaltig anſchwellenden Erneuerungskriſen der Welt alles Werdende an ſich zu reißen und im dunkeln auszubeuten. Auch die großen, künſtlich hervorgepreßten Leiſtungen des Ordens ſind nur ein phantaſtiſcher Maskenzug des Geiſtes, ein frömmleriſcher Vorwand für die Abenteuer der Machtſucht. Aber die Völker haben dieſes tauſendfältig getarnte vierhundertjährige Treiben in vielen ſchweren Drangſalen des Blutes und des Geiſtes abgewehrt.

Es iſt charakteriſtiſch für das Weſen der Jeſuiten, daß ihr Orden niemals eine ihren Bund ſichtbar uniformierende Tracht getragen hat. Sie wollten in den wechſelvollen Strömungen ihrer weltlichen Machtgelüſte nicht als Kompanie, als feſt zuſammengeſchloſſene Truppe, von vornherein erkennbar ſein; ſie wollten getrennt marſchieren und vereint zerſetzen. Ihre Erfolge wie ihre Niederlagen erklären ſich aus dem beiſpielloſen, jedem ihrer Glieder eingepflanzten Fanatismus, der alle Dinge der Welt ohne

Rücksicht auf ihren natürlichen Sinn der Herrschidee des Ordens untertänig machen sollte.

Der jesuitische Leitgedanke ist seiner tiefsten Natur nach nicht religiös, sondern durch und durch politisch. Aber es ist eine Politik, die immer und überall zum Unglück der davon betroffenen Menschen und Völker ausschlagen mußte. Denn ihr klerikales Ziel konnte niemals den durch Blut, Boden und Zeit gegebenen Aufgaben der Nationen entsprechen. Der Orden wollte sich eigenwillig über die organischen Bindungen und Lösungen hinwegsetzen, die der sich langsam vom Mittelalter befreienden Menschheit aufgetragen waren. Dazu mißbrauchte er den Namen Gottes und die christliche Kultur. Dadurch hat er die geistige und moralische Kraft des Christentums in schlimmeren Mißkredit gebracht, als es jemals weltanschauliche Gegner der christlichen Religion getan haben.

Der zweite Ordensgeneral, Loyolas Nachfolger Diego Lainez, schrieb einmal bei seinen Auseinandersetzungen mit der Fürstengewalt: „Wir werden die wahren Könige über den Königen der Staaten sein." Es ist gewiß kein Zufall, daß dieser Lainez, der die ruhelos schweifende Internationalisierung der Ordensherrschaft am schärfsten und emsigsten betrieb, ein Jude war. Zuweilen ließen die Jesuiten, wie auch in dieser Äußerung, die Maske fallen. Dann konnte man blitzartig erkennen, wer sie waren, und was sie eigentlich trieben: Sie sind ebenso die Feinde derer, die Gott auf neuen Wegen deutscher Seele suchen, wie die Nachtgespenster der Herzen, die nach Jesu Christo verlangen.

Überall, wo eine Priesterherrschaft ins Wanken gerät, suchen die geistlichen Hirten ihren Herdenbesitz nach jesuitischen Methoden zu retten. Denn diese geistlich-weltliche Praxis erweist sich auch als das bewährte Abwehrmittel gegen die religiöse Revolution. Im Kampf gegen den deutschbewußten Glaubensrebellen Luther ist der Jesuitenorden

groß geworden. Als dann das erstarrte protestantische Kirchentum die Weiterführung der protestantischen Charakterrevolution verbieten und verhindern wollte, ließ sich leider auch die evangelische Kirche bisweilen auf priesterliche Wege drängen, die in der jesuitischen Gegenrevolution vorgezeichnet waren. Dieser wahrhaft tragische Vorgang ist früher wenig beachtet und erörtert worden, weil in den Vordergründen evangelischen Religionslebens im 19. Jahrhundert der Gegensatz zur römischen Kirche sich eher verschärfte als abschwächte.

Erst Alfred Rosenberg hat in den letzten zehn Jahren durch seine umfassende Kritik an der jüdisch-christlich-katholischen Kultgeschichte die Gefahren jesuitischer Geisteshaltung in neuer Betrachtung erstehen lassen. Diese Gefahren hat er zu der neuen Wirklichkeit deutscher Nation in klare Beziehungen gerückt. Als das deutsche Volk seit 1933 auch sein religiöses Dasein reformieren wollte, wurde diese religiöse Revolution von der kirchlichen Orthodoxie unterbunden. Und Rosenberg sah sich 1937 zu der Bemerkung veranlaßt: „Hier erhebt sich dann für ganz Deutschland die Frage: Bedeutet Martin Luther für die maßgebende Führung des Protestantismus noch eine Kraft oder ist Ignatius von Loyola geistiges Oberhaupt der ‚bekennenden Kirche' geworden?"

Solche Entwicklungen müßte jeder beklagen, der in religiösen Dingen kein Römling ist. Rosenberg hat dazu in seiner Schrift „Protestantische Rompilger" folgendes zu sagen: „So wie einst Metternich nach 1814 über das junge Nationalgefühl siegte, da dieses noch zu viele Bedingtheiten anerkennen mußte, so zwangen die kirchlichen Metterniche unserer Zeit dieses Aufbrausen in den evangelischen Volkskreisen wieder in den Raum des religiösen alttestamentlichen Dynastizismus. Und aus dieser Haltung ergab sich die ungeheuerliche Tatsache, daß die Linie der einst deutsch begonnenen Reformation Martin Luthers in krausen Formen,

aber in ihrer Richtung doch eindeutig ſich der Peterskirche in Rom näherte. Das Geſetz, die Offenbarung, die Kirche, das Credo ſtehen heute dogmatiſch wieder über allen Lebensnotwendigkeiten des nach innerer und äußerer Freiheit ringenden deutſchen Volkes. Damit haben die Dunkelmänner im Dienſte des römiſchen Prinzips neue Bundesgenoſſen gefunden, und — die Reformation und Revolution Martin Luthers wird nunmehr fortſchreitend von ſeinen heute maßgebenden beamteten Nachfolgern jenen geiſtig und damit machtpolitiſch wieder ausgeliefert, gegen die er ein großes heldiſches Leben geſetzt hatte."

Dagegen werden nun wieder die Theologen ihre dogmatiſchen Streitäxte ſchwingen. Daß aber Roſenberg hier einen kranken Nerv im deutſchen Kulturleben bloßgelegt hat, iſt ſachlich nicht zu beſtreiten. Wer ſich nicht von allen „Dunkelmännern im Dienſte des römiſchen Prinzips" entſchieden abkehren will, muß zu ihnen gerechnet werden. Die „Weltgeſchichte eines falſchen Prieſtertums" iſt leider noch keine Sache der Vergangenheit. Aber die Völker erkennen falſches Prieſtertum immer deutlicher.

Inhalt

„Und wie ſteht's mit den Jeſuiten?" 5

*

Ein Phantaſt wird Organiſator 20

*

Miſſionsabenteuer im Fernen Oſten 57

*

Tragikomödie von Moskau bis London 91

*

Die Beichtväter des Sonnenkönigs 120

*

Hundert Jahre deutſcher Glaubenskrieg 146

*

Ein „Muſikſtaat" im Urwald 190

*

„Der Zweck heiligt das Mittel" 216

*

Von einem Exil in das andere 247

*

Maskeraden der Jeſuitenkultur 282

Ein Reich? Ein Volk? Ein Führer?

VON STEVO KLUIĆ

Das Buch eines Ausländers über das neue Deutschland, der zum erstenmal fern von aller einseitigen Kritik, aber ebenso fern von jeder Konjunkturhaltung den Nationalsozialismus mit seinen Menschen und Anschauungen unvoreingenommen erlebt hat.

Ein Jugoslawe nimmt Stellung zu den uns bewegenden Problemen, oft überraschend durch das unbestechliche Urteil, durch die originale Weiterführung der Ideen und die ungewohnte Kennzeichnung verborgener Seiten unseres Wesens.

So ist das Buch nicht nur Feststellung von Tatsachen, sondern zugleich und wesentlich auch eigenwillige geistige Durchdringung des Nationalsozialismus, die nicht tadelt oder lobt, sondern sich mit den Gegebenheiten souverän auseinandersetzt.

Ganzleinenband RM 4.80

Brunnen-Verlag / Willi Bischoff / Berlin SW 68

Rebellen unterm Kreuz

Ein Tatsachenbericht
über die große chinesische Revolution 1849–1864

VON LUCY CORNELSSEN

Ein spannender Tatsachenbericht über die Taiping-Rebellion, die das Erwachen Chinas einleitete. In China dauert eine Revolution 100 Jahre sagte einmal ein genauer Kenner des Fernen Ostens. Das trifft gerade für die Taiping-Rebellion zu, deren letzte Auswirkungen wir heute miterleben. Der Chinese Hung, Phantast und Übermensch, und der Engländer Gordon waren die Gegenspieler in diesem 10 Jahre dauernden Kampf, der 20 Millionen Menschen das Leben kostete. Das Buch läßt eine ganze bunte Welt vor uns erstehen, mit ihren Kampfmethoden, ihrer Lebensweise und ihren fremdartigen Charakteren.

Ganzleinenband RM. 4.80

Brunnen-Verlag / Willi Bischoff / Berlin SW 68